LEO LEIXNER

Von Lemberg bis Bordeaux

Fronterlebnisse eines Kriegsberichters

Von Lemberg bis Bordeaux

Fronterlebnisse eines Kriegsberichters

von

Leo Leixner



Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachfolger, G. m. b. H., München

Dieses Buch enthält 200 Lichtbilder von Kriegsereignissen in Polen, Holland, Belgien und Frankreich

Davon sind 169 Lichtbilder eigene Aufnahmen des Verfassers vom Feldzug im Westen

Ferner sind in dem Buche folgende Lichtbilder veröffentlicht:

Vom Feldzug in Polen : 11 Stellv. Generalkommando des VII. A. K. Abt. 1 C; 7 PK.-Hilscher-PBZ.; 2 PK.-Dr.Leixner-PBZ.; 2 PK.-Urheber unbekannt-PBZ.; 1 PK.-Essel-PBZ.; 1 PK.-Dainko-PBZ.; 1 PK.-Wollny-PBZ.; 1 PK.-Reindl-PBZ.

Vom Feldzug im Westen: 2 PK.-Pfitzner-PBZ.; 1 PK.-Olesko-Heeresdokumentarfilm „Der Sieg im Westen“; 1 PK.-Teschendorf-Weltblld ; 1 PK.-Hoffmann jr.-PBZ.

Einband und Schutzumschlagentwurf Friedrich Kremer, München

Das Lichtbild auf der Umschlagseite (phot. Dr. Leixner) zeigt den Einmarsch bespannter Artillerie in die belgische Hafenstadt Nieuport. Im Hintergrund die von den Engländern bombardierte brennende Kathedrale

---

3. Auflage 51. — 80. Tausend 1942

Druck: Der Alemanne, Druckerei- u. Verlags-Gesellschaft m. b. H., Freiburg im Breisgau

Meinen Schriftleiter-Kameraden, die nicht wiederkamen:

Herbert Lehnert

gefallen am 23. 5. 1940 bei Saarbrücken

Helmut Liebel

gefallen am 16. 5. 1940 vor Sedan

Richard Schwandt

gefallen am 23. 6. 1940 bei Grenoble

Eduard Voigt

am 19. 5. 1940 vom Feindflug nicht zurückgekehrt

Der Feldzug gegen Polen

„Noch ist Polen nicht verloren..."

Am Vorabend des Polenfeldzuges

Cadca, 31. August 1939, 20 Uhr.

Um 5 Uhr morgens sind wir in Neutitschein aufgebrochen, wir vier, ein Bildberichter, ein Wortberichter und zwei Fahrer. Marschziel Sillein, Slowakei, Meldung bei einer Infanteriedivision. Mittags sind wir dort. „Propagandakompanie?" Darauf folgt ein sehr bedeutungsvolles: „Aha. — Höchste Zeit, daß ihr gekommen seid!" Der „I c" weist uns ganz kurz in unsere Aufgabe ein, es dürften gar wichtige Dinge im Gange sein, das spannen wir. „Der Kommandeur des IR. 62 fährt eben nach Cadca ab, hängen Sie sich gleich an...", wird uns befohlen. Wenige Minuten später brausen wir die Bergstraße hinauf hinter dem Wagen des Generalmajors Lang †, Richtung Jablunkapaß. Ein ziemlich atemloser Start — vielleicht ist er ein Vorzeichen für das, was kommt...?

Morgen 4.45 Uhr früh geht's los, das Geheimnis ist uns eben anvertraut worden, die wenigen Stunden müssen wir zur Vorbereitung für unsre Aufgabe noch nützen. Ein Ordonnanzoffizier führt uns hinauf zur Grenze, von wo wir das Gelände des Jablunkapasses einsehen können. Auf leisen Sohlen, schön geduckt, schleichen wir durch Busch und Stein, die drüben dürfen nicht Lunte riechen...

In wenigen Stunden aber wird sie an das Pulverfaß gehalten, das Polen heißt. Dann wird unter Krachen und Bersten etwas in sich zusammenfallen, was nie ein Daseinsrecht hatte. Raubstaat Polen — auch das, was vor uns liegt im strahlenden Schein des Hochsommernachmittags, der flache Sattel Jablunka, wurde erst im Vorjahr den Slowaken geraubt. Im Sommer 1937 standen wir bei Lauenburg ergriffen an der Schandgrenze des Polnischen Korridors. Die Trauer über deutsches Leid hatte damals keinen Raum in uns, weil die Empörung in uns glühte... Wir fühlen, wie jetzt diese verhaltene Glut jäh in uns aufloht, wir aber brauchen den Brand nicht mehr zu dämmen, wir brauchen keine Bitternis mehr hinabzuschlucken, wie wir es taten in den anderthalb Jahrzehnten der Versailler Entwürdigung — jetzt lodere, Flamme der Vergeltung! Wir sind in die seltene Stunde der Geschichte

eingetreten, da wir in Taten das Schicksal der Jahrhunderte wenden dürfen. Wem jetzt das Blut nicht rauscht und das Herz nicht schneller schlägt, und er steht hier an dieser Grenzlinie der Willkür als ein Grenadier in dieser Streitmacht einer neuen Gerechtigkeit — er hat unwürdig und stumpfsinnig vorbeigelebt an einer gewaltigen Zeit.

Was ein Mensch mit dem Gewicht des Wortes und der Vernunft zum Verständnis zwischen zwei Völkern überhaupt beitragen kann — hat unser Führer es nicht großherzig vollbracht? Er aber fand jenseits der Grenze ein maßlos schmähsüchtiges Geschlecht, das den Machtrausch einer Vernichtung Deutschlands vor den Toren Berlins bedenkenlos der guten Nachbarschaft vorgezogen hat. „Tatarenstaat Polen“, entsinnen wir uns kürzlich bei Clausewitz gelesen zu haben; sein Urteil über die Staatsmänner Polens, vor mehr als 100 Jahren gefällt, könnte eben erst hingeschrieben worden sein: „Diese waren selbst viel zu sehr Tataren... Ihr liederliches Staatsleben und ihr unermeßlicher Leichtsinn gingen Hand in Hand, und sie taumelten so in den Abgrund.“

Das Wort hat also ausgespielt. Nun sei du, deutsches Schwert, Anwalt unsres Rechtes und der Rächer unsrer tausendfach beleidigten Ehre!

*

Cadca, 1. September, 2.45 Uhr früh.

Die Nacht ist zu aufgewühlt, nein, unsre Herzen sind zu aufgewühlt, als daß wir auch nur ein Auge voll Schlaf finden könnten. Wir studieren die Karte im abgeblendeten Scheine der Taschenlampe, hören mitternachts noch die Besprechung des Angriffsplanes durch den Regimentskommandeur mit an. Und jetzt, es geht gegen 3 Uhr morgens, brechen wir auf. Auf einem Grenzberg wird der Regimentsstab seinen Gefechtsstand beziehen, um von dort aus den Angriff auf den Jablunkapaß zu führen.

„Noch ist Polen nicht verloren...“ Stimmt, stimmt immer noch. Doch nach 5 Uhr wird der Vers wohl etwas anders lauten müssen...

Nach zweistündigem Grenzgefecht

Reichskriegsflagge weht über dem Jablunkapaß

Feindliche Sprengkommandos zerstören die Tunnels
„Poljak zurrick!“ frohlocken die Slowaken
Junge Soldaten über altösterreichischem Festungswerk
Slowakenmädchen bekränzen unsere Sturmtruppen
Der Mesner von Mosty läutete einen frommen Alarm...

Auf dem Jablunkapaß,
1. September, 10 Uhr.

Der Jablunkapaß, die bekannteste Überquerung der Westkarpaten, befindet sich seit 6.15 Uhr in deutscher Hand. Die Paßhöhe, die durchzogen ist von dem etwa 400 Meter langen Tunnel, durch den die kürzeste Bahnverbindung Wien—Warschau führt, ist nunmehr von unsren Kräften stark gesichert. Die nahe dem Bahnhof gelegene Ortschaft Mosty ist in kurzer Zeit vom Feinde gesäubert worden. Unter dem Donner der Sprengungen, die der weichende Feind an der Paßstraße vornahm, haben wir um 6.30 Uhr auf der Paßhöhe die Reichskriegsflagge gehißt. Die zwei Tunnels der internationalen zweigleisigen Strecke sind durch Sprengungen vom Feind unpassierbar gemacht worden. Um 7.30 Uhr sahen wir auf eine Entfernung von etwa acht Kilometer unter einem Getöse, das den ganzen Talkessel erfüllte, eine hohe Rauchsäule aufsteigen, unweit vom Sanatorium Jablunka. Es steht noch nicht fest, was hierbei der polnischen Vernichtungswut zum Opfer gefallen ist.

Infanterie aus Niederbayern, geführt von Generalmajor Lang †, nahm in schneidigem Angriff den Paß, den der Feind etwa in Stärke eines Bataillons hinhaltend verteidigte. Geschickt die Deckung des leicht bewaldeten, sanft abfallenden Geländes nutzend, kamen die Kompanien bis auf einige hundert Meter an die Tunnelmündung heran, ehe sich das Feuergefecht entwickelte. Ein Zollhaus wurde im Handstreich genommen. Um 5.30 Uhr traten unsre MG.-Züge in Tätigkeit, sie warfen den Gegner in die Wälder zurück. Gegen 5.45 Uhr schwoll der Gefechtslärm an, unsre Infanteriegeschütze und Granatwerfer griffen ein. Der feindliche Widerstand an der Tunnelmündung wurde rasch niedergekämpft. Gleich darauf erkannten wir aus

dumpfen Detonationen, daß die Tunnelsprengung nicht mehr zu verhindern ist.

Wir rücken über das Slowakendorf Uprivary auf die Höhe 605 vor. Mit gutmütig-wohlwollendem Lachen empfangen uns die Dorfbewohner vor ihren Holzhäuschen und grüßen mit erhobener Hand. „Poljak zurrick!“ rufen sie uns frohlockend zu.

„Ist das die polnische Grenze, Herr Leutnant?“ fragt ein Schütze. „Das war die polnische Grenze“, erhält er zur Antwort. Das fühlen auch die bäuerlichen Menschen, die aufatmend wieder an ihre Arbeit gehen, als das große Glück dieser Stunde. Sie wissen, sie sind nun geborgen unter dem Schild des Reiches, und keine Willkür, keine „polnische Wirtschaft“ wird je hierher wieder zurückkehren. Sie geben ihrem Polenhaß mit geballten Fäusten Ausdruck und sie tilgen die Spuren der kurzen Polenherrlichkeit am Jablunkapaß im Handumdrehen. Eben werden die Schilderhäuschen und die Zollstation dem Erdboden gleichgemacht, ein Mordsspaß für die Slowakenbuben, die sich von dem nahen Gewehrfeuer nicht erschüttern lassen.

Wir zählen noch keinen Verwundeten, die Polen dagegen haben an der Tunnelmündung einige Tote zurückgelassen. Wir sind auf der Höhe 605. „Sance“, nennt die Karte den Punkt, das heißt eigentlich Schanze, die Bezeichnung für die verfallenen altösterreichischen Festungswerke, die, völlig vergrast und verfallen, dennoch unsren Schützen in diesem Augenblick Deckung gewähren. Die alten Kasematten erleben so, aus dem Schlummer der Jahrhunderte aufgeschreckt, noch einmal einen wettergrollenden Kampftag. Im Weltkrieg, als hier die Karpatenwacht stand, wurde um die Schanze nicht gekämpft. Aber jetzt stürmt das junge Geschlecht des neuen Deutschlands darüber hin, zugleich mit den Weltkriegsteilnehmern — eine heilige Glut erfüllt sie alle. „Herrgott“, hören wir einen alten Kämpen, Oberstleutnant Streil †, ausrufen beim Anblick seiner ungestüm vorwärtsdrängenden Männer, „Herrgott“, da lacht einem alten Frontsoldaten doch das Herz...!“

In einem richtigen Gebirgsgefecht haben die Burschen gezeigt, welcher Geist in ihnen steckt, und dabei haben sie ihre Feuertaufe erhalten. Das beglückte Lachen der befreiten Slowaken ist ihnen Dank und Ansporn. „Wir haben ja schon lange auf euch gewartet“, erklären die Slowaken unsrem Dolmetsch.

Wir stehen jetzt über dem Tunnel, die Spitze der Kompanie säubert eben Mosty. Die Asphaltstraße, die über den Tunnel führt, ist geborsten von der Wucht der Explosion. Ein flüchtiger Blick hinein in die Schlünde der Tunnelausgänge, aus denen noch der Explosionsrauch qualmt. Die Quadern der Mauern sind zusammengestürzt, Schotter hat den Tunnel vollends zugeschüttet. Auf 50 Meter Länge haben die Polen die Geleise aufgerissen, die Straße ist verlegt mit eisenarmierten Baumstämmen.

Wir schauen hinüber nach Mosty: Die Einwohner sind mit Hakenkreuzfähnchen auf die Straße getreten, die Slowakenmädchen schmücken mit den Blumen des frühen Herbstes unsre tapfere bayerische Infanterie. Eben werden die ersten polnischen Gefangenen herangeführt, sie ziehen ihre Eierhandgranaten aus der Tasche und werfen ihre Gewehrmunition ins Gras.

Diese Geste sieht schon weit bescheidener aus als die Gebärde des Herrn Prchala von neulich, der uns die „Zermalmung“ ankündigte. Und wer kommt denn da? — Ah, der Herr Mesner von Mosty, ein Pole, der daran war, die Glocken zu läuten, als unsre Infanteriespitze in die Ortschaft einzog, um der feindlichen Artillerie fromme Signale zu geben...

Nein, nein, ihr Mesner und sonstigen Dunkelmänner, dieser Tag gehört uns! 1. September (1870 der Tag von Sedan), ein Tag, den wir als gutes Omen deuten wollen, ein Tag des Sieges einst und heute.

Und nun verschnaufen wir ein wenig. Gleich heißt es, den Stahlhelm wieder fester binden.

Bereitstellung zum Angriff

Nächtlicher Überfall auf das Alarmquartier Koniakow

Der „Schornalist“ und der Schriftleiter-Soldat / Wo steht der Feind? Fröhlicher Gänsefang am frühen Morgen

Kasperki, 2. September, 6 Uhr morgens.

Zwei ruhelose Nächte und ein Tag gespanntester Anstrengung liegen hinter uns. Nur wenige Stunden der Rast scheiden das Tagwerk des Soldaten von dem nächsten Tagwerk. Allein die Wucht, mit der uns die Ereignisse vorwärtstreiben, läßt nicht zu, daß uns Müdigkeit überwältigt. Wir schlafen wie auf Kommando dort und da in einer knappen Ruhepause eine halbe Stunde, wo wir eben liegen oder sitzen, im Beiwagen des Kraftrades, auf der Protze oder auf dem blanken Boden. Das muß genügen und genügt auch in diesen Stunden unablässigen Vorstoßens.

Der Kriegsberichter hat seine Schreibmaschine nicht irgendwo hinten im warmen Nest eines „Pressehauptquartiers“ aufgebaut, er formt seine Berichte nicht aus den Erzählungen anderer — wie es einmal gewesen ist —, sondern er will vorn an der Front stehen, wo es hart auf hart geht. Das gehört nun auch zum Lebensstil des neuen Deutschlands: Der Mann der Feder, mit dem Waffenhandwerk vertraut gemacht, geht Schulter an Schulter mit dem Infanteristen im Kampfgelände vor. Soldatischer und schriftstellerischer Auftrag fließen in eins zusammen — das Buch, die Feder verbrüderte sich dem Gewehr.

Der deutsche Schriftleiter-Soldat, so hoffen wir, steckt jetzt endgültig und überzeugend die Grenzmarkierung ab, hinter der jener mit glitzernden Worten um sich werfende Geistreichler von einst, der „Schornalist“, zu einer absonderlichen geschichtlichen Erinnerung verdorrt. In dem Bemühen, einem zählebigen Vorurteil den Rest zu geben, das wohl einmal eine gerechte Verurteilung gewesen ist eines Berufsstandes, der wie zahlreiche andere der Zersetzung erlegen war — reicht der Schriftleiter-Soldat der PK. dem nationalsozialistischen Kampfschriftleiter die Hand zurück in die Jahre des Ringens der Bewegung...

Wir wollen das beschreiben, was wir erleben, und nicht viel mehr als das. Wir geben wenig auf die Erlebnisschilderung aus zweiter und dritter Hand. So glauben wir auch, uns am besten frei zu erhalten von dem Pathos, das seine bleichen Orchideenblüten treiben mag in der Stubenluft weitab von hier und geschirmt von dem Sturm der Zeit. „Im Krieg ist alles einfach, das Einfachste jedoch“, — sagt Clausewitz — „höchst schwierig.“ Vielleicht wird das auch für den Gebrauch des Wortes Geltung haben — wir wissen es noch nicht, denn eben erst ist der Krieg als ernster Pate an die Wiege des Wortes getreten.

„Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was jemand mit seinem Blute geschrieben hat“, bekennt Nietzsche. Als kämpfende Nationalsozialisten haben wir Nietzsches Bekenntnis ehrfurchtsvoll aufgenommen. Er soll seine würdige Nachfolge haben in unsrem Geschlecht, das seine Geschichte mit Blut und Eisen schreibt, und er soll auch keine Skribenten finden in der neuen Ära Deutschlands, die seine glühende Philosophenseele herauf gesehnt hat aus der Tiefe der Zeiten, sondern Berichter, hinter deren Wort das Pfand ihres Lebens steht...

Vor einem ärmlichen polnischen Bauernhaus haben wir uns jetzt niedergelassen, ein paar Holzklötze bilden den Schreibtisch, rundum der klirrende Gefechtstroß, das Gewieher der Pferde, das Rattern der Motoren. Der Morgennebel wallt über die flachen Höhenzüge der verebbenden Westbeskiden. Aus dem Silbergrau tauchen die Silhouetten der vorbeiziehenden Truppen und Materialwagen auf. Kommandoworte fliegen über den Lagerplatz — welch einen Sprung müssen wir doch tun, um aus dem Erlebnis zur Betrachtung zu kommen!

Was hat unsre Infanterie gestern nicht alles schaffen müssen! Für den Kampf im Gebirge eigentlich gar nicht gerüstet, wurde sie dennoch vor die Probleme des Bergkrieges gestellt, und sie hat sie gelöst. Das Schwierigste war die Auffahrt der Wagenkolonnen durch das völlig unwegsame Gelände, das sich zwischen Jaworzina und Koniakow hinzieht. Ehe unsre Pioniere über die Bäche Brücken schlugen und vermoorte Stellen mit Steinen auslegten, mußte die Infanterie über Stock und Stein und Mulde. In Istebna Gefechtseinsatz nach strapazenreichem Marsch. Einige MG.-Nester werden ausgehoben.

Um 16 Uhr ist die Berghöhe Plachazita bei Koniakow genommen, Koniakow selbst wird von den Polen jäh verlassen, das Dorf ist zum Nachtlager ausersehen. Die Feldküchen bleiben aus, sie sind irgendwo im Gelände aufgehalten worden. Die eiserne Ration muß her. In der Nacht arbeitete sich noch die MG.-Kompanie nach vorn, sie trifft gerade zu dem Zeitpunkt in Koniakow ein, als das Gros aufbricht. Aber die Männer halten durch und bewahren sich einen wundervollen Kampfgeist. Die neun Verwundeten, die die Truppe hatte, bezeugen die Härte des Einsatzes.

Was für aufpeitschende Nacht war das! Wir hatten uns das Anrecht auf ein paar Stunden Schlaf ehrlich erworben. Wir richten uns eben ein in dem Stall einer Gastwirtschaft, aus der vor wenigen Stunden noch die Polen auf die Truppe feuerten. Der Wirt hat uns, nachdem er sich zunächst weigerte, etwas schales Bier verkauft. Wir hatten zufolge des anstrengenden Marschtages mächtigen Durst. Ach — nun schlafen, um bei Tagesanbruch bereit zu sein! Wir liegen eben im Hinüberdämmern auf dem Stroh — da gellen hell Schüsse, ganz nah vor unsrer Unterkunft. Alarm! Alarm! Im Nu stehen wir Gewehr im Anschlag. Überfall von Freischärlern? Darauf müssen wir gefaßt sein zu jeder Stunde. Die eine Kompanie rückt bereits nach vorn — eine wunderhelle Mondnacht, träumerisch und mild, steht über uns. Nach einer Stunde ist die Flur gesäubert. Es bleiben uns noch zwei kostbare Stunden der Ruhe im Alarmquartier Koniakow.

Um etwa 5 Uhr setzt sich das Gros des IR. 19 in Marsch auf der Straße Koniakow—Seybusch. Tiefes Schweigen begleitet unsren Marsch, kein Artilleriebeschuß behelligt uns. Wo steckt der Feind? Verödet liegen die Dörfer, Schreckensnachrichten von dem angeblich bevorstehenden Wüten der deutschen Truppen haben die Dorfbewohner jählings aus ihren Behausungen vertrieben. Alles Vieh ist indessen unversorgt zurückgeblieben. Gottlob ist noch was da für uns! Der Landser geht nun aus auf Hühner- und Gänsefang, die Feldküche blieb ja weit zurück. Da geht's jetzt kreuzfidel zu — wie am Jahrmarkt, ein Gänsekreischen, Schweinequietschen, Johlen und rüttelndes Gelächter, wenn ein Hühnerjäger im taufeuchten Gras längelang hinfällt, ohne Weidmanns Heil.

Oben: *Angriff auf den Jablunka-Paß am 1. September morgens. In Gefechtsordnung geht Infanterie vor*

Unten: *In der Morgensonne marschieren bereits die Kolonnen frohen Mutes über den eroberten Paß (Seite 12)*

Oben: Vom Berge Barania schauen wir um die Mittagsstunde des 1. September hinunter auf Wegierska Gorka, trügerischer Schein eines friedlichen Tales (Seite 19)

Unten: Marschkolonnen setzen über ein Flußbett bei Milovka

Lachen am frühen Morgen soll, meint das Sprichwort, keinen zu frohen Abend bringen. Das III. Bataillon stellt sich zum Angriff bereit, hinter Nebelschleiern liegt noch das lauernde Ungewisse.

Getreu dem Wappenspruch „Vorwärts und 'ran an den Feind!“

Die Sturmnacht von Wegierska Gorka

Die rechtschaffene Feuertaufe / Ein Stoßseufzer auf dem Barania Unsre Bomber donnern uns voran... / „Drauf und dran wie Blücher...“ „Flach werden wie 'ne Briefmarke“ Nächtlicher Sturmangriff auf den Bunker / Zurück zur Schreibmaschine

Vor der Befestigungssperre Wegierska Gorka,
3. September, 9 Uhr.

Noch rollt, während wir dies schreiben, der Donner der Geschütze durch das Solatal, dort und da ist schon eine Bresche geschlagen in die Befestigungssperre von Wegierska Gorka, aber noch wird erbittert um die restlichen Betonbunker gerungen, die unsren Vormarsch aufhalten. Quer durch dieses Tal hat der Feind seine Hauptwiderstandslinie gelegt, an Wegierska Gorka, hofft er wohl, soll der deutsche Ansturm zerbrechen. Aber unsre Münchener Division hat den Feind an der Kehle gefaßt, frontal stoßen unsre Pioniersturmtrupps gegen die Feuer und Stahl speiende Mauer vor, die sich von der einen Talseite zur anderen hinzieht, und in den Flanken wird er gepackt. Wir kommen eben von der Höhe Zawodzie zurück, die wir heute nacht erobert haben. Das III. Bataillon des IR. 19 — das Regiment, das die Tradition des Weltkriegsregimentes List fortführt, bei dem einst der Kriegsfreiwillige Adolf Hitler eingetreten war — hat in einem Nachtgefecht den Feind zurückgeworfen auf der linken Talseite und hat damit eine beherrschende Höhe gewonnen.

Der Feind hat sich zähe und heftig verteidigt, wir haben ja eine polnische Elitetruppe vor uns. In Anbetracht des Gewinnes sind unsre Verluste nicht groß. Das Regiment hat sich seiner hohen Tradition würdig erwiesen, es lebte da der alte Kampfgeist des Freiwilligenregimentes List wieder auf, und Infanterie verteidigte, nein, erwarb aufs neue ihren stolzen Ruhm, zu sein — die königliche Waffe. Ihr Ruhmestitel ist in ihrem Auftrag ausgesprochen, in der „Ausbildungsvorschrift für Infanterie“:

1. Die Infanterie ist die Hauptwaffe. Alle anderen Waffen unterstützen sie. Mit Feuer und Stoß ringt sie den Feind nieder. Sie bricht im Angriff seinen letzten Widerstand, an ihrer Abwehr scheitert der feindliche Ansturm.

2. Die Infanterie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer. Dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm. Die Stärke der Infanterie liegt in ihrem Angriffsgeist. Ihn muß sie im Vertrauen auf ihre eigene Kraft pflegen. Ihr Kampf muß beherrscht sein von dem Willen: „Vorwärts und 'ran an den Feind!“

Diesem Wappenspruch der Infanterie hat unsre Division, unser Regiment die Treue gehalten, als es hart auf hart ging und Mann gegen Mann stand.

Auf der Straße von Koniakow—Kryziwa—Cisiec vollzog sich gestern morgen im Schutze des diesigen Wetters der Aufmarsch der Truppen in den Bereitstellungsraum. In Gefechtsordnung gingen wir die Talsenke bei Szare hinab. Und nun empfingen viele von uns die rechtschaffene Feuertaufe.

Sie verschlägt einem — das zu sagen, schämen wir uns nicht — ein bißchen den Atem. Sie wird zum seltsamen Erlebnis zumal dann, wenn man, wie wir gestern, in der stählernen Dusche gestanden hat. ohne es recht zu wissen. Als wir so gegen die Ortschaft Szare vorgehen, um die Höhe des Berges Barania zu gewinnen, liegen die Einschläge der Infanteriegeschütze dicht neben uns. Verdammt, denken wir, schießt unsre Artillerie aber kurz, die meint es zu gut mit uns. Bis ein Reiterspähtrupp uns im Vorbeigaloppieren schreiend klar macht, daß es vom Barania herab so unfreundlich regnet. „Deckung, feindliche Artillerie schießt!“ Der Morgennebel verzieht sich, der Berg Barania liegt vor uns.

Glücklich kommen wir voran. Die Brücke bei Krzywa haben die Polen hochgehen lassen. Wir waten durch den Bach und stellen uns in dem brennenden Dorf bereit, den Berg zu gewinnen. Unsre schweren Waffen nehmen den Hang des Barania aufs Korn. Der Feind zieht sich zurück. Wir stehen auf der Höhe des Barania und überschauen die Bunkerstellungen unter uns. Es ist Mittag geworden. Die Feldküche bringt uns was Warmes nach. Ein Beuteschwein hat dran glauben müssen. Das hält lange vor.

Ein feindlicher Aufklärer fliegt ganz niedrig über uns dahin. Schneidig, das muß man sagen, fliegt er unsre Anmarschstraße an, er nimmt die Kolonne unter MG.-Feuer. Es wird unter den Landsern gewitzelt, er hätte nur ein frischgeschlachtetes Schwein tödlich getroffen, das in einer Feldküche eben zerlegt wurde.

Er gibt jetzt jäh Höhensteuer, unser Abwehrfeuer wird ihm doch ungemütlich.

Heiß brennt die Mittagssonne auf den Barania. „Jetzt'n war a Maß Bier recht“, seufzt ein Bayer und wischt sich das Fett des gesottenen Schweinefleisches vom Mund. Er kann sich mit dem Bachwasser der Beskidenhänge nun einmal nicht abfinden.

„Oa polnische Kompanie geht z'ruck“, meldet ein Schütze, der eben von der Berghöhe herabgelaufen kommt, dem Bataillonskommandeur Major v. R. „Mit oan MG. tüchtig einipfeffern, Herr Major —“, meint er atemlos, er kann es nicht mehr erwarten. Doch die Entfernung ist viel zu groß.

Ein dunkles Brummen zittert durch die Luft, es müssen Bomber sein, aber in dem flirrenden, dunstgeschwängerten Licht des Mittags ist keine Spur davon zu erkennen. Die Infanterie grüßt mit stolzem Lächeln die unsichtbaren Brüder in der Luft.

Um 16.15 Uhr, als wir uns eben zum Angriff bereitstellen, donnern sie wieder zurück — ihre Ketten und Staffeln zeigen keine Lücken.

Nachdem nun das Schwert der Luft zugeschlagen hat, haben die Erdtruppen ihr stählernes Wort zu sprechen. In Gefechtsordnung, musterhaft licht gegliedert, gehen die Kompanien vor. Keine Nervosität, alles vollzieht sich mit der Selbstverständlichkeit des Übungsfeldes. „Jetzt geht drauf und dran wie Blücher — nicht wahr, Soldaten?“ ermuntert im Vorbeigehen der Kommandeur seine Männer.

Wir machen uns auf den ersten Nahkampf gefaßt. Es stellt sich bei diesem und jenem die Stille des Gemütes ein, die nun einmal über einen kommt, wenn man sich vor der dunklen Schwelle stehen sieht, die Tod heißt. Aber es gibt lustige Vögel, die sich aus nichts was machen, gottlob, sie zwitschern, daß man lachen muß — trotz alledem.

Wir haben die Sturmausgangsstellungen, Sattelhöhe Goluski, Kote 428, erreicht. Der Feind hat uns erkannt. Er deckt uns mit indirektem MG.-Feuer zu, das über die Sattelhöhe hinabreicht, knapp über unsren Köpfen zirpen die Kugeln hinweg. „Ziiiuu — ziiiuu — ziiiuu —“, als ob uns Peitschenhiebe um die Ohren gellten. Die ersten Verwundeten werden zurückgebracht. Wir drücken uns von Minute zu Minute tiefer 'rein in die Ackerfurche. Wir lernen das Gelände ausnützen, wie uns gelehrt worden ist, und praktizieren erstmalig gründlich die Kenntnisse, die uns im

Februar dieses Jahres in Rathenow eingebläut wurden — im buchstäblichen Sinne des Wortes — auf dem hartgefrorenen Militärübungsplatz auf der märkischen Heide: „Flach werden wie 'ne Briefmarke.“

Der Geschoßhagel verdichtet sich. 16.50 Uhr. Das Vorbereitungsfeuer unsrer Batterien setzt ein, zehn Minuten lang trommeln unsre Stahlfäuste auf die Bunkerwände und halten den Feind nieder. Doch das MG.-Feuer sichelt noch immer durch die Luft, zwischenhinein platzen Granaten. „Gas — Gas — — —!“ wird durchgerufen. Die einschärfenden Mahnungen des Gasunteroffiziers von Rathenow klingen uns im Ohr. Wie bald haben wir jungen Hasen das alles brauchen können! Böseste Worte aus dem bayerischen Fluchvokabularium werden laut, auch eine Art schwerer Artillerie. Der Gefreite, der neben uns liegt, wettert auf Teufelkommraus. Er hat sich eben eine Zigarette ins Antlitz gesteckt in der Erregung dieser Augenblicke, er macht sich sein „Blaukreuzgas“ selber. „Himmelherrgodzakrament“, flucht er, „do kimmst ja überhaupt niamma zam Raucha...“, und stülpt sich die Gasmaske über.

Wenige Minuten noch liegen wir in den Ackerfurchen, dann Angriff. Auf 17 Uhr kriecht der Zeiger. Unsre Artillerie schwenkt zur rechten Talseite hinüber. Ein aufwühlendes Gewittergrollen erfüllt den Talkessel.

Wie eine Befreiung überkommt es uns nach diesem herzbeengenden Sichduckenmüssen, nach dem Befehl: „Auf — marsch, marsch!“ — „Vorwärts — 'ran an den Feind!“ ruft uns der Augenblick zu. Bergab geht's im Sturmlauf und wieder bergauf — wir brauchen nicht mehr zu denken, trifft's mich oder pfeift es vorbei?, es hat etwas von uns Besitz ergriffen, wir wissen nicht, wie wir es nennen sollen, es ist wie ein Taumel von Freude, und alle Todesangst ist klein und lächerlich geworden im Nu — da, ein verlorener Munitionskasten, wir schnappen ihn, wir werden ihn brauchen können — hurra, hurra! — 'ran an den Feind! Ein Draufgängertum ist ringsum lebendig geworden, daß einem das Herz im Leibe wieder lacht. Unsre MG. sichern den Sturmangriff, die schweren Granatwerfer hauen hinunter auf die Bunker, denen es die Sprache verschlägt. Das Gewittergrollen der sich bekämpfenden Geschütze füllt das Solatal bis zum Rande. Rauchschwaden schwelen darüber.

Der Wald gewährt dem Feind gute Deckung. Dort und da tackert plötzlich ein MG. auf uns los, zwingt uns in Deckung. Doch immer wieder gilt für die deutsche Infanterie: Sprung auf — marsch, marsch — 'ran an den Feind — Sturm!

Wieder ist eine Höhe unser! Einen Augenblick verschnaufen wir, gebannt von der Wucht dieses Anblickes: Blaue Dämmerung hat sich über das Tal der Sola gelegt, sie tut so sanft und schön, als ahne sie nichts von Sterben und Vernichtung, sie kämpft mit dem Brandrot zahlloser Feuersbrünste, die diese blaue Stunde gespenstisch erhellen.

Leuchtspurgeschosse rasen in dichten Strähnen unablässig auf die Betonwerke zu und spinnen als pfeifende Webfäden ein grünleuchtendes Netz des Verderbens über Wegierska Gorka. Aus tausend feuerspuckenden Stahlrohren orgelt dunkel brausend die aufpeitschende Fuge Krieg.

Ein Flammenwerfer geht dem Bunker zu Leibe, der uns hartnäckig in der Flanke beschießt. In schauerlich wilder Schönheit entflammt vor uns jetzt ein Bergdorf zur Fackel — wir arbeiten uns sprungweise hindurch — im gelbroten Schein ein leicht jagdbares Ziel für die polnischen Scharfschützen drüben am Hang.

Die finsterblaue Nacht ist eingefallen, zeitweilig unheimlich durchhellt von aufsprühenden Bränden. Vor uns ist es merklich stiller geworden. Entlang eines murmelnden Wässerchens an der Sohle des Grabens stolpern wir in Schützenreihe, das brennende Dorf weist uns zunächst noch den Weg. Unsrer Sache fast sicher, arbeiten wir uns vor an die bewaldete Höhe. Kaum daß einer den andern wahrnimmt in der abgründigen Finsternis des Waldes, die uns jetzt verschluckt hat. 'rauf über die Böschung — wir flüstern nur mehr —

Ziiiuuu — tack — tack — tack — die Erde spritzt vor uns auf, ganz dicht vor uns. MG.-Mündungsfeuer blitzt grüngelb. Schneller als ein Gedanke springen wir in den Graben zurück in volle Deckung — keinen — Gott sei Dank, keinen von uns hat's erwischt. „Dusel gehabt“, preßt der Kommandeur hervor, aber auf 50 Schritte hat uns der Pole anlaufen lassen, um uns abzumähen.

Es mag vielleicht eine halbe Stunde vergangen sein, vielleicht auch mehr, während der zwei vergeblichen Flankenangriffe der Kompanien auf den Bunker vor uns.

Eingekesselt? Umschlossen? In die Falle geraten?

So hämmert uns das Blut in den Schläfen.
Zwei Verwundete schreien um Hilfe draußen auf der Wiese.
Eine stählerne Stimme, es ist der Kompaniechef, Hauptmann W., reißt uns aus dem Lauschen mit verhaltenem Atem, sie reißt uns mit, reißt uns bergauf: „Sturm — Sturm!“
„Hurra — hurra — hurra!“ hallt es über das Dickicht hin. Dumpf schlägt ein harter Knall ans Ohr. Eine Handgranate, sie hat uns im Stacheldrahtverhau eine Lücke gerissen. Da müssen wir hindurch.
Hurra! raaa — raaa —! hallt das Echo durch den schwarzen Forst. Wir kommen, bergauf hastend, an die Befestigung. Pah! — die Füchse sind aus dem Bau gefahren.
Wir liegen im Wald, ins Moos gepreßt, denn über uns in den Wipfeln faucht die Kugelsense. Wer weiß, wie lange wir da liegen? Es wird heller und heller, es scheint, als wäre der Mond aufgegangen.
Wir hören, wie nun die II. Kompanie über die Wiese stürmt, über die blanke, vom Feind eingeschossene Wiese — die können es ja nicht wissen. Schreie Verwundeter — die Polen feuern in unsre Stürmer.
Jetzt hält uns nichts mehr zurück, 'ran — 'ran! Es ist die Erbitterung über den Kameraden, der bluten muß, die uns antreibt, vorwärtstreibt. Wir kommen — wartet, Polacken — wir kommen!
Wir brechen uns die Bahn durchs Geäst. Schießen hinein in den verteufelten Wald, was das Zeug hält, stürmen hinaus über den Waldrand.
Da — da laufen sie wieder. Leer sind die Schützenlöcher und die Gräben, aber die Tornister haben sie uns vollgepackt hinterlassen, Zwieback, Konserven, Schnaps — und eine Decke. Die können wir auch brauchen.
Wir betten den einen Verwundeten hinein, zum Rücktransport.
Weiter, weiter, über die Wiese, hinein in den Wald, der Feind hat die ganze Höhe fluchtartig verlassen — hurra!

*

Hingesunken, wie es eben kam, sind die Männer auf Stein oder Moos, todmüde. Wir sehen noch, ehe uns der bleierne Schlaf die Lider zudrückt, wie der Bataillonskommandeur dem

Kompaniechef Hauptmann W. die Hand reicht in dem Wald der Anhöhe Zawodzie und wie zwei Soldatenhände einander schütteln und wieder schütteln. Kein Wort fällt, nicht einmal Blicke können sich in dieser nur vom schwachen Mondlicht erhellten Nacht begegnen. In dem Druck zweier Hände liegt jetzt alles, was Soldaten auf dem Kampffeld einander sagen können. Und sagen müssen.

Es ist ein kurzatmiger, vielfach unterbrochener Schlaf. Es knickt und knackt jetzt wieder dort im Dickicht, es hört sich an, als würde ein Gewehr geladen, es hört sich an, als würden sich welche an uns heranschleichen.

„Herr Oberleutnant — hören Sie — hören Sie — die Polen kommen!“ Aber der Oberleutnant hört nicht, die Erschöpfung hält ihn mit Eisenklammern am Boden fest.

Es kriecht auf leisen Sohlen das Grau des Morgens hoch. Schüsse fallen — dort, da, dort — man schläft wieder für zehn oder zwanzig Minuten.

Der Frost nagt an den Beinen. Richtiger Schüttelfrost peinigt uns.

Wir schrecken hoch, es knallt uns hell um die Köpfe. Wir sind wieder ganz wach im Nu. Da ist er — der Gegenstoß der Polen, die Ohren haben uns nicht betrogen: die Polen setzen alles daran, uns zu werfen, weil wir ihnen nicht nur in die Flanke, sondern auch in den Rücken geraten sind.

Aber das Bataillon läßt sich nicht überwältigen.

*

Wir müssen nun zurück, zurück zur Schreibmaschine. Unser eigentlicher Auftrag beginnt erst jetzt: Berichten. „Sie dürfen nicht allein gehen — das Gelände ist noch nicht gesäubert — schließen Sie sich einem Mann des Munitionsnachschubes an! Sie dürfen sich immer als unser Kamerad betrachten“, sagt uns im Abschiednehmen mit festem Händedruck der Kommandeur. „Kommen Sie gut zurück!“

Vor einem Tag waren wir einander fremd, diese eine Nacht, die für uns zwischen Ja und Nein stand, hat uns nah zueinander geführt.

*

Und wir haben nun berichtet, wie es die Pflicht uns befahl, sind ein Echo gewesen dem Lied, dem Hohenlied auf die deutsche Infanterie, das dieser Kampftag und die Sturmnacht von Wegierska Gorka sang, oder, wenn ihr wollt, gezwitschert hat mit hunderttausend Kugeln.

„Uneinnehmbar“ — gilt nicht

Das Ende von Wegierska Gorka

Nur wenige Überlebende in den gesprengten Betonburgen
18köpfiges Ungetüm im Solatal / Panik faßt den Feind im Genick

Milovka, 3. September, 18 Uhr.

Lage: Feind flieht nach unserem Durchbruch bei Wegierska Gorka in dem Angriffsstreifen der Infanteriedivision. Auftrag: Die motorisierte Vorausabteilung (Major K.) hat sich ihm an die Fersen zu heften und seinen Rückzug zu beschleunigen. So etwa steht es in dieser Stunde, da vor den polnischen Befestigungswerken bei Wegierska Gorka unsre Artillerie den letzten Bunkern in Zusammenarbeit mit den Pionieren und der Infanterie den Garaus macht. Die Polen haben offenbar blinden Glauben in die Widerstandskraft ihrer Befestigungslinie zu beiden Seiten der Sola gesetzt. Sie hatten wohl mit dem Artilleriebeschuß gerechnet, der tiefe Wunden in die Zementmauern der Befestigungswerke geschlagen hat, aber nicht mit der Todesverachtung unsrer Stoßtrupps, dem heldenhaften Draufgängertum unsrer Pioniere und Infanteristen, die sich an jeden der 18 Betonklötze herangearbeitet haben, ungeachtet des rasenden Abwehrfeuers. Sie haben, nahe genug an die Schlünde des Stahlhagels herangekommen, den letzten Sprung zwischen Tod und Leben gewagt, an die zerschründeten Zementblöcke heran, um die geballte Ladung in das Innere der Befestigungen zu pressen.

So wird um Wegierska Gorka gerungen die ganze Nacht. Leicht macht es uns die feindliche Besatzung nicht. Da stecken schon Kerle drin, ausgesuchte Truppen! Nur wenige Überlebende verlassen ihre gesprengten Betonburgen, rauchgeschwärzt, mit gepreßten Lippen und verzerrten Mienen.

Zwei Bunker stehen noch, sie können uns noch immer den Vormarsch durch das Solatal sehr erschweren. Ein Stoßtrupp ist eben daran, auch die letzten Bunker zu erledigen. Während sich die motorisierte Vorausabteilung des Majors K. in dem von den Polen ausgeplünderten Milovka bereitmacht zur Verfolgung des weichenden Feindes, haut noch die Artillerie schwere Brocken auf

die beiden letzten harten Schädel. Bald tritt Stille ein. Wir wissen, der Weg in die galizische Ebene ist frei!

Zerstoben ist der Mythus der Uneinnehmbarkeit, womit Wegierska Gorka prahlte. Aufgebrochen sind die 18 geballten Betonfäuste, womit das Solatal uns bange machen wollte, aufgebrochen in kaum 20 Stunden.

In Trümmern liegt die mächtige Staumauer der Befestigung, die von der einen bis zur anderen Seite des Solatales reichte, wie von der Wucht eines Hochwassers eingedrückt. Unheildrohend schaute gestern das achtzehnköpfige Ungetüm zu uns hinauf auf den Barania — wir haben doch mit einigen Tagen gerechnet, die wir zu seiner Bezwingung brauchen würden.

Wir wundern uns nicht, wenn nun das graue Gespenst Panik sich ins Genick des fliehenden Feindes krallt.

Vorbei an flackernden Brandruinen

Der Schrecken fegt hinter dem Polen her

Vormarschstraße mit gekrümmten Hufnägeln besät
Der Hochwürden zu Jelesnia beschwört uns
Weltuntergangsstimmung in Sucha / Juden verschenken ihre Habe...

Vor Sucha, 4. September, 17 Uhr.

Nachts 1 Uhr marschiert die Verfolgungsabteilung Major K. los, Richtung Seybusch. Eine Aufklärungsabteilung mit Nachrichtenzug, eine Reiterschwadron, eine Radfahrereinheit, Panzerspähwagen, eine motorisierte schwere Batterie — all das bildet die Kavalkade der Verfolgung, ein Verband von außergewöhnlicher Feuerkraft und Schnelligkeit, erfüllt von dem Geist kavalleristischer Draufgängerei. Noch zuckt der Feuerschein von den in Brand geschossenen Zaunmasken der erledigten Bunker, als wir um 1.30 Uhr nachts durch das Solatal fahren. Flackernde Brandruinen entlang der Marschstraße bezeichnen düster die Erbitterung, mit der hier eben gerungen worden ist. Der Qualm der Brände schwelt über das Tal hin, an dessen Hängen sich eben noch eine Symphonie des Grauens brach. Still ist es geworden, leichenstill. Nur das Surren der Motoren bricht herein in das Schweigen des frühen Morgens. Menschenleer sind die Dörfer, ein paar Einwohner begegnen uns erst in Seybusch.

Wiederum längerer Halt. Man flüstert, die Brücke vor uns sei gesprengt. Da heißt es eben, weite Umwege machen. Indem wir so wartend nervöse Kreise in den Staub zeichnen, erkennen wir den seltsamen Willkommengruß im Straßendreck, womit Seybusch uns, eigentlich unsre Wagenreifen, empfängt. Tja, was ist das gleich? Ein gekrümmter Hufnagel? Schaut einmal hin, zu Hunderten liegen sie da, zu Tausenden. So wollt ihr also den Krieg gewinnen? Nein, mit solchen krummen Sachen ist nichts zu machen.

Trotz krummer Nägel geht's weiter, in weitem Bogen um Seybusch herum. Vom Feind ist nichts zu sehen. Der Schrecken von Wegierska Gorka fegt hinter ihm her. Unsre Verfolgungsgruppe kann das Tempo der Panik kaum halten.

Ein erregendes Erlebnis, in ein nicht erkundetes Gebiet vorzurücken, das voll Überraschungen sein kann. Dort und da entlang der Straße sind in unsren Karten in roter Farbe feindliche Widerstandsanlagen verzeichnet — werden auch sie verlassen sein oder wird plötzlich vom Waldhang herunter ein mörderisches Flankenfeuer losbrechen? Niemandsland liegt vielleicht vor uns, von uns noch nicht erfaßt, vom Gegner schon verlassen. Scheu stehen in den Nebentälern die Bäuerinnen mit ihrem Vieh am Wegrand. Verstünden sie unsere Sprache, wir möchten ihnen die Angst nehmen, die sie verleitet, ihre armseligen Bündel zu raffen, und ihnen sagen: Wenn wir einmal da sind, braucht ihr den Krieg nicht mehr zu fürchten. Wohl mögen das die fühlen, von denen Überläufer uns berichten, daß sie wünschen, die Deutschen möchten das Durcheinander in ihrer Woiwodschaft endlich durch Ordnung ersetzen. Sie grüßen uns, der eine zieht den Hut, indem er die Sense einen Augenblick beiseitelegt, die anderen wieder grüßen mit erhobener Hand. In Sapotnia und Umgebung sehen wir fast keine Männer, nur Frauen und eine wimmelnde Kinderschar — wie kinderreich ist dieses einstige Galizien, das in unvorstellbarer Armut lebt.

Eine kilometerlange Staubschlange hüllt unsre Kavalkade ein, als wär's eine künstliche Vernebelung. Die Straßen sind jämmerlich. Was müssen unsre Wagen ertragen! Von dem Geist unsrer Truppen ganz zu schweigen; jedoch, wenn wir trotz der Ungunst der Wegverhältnisse so rasch weiterkommen, ist das nicht auch ein erstaunlicher Sieg unsres wunderbaren technischen Materials?

Wo ist der Feind? In wilder Flucht muß er davongestoben sein. Wir entnehmen das auch dem Gespräch mit einem Polenmädel. „Soldati — pritsch, pritsch“ — fort, fort, meint es mit lebhafter Gebärde.

Die motorisierte Vorausabteilung braust durch Jelesnia. Vorbei an der Dorfkirche, wo sich ein halbes Hundert buntgeschürzter Dorfjungfern wie die vom bösen Wolf gescheuchten, angstbebenden Lämmchen um den Hochwürden scharen, der mit entsetzten Blicken wie beschwörend die Hand zum Gruße bewegt, während die andere vielleicht einen Weihbrunnkessel umfaßt, womit der deutsche Unhold gebannt werden soll, so er sich an den züchtigfrommen Landestöchtern vergreifen will — wozu er indessen nicht die geringste Neigung verspürt.

Ein urkomisches Bild, das uns noch kilometerweit heiter erschüttert.

Auf der Berghöhe dort ein Befestigungswerk. Auch dieses verlassen. Immer dichter werden die unvollendeten Befestigungsanlagen zu beiden Seiten der Vormarschstraße. Immer häufiger werden wir mit dem deutschen Gruß gegrüßt, von jung und alt. In Koszarawa jedoch begegnen wir drei alten Frauen, die flehentlich die Hände ringen. Das reizt uns aufs neue zum Lachen. Sie sehen in uns, weil sie abgründig belogen worden sind, wohl die Kindermörder, Vergewaltiger und Plünderer. Ihre Habe ist droben in den Wäldern versteckt. Dazu haben ihnen die polnischen Soldaten geraten, gestehen sie. Alles wird hier offenbar nach polnischem Maß gemessen.

Vor Sucha, wo wir um 12 Uhr mittags eingetroffen sind, hörten wir zunächst eine Unglücksbotschaft. Das Bier, das wir verlangten, ist nicht mehr zu haben. Alles Eß- und Trinkbare ist gestern vertilgt worden, es ist wohl ganz toll zugegangen. Die Juden hätten vor dem Reißaus, den sie gottlob in geschlossener Marschordnung veranstaltet haben, alles Trink- und Freßbare verschenkt, man höre: verschenkt! Eine wahre Weltuntergangsstimmung, vom Glanze des „goldenen jüdischen Herzens“ besonnt. Davon erfaßt, haben die betrunkenen polnischen Soldaten sich nicht mehr die Mühe gemacht, die Stacheldrahtrollen mitzunehmen, die also in rauhen Mengen vor ihren unvollendeten Bunkern bei Prz zurückgelassen wurden. Zum Brückensprengen langte der Mut noch.

Allerdings die zerstörten Brücken vor Sucha haben die Verfolgung gebremst.

Die Pioniere unterfangen mit Bolzen die in der Luft hängenden Balken. Die Infanterie ist schon darüber, ebenso die leichten Wagen. Bald wird auch unsre Batterie drüben sein. Und dann wird der Pole unsrer Abteilung hoffentlich die Ehre machen, die wir brennend wünschen: Feindberührung!

Bei einer Verfolgungsgruppe

Nachtfahrt in Feindesland

Vier unsrer Spähtruppreiter kommen nicht wieder
Essig im Alarmquartier Budzow / Mondüberglänztes Westbeskidenland

Sulkovice, 5. September, 13 Uhr.

Bis gegen 1 Uhr früh war unsre Verfolgungstruppe unterwegs. In Budzow sollte Alarmquartier bezogen werden, nordostwärts von Sucha, wo stundenlang die motorisierte Kolonne in stockdunkler Nacht gestanden hat. Gesprengte Brücken. Eine neue Marschroute mußte erkundet werden. Endlich kommt, wieder Bewegung in das Ganze, dann stoppt nach kurzer Zeit ein schwieriger Flußübergang den Vormarsch wieder. Das geht auf die Nerven.

Der Mond ist inzwischen aufgegangen, er baut in die Landschaft phantastische Szenerien. Nach kräftigem Anlauf stürzen sich die Motorfahrzeuge in den Fluß, gottlob ist Niederwasser. Mancher Fahrer bleibt mit seiner Karre mittendrin stecken. Dann heißt es wieder warten, warten. Zuweilen schließen sich unsre Augenlider, als wären sie aus Blei. In der Nähe gellen Schüsse, die machen einen wieder wach. Reiterspähtrupps sind vorausgeritten, hinein in die bange Nacht, in das mondverzauberte, feindselige Land. Jeder laute Hufschlag kann das tödliche Feuer aus den Uferbüschen locken, über die der Nachtwind sanft rauschend streicht. Lauerndes Verderben erfüllt diese grünblaue Mitternacht, wir wissen nicht, sollen wir dem Mond Dank sagen, weil er uns den Weg erleuchtet, oder ihn verfluchen. Wieder knallt es — dann rollt dumpfes Gedröhn ferner Explosionen über uns hin. Vier Reiter des Spähtrupps, raunt man um uns herum, seien nicht mehr zurückgekehrt. Arme Kerle, man hat euch aus dem Hinterhalt abgeknallt. Verfluchte helle, grausige Nacht.

Wir sind jetzt an der Reihe, die Puch 500 holt kräftig Atem, schießt los, in der Flußmitte fauchen Dampfwolken auf, das Wasser reicht über die heißen Zylinder herauf. Abgesessen! Schieben! Das Wasser plantscht in die Stiefel hinein, wir genießen die Wohltat eines kleinen Fußbades, kriegsmäßig, behelfsmäßig. Nun wären wir da, über tiefe Straßenfurchen quält

sich unser Beikrad mit gellend aufheulendem Motor. So geht es kilometerweit. Dann wieder eine Furt und dann los auf Budzow in das scheinbar menschenlose, schweigende, mondüberglänzte Westbeskiden-Bergland, unsren Sicherungen nach.

Wir stehen vor dem Alarmquartier Budzow, das einsame Haus sieht so nach Wirtshaus aus. Wir nehmen's im Sturme. Die Stube ist erleuchtet, ein rauhbärtiges Subjekt macht sich da zu schaffen. „Pivo, Pivo!“ schreien wir heiser. Er antwortete in gebrochenem Deutsch, die Polen hätten ihm vor einigen Stunden erst alles ausgesoffen, Wodka und Pivo. Bursche, du lügst! Da stehen ja noch Flaschen haufenweise in den Stellagen! 'runter damit, Korken 'raus, angesetzt!

Schauerlich, es ist der pure Essig. „Ocet“ heißt das Zeug auf polnisch, das ist uns für immer in den Schlund eingebrannt.

Trotz Essig gibt's süßen Schlummer für drei Stunden. Vorerst aber wird das verdächtige Wirtshauspersonal in Haft gesetzt.

Aufbruch bei Morgengrauen. Hinein ins Land, den Feind hetzen, auf Teufel komm 'raus marschieren! Bei Sulkovice zweigen wir rechts ab Richtung Myslenice. Saumäßiger Bergweg. Hinter Jasienica, etwa Kote 440, Halt. Ein Nebelvorhang verhüllt Myslenice. Unsre motorisierte Artillerie bezieht Feuerstellung, rundum wird geschossen, von den Höhen herab, von Myslenice herauf.



Das Ende von Wegierska Gorka (Seite 26)

Oben: Ein Dorf ist in Brand geschossen. Infanterie säubert es vom Feind und ...

Unten: ... treibt die Heckenschützen aus ihrem feigen Hinterhalt

Der „strategische“ Rückzug der Polen

„... reißt aus wie Schafleder“

Hinterhältiger Freischärlerkampf bei Rudnik
Abgeurteilt nach dem Kriegsrecht
Greuellügen über bethlehemitische Kindermorde

Sulkovice, 5. September, 19 Uhr.

Die Abneigung der polnischen Streitkräfte, sich in unsrem Angriffsstreifen zu einem größeren Kampfe zu stellen, erwies auch der heutige Tag, der unsre Truppen das gesteckte Ziel, Myslenice, hat erreichen lassen. Nach dem Fall der Befestigungen bei Wegierska Gorka zieht sich der Feind nach Plänkeleien fortdauernd zurück. Morgen dürfte die Höhe des Befestigungsgürtels von Krakau erreicht werden. Die Verbände der Infanterie haben trotz der schwierigen galizischen Straßenverhältnisse eine Marschleistung von über 40 Kilometer erbracht, das entspricht der Entfernung Sucha—Myslenice. Die Verfolgung mit rasch beweglichen Streitkräften hält an. Dem Feind dürfte es demnach schwerfallen, einen geordneten Rückzug anzutreten, um so mehr, als die Truppen der benachbarten Angriffsabschnitte dem Gegner immer gefährlicher in die Flanken geraten. Generalmajor O. hat recht gehabt, als er gestern sagte: „Der Pole reißt aus wie Schafleder...“

Die polnische Heeresleitung ist offenbar bemüht, die Tatsache eines ungeordneten Zurückflutens ihrer Truppen zu bemänteln. Der Bevölkerung wird vorgeredet, daß dies alles planvoll sei und hohe strategische Absicht. Im übrigen, phantasiert man den erschütterten Gemütern vor, seien Rußland und Ungarn an der Seite Polens in den Krieg gegen Deutschland getreten. Diese Lügen sollen vor allem jene subversive Kampftaktik bestärken, die im Rücken unsrer Truppen vorgesehen ist. Wir hörten im Laufe des Tages wiederholt von Beschießung unsrer Spähtrupps aus dem Hinterhalt durch zivilistisch gekleidete Personen. Vorrückende Truppen wurden bei Barnosiowka aus den Häusern mit Handgranaten und Gewehrfeuer hinterhältig angegriffen, wobei es auf unsrer Seite Verluste gab. Die verhafteten Personen wiesen sich sämtlich mit Dokumenten als Bauarbeiter an den

Befestigungen von Wegierska Gorka aus. Es fiel auf, daß kein einziger der Festgenommenen wirklich in dem Orte beheimatet war. Wenn man bedenkt, daß bei jedem irgendein Ausrüstungsstück der polnischen Armee, auf jeden Fall aber polnische Militärstiefel gefunden worden sind, kann es als erwiesen gelten, daß die Polen eine zivilistisch getarnte Soldateska in den verlassenen Gebieten aufgezogen haben, um damit auf niederträchtigste Weise zu erreichen, was ihnen die ehrliche Kampfesweise versagt. Es versteht sich von selbst, daß die polnischen Heckenschützen — im ganzen sind es z. B. in dem Dorfe Rudnik 21 gewesen — nach dem Kriegsrecht abgeurteilt worden sind.

Es bietet sich andererseits wieder das erfreuliche Bild, daß sich besonders die bäuerliche Bevölkerung loyal und sogar freundlich unsren Truppen gegenüber einstellt. Wir können uns überraschend oft in deutscher Sprache mit den älteren Ortsbewohnern verständigen — Nachwirkungen des Kultureinflusses von der Ostmark her zur Zeit der Donaumonarchie. Die Diszipliniertheit der deutschen Truppen, die im krassen Gegensatz steht zu den Ankündigungen von bethlehemitischen Kindermorden und dergleichen, tut das Ihre, um eine gewisse Stimmung des Vertrauens vorzubereiten und die von den Polen künstlich hochgepeitschte Erregung abklingen zu lassen.

Dem fliehenden Feind auf den Fersen

Perfide Stadt Myslenice

Tödliche Salven hinter grüßendem Spalier / Tierliebende „Kannibalen“
Erste Wohltat durch die Deutschen

Myslenice, 6. September, 13 Uhr.

Die Verfolgung des Feindes in dem Räume Myslenice—Gdów—Bochnia hält an. Es macht Mühe, Schritt zu halten mit dem nach Osten ausweichenden Gegner. Seit dem frühen Morgen stoßen Panzertruppen vor, sie werden allein durch die gesprengten Brücken in ihrem Marschtempo gehemmt. Die Verfolgungsgruppe heftet sich ihrerseits dem fliehenden Feind an die Fersen. Ihr folgt die riesenlange Marschkolonne der Infanterie, deren Tagesziel heute Zreczyce heißt, ein Vorort Gdóws.

Zur Stunde bietet der um die gleiche Zeit des Vortages noch heiß umkämpfte Ort Myslenice, ein Städtchen von 4000 Einwohnern, ein fesselndes Bild. Der Marktplatz ist erfüllt von den Panzerkampfwagen und Infanterietrossen, die auf den Augenblick warten, um sich in die riesige Kolonne der Verfolgung einzureihen. Die froheste, zuversichtlichste Stimmung herrscht bei unsren Truppen, denen man die Anstrengungen des Durchbruches durch die Beskiden kaum anmerkt. Sie sehen nun den Weg in die Ebene aufgetan. Dank der rühmenswerten Selbstzucht der Truppen und der umsichtigen, energischen Führung sind die eintretenden Hemmnisse unbeträchtlich. Die vorrückenden Kolonnen behalten ihren Fluß; das Tagesziel, das etwa 25 Kilometer vor uns liegt, wird mühelos erreicht. Myslenice — eine perfide Stadt übrigens. Gestern morgen, so hörten wir, drang ein Panzerspähwagen der Aufklärungsgruppe bis hierher vor. Eine anscheinend begeisterte Menge winkte grüßend ihm zu — da plötzlich ändert sich das Bild: Es kracht aus allen Ecken, die Menge ist verschwunden. Ein deutscher Offizier ist zu Tode getroffen worden, als er gutgläubig den Panzerspähwagen verließ. Eine schäbige Art echt polnischer „Kriegslist“.

In zunehmendem Maße kehrt die Bevölkerung, durch die polnischen Greuelerzählungen in die Wälder verscheucht, wieder zurück in ihre Dörfer und Städte. Erst wagten sich nur wenige

hervor — sie erzählten den andern, daß nichts davon wahr sei, was ihnen polnische Soldaten vormachten. Von verschiedener Seite hörten wir, daß die fliehenden polnischen Truppen den Bauern Angst einjagten, die Deutschen würden die Kinder morden und sie zur Speise nehmen. Die berüchtigten „abgehackten Kinderhände“ sind mit diesem uns zugemuteten Kannibalismus noch um einiges übertroffen worden.

Wir möchten nur wünschen, daß die Skribenten jener Presse, die zur Zeit mit den absonderlichsten Lügen bei der Weltmeinung hausieren geht, miterlebten, wie unsre Soldaten sich der Hunde annehmen, die von den fliehenden Bauern zurückgelassen wurden. So mancher halbverhungerte Köter wurde unter Hallo als Kompaniehund auf den Kübelwagen geladen und mitgeführt. In der Tierliebe aber erweist sich der Mensch und Soldat in seiner ganzen inneren Haltung.

Auch hier in diesem einstigen Provinzialstädtchen begegnen wir den Zeugen südostdeutschen Kultureinflusses. Was immer hier als Kulturwert im Baulichen gewertet werden kann, ist Werk jener kulturellen Ausstrahlung, die vom Ostmarkdeutschtum und dem Sudetenland im Rahmen der einstigen Monarchie ausgegangen ist. Mit jedem Schritt, den wir tiefer hineintun in das Land, werden wir stärker beeindruckt von der nachhaltenden Kraft der kulturellen Pionierarbeit, die die zwölf Millionen Deutschen der einstigen Monarchie hier geleistet haben... Versuchten wir, das einmal wegzudenken, wir sähen ein Land vor uns, das wohl noch auf der Stufe des primitiven Holzpfluges stände. Das Deutschtum war jeweils in diesen Gebieten das ordnende und schöpferische Prinzip.

Schon jetzt, da noch die Motoren der Verfolgungskolonne durch das Land brausen, haben wir den hiesigen Einwohnern eine neue große Wohltat gebracht. Wir haben sie von den Juden erlöst, die fast alle davongegangen sind. Blicken wir uns um auf dem Marktplatz — ein Firmenschild nach dem anderen trägt jüdische Namen: Jakob Blumenstock, Markus Bitterfeld, Samuel Wasserfall, Sara Herschtal und so fort. Eine Blütenlese ostpolnischer Judennamen. Das Volk, das bestätigte uns ein Gespräch mit Einheimischen, haßt die Juden als ihre Ausbeuter. Aber dieses Volk war wehrlos gegen sie. Vielleicht macht sich etwas von dem Haß gegen die Juden Luft in den Plünderungen jüdischer Geschäfte durch Einheimische, die heute morgen

eingesetzt haben, ehe noch unsre Feldpolizei in Myslenice eingerückt ist.

Vor dem Magistrat ist bereits der Aufruf des Oberbefehlshabers des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, angebracht. Der Aufruf wird dazu beitragen, daß Ruhe und Ordnung bald wiederkehrt und das Leben den gewohnten Gang nimmt, während unsre Truppen als Pioniere einer besseren Zukunft Europas und damit auch dieses Landes weiter ihren Siegesmarsch gehen.

34 Stunden nach der Besetzung

Brief aus Krakau

„Wunder an der Weichsel" — doch anders 'rum
Begegnung mit alten deutschen Kulturdenkmälern / Im Ghetto Kazmierz
„Meine Mutti ist eine Deutsche..."

Krakau, 7. September, 15 Uhr.

Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie es durch die Glieder zuckte, als gestern die Nachricht durch die Kolonnen flog: Krakau ist eingenommen! Dazu hat unsre bayerische Infanteriedivision mit ihrem raschen Durchstoß durch Wegierska Gorka und der unablässigen Verfolgung des Feindes — sie wuchs sich für ihn zu einer gefährlichen Flankenbedrohung aus — wesentlich beigetragen. Wir ziehen in der unabsehbaren Truppenkolonne von Myslenice gegen Tarnow, seit 8 Uhr morgens. Jetzt ist es 16 Uhr. Krakau eingenommen! Nur 25 Kilometer liegt die Stadt nördlich ab von unsrer Marschroute. Der Kriegsberichter wendet seine Beiwagenmaschine, die wackere „Puch 500", die ihrerseits die Feuerprobe auf zerschründeten Bergstraßen und beim nächtlichen Überqueren der Flußbette bestanden hat. Ein kurzes Ferngespräch bei einbrechender Nacht mit der Dienststelle „Cäsar": „Fahren Sie sofort nach Krakau!" wird uns befohlen. Rasch tanken wir auf. Wenn wir da irgendwo mit geleertem Tank stehenbleiben müßten auf freier Straße in schwarzer Nacht — wir sähen Krakau nie, denn noch belfern die Gewehre der Freischärler aus den Büschen. Die gute alte Steyr-Armeepistole im Anschlag, sausen wir die völlig vereinsamte Straße Myslenice—Glogoczow—Krakau hinab. Nach sechs Kilometer Fahrt bremst uns ein blinkendes Rotlicht. „Stop! Brücke vor uns eben gesprengt! Rasch kehrt und abblenden — sonst kriegen wir noch Zunder!" schreit jemand aus der Dunkelheit. Die Sehnsucht und die Phantasie war schon in die besetzte Stadt vorausgeflogen, es ist bitter, sie zurückpfeifen zu müssen.

Heute morgen starten wir wieder auf dem Umweg über Biertowice. Die gesprengten Brücken sind hier schon von den Pionieren geflickt — der Arbeitsdienst tut das Seine. Zu beiden Seiten der Straße liegen zerschossene Fahrzeuge,

Panzerspähwagen, Pferdekadaver überraschter polnischer Einheiten. Heiß hat in diesem Räume eine ostmärkische Division gerungen. Eben hatten wir vier Gefallenen unsrer Münchener Division, drei Reitern und einem Obergefreiten, unsren letzten Gruß erwiesen. Sie ruhen bei der Kapelle von Rudnik, Opfer heimtückischer Freischärlerkugeln.

In den strahlenden Morgen hinein jagt unsre Maschine. Wir begegnen den aus Krakau zurückflutenden Flüchtlingen. Entspannt scheinen ihre Gesichter — es geht ja heimzu, „Na domu". Die geblieben sind, hatten vielfach den besseren Teil erwählt als die Flüchtigen. Immer wieder müssen wir abbremsen: Sprengstellen durch Straßenminen. Einer unsrer Personenkraftwagen ist ihnen erlegen. Bei der Nachtfahrt ist er wohl kopfüber in den Minenkrater gestürzt.

Immer dichter werden die Siedlungen, die die nahe Hauptstadt Westgaliziens ankündigen. Unsre Truppen halten unterwegs kurze, wohlverdiente Rast. Von Opatkowice aus bietet sich uns der erste Blick auf Krakau. Das drunten muß der Wawel sein... Eine glückliche Fügung ist's, daß die baulich so prächtige alte Stadt, die auf Schritt und Tritt mit Denkmälern alter deutscher Kultur überrascht, selbst außerhalb des Feuerkreises der Geschütze geblieben ist. Der polnische Festungsgürtel um Krakau hat geschwiegen. Wie kam das nur? Wieder einmal — wie 1920 im Kampfe mit Budjonny — ein Wunder an der Weichsel? Doch anders, als Rydz-Smigly sich das träumte.

Durch aufgerissene Straßen fahren wir ein in die stark belebte Stadt. Das Leben holt nach Tagen der Bangnis wieder Atem. Einzelne Läden sind wieder geöffnet, die Hausfrauen holen sich daraus das Lebensnötige, auch durch die Tuchlauben, den berühmten gotischen Bau im Stadtzentrum, der überwältigend die deutsche Vergangenheit der einst blühenden Hansestadt bezeugt, flutet die Menge an den schreiend bunten Marktständen vorbei. Zahlreiche Stände haben freilich geschlossen. Ihre Besitzer, die Juden, sind davongestoben. Stand 24 zum Beispiel, einstens der Rozalia Zimmerspitz eigen, hat verdrossen die Rolltüre herabgelassen. Dieserhalb hofft die arische Milchproduktenhändlerin Palowna künftig auf bessere Geschäfte. „Firma katolicka" steht über ihrem Geschäft schon seit einigen Monaten. Ein Zeichen dafür, daß die arische Krakauer Bevölkerung sich bereits zu einer aktiven Abwehr gegen das

jüdische Ausbeutertum zusammengefunden hat. „Katholische Firma“ heißt hier ebensoviel wie im Wiener Sprachgebrauch „Christliches Geschäft“. Kein konfessioneller Antisemitismus, obwohl das Bildchen der Maria von Czenstochau, das über dem Milchladen hangt, das vermuten ließe, sondern ein handfester und entschiedener Rasseantisemitismus. Sie hassen die Juden — auch wenn sie manches billiger geben als die „Firma katolicka“. Aber die Warschauer Regierung verbot ihnen bisher, durchgreifend Wandel zu schaffen. In Lemberg, sagten sie, sei die antisemitische Strömung noch viel radikaler. Wir sprechen mit den Frauen, die unsren fließend Krakauer-Polnisch sprechenden Dolmetsch umringen. Wie kann nur ein deutscher Soldat unsren Tonfall so treffen? besagt ihr Lachen.

Ein dichter Menschenwall umlagert uns. Jeder will teilnehmen an dem Gespräch mit dem deutschen Soldaten. Ist das nicht ein Vertrauensbeweis? Männer und Frauen fragen bei uns an um dieses und jenes. Würde jetzt Hunger kommen? Wir deuten auf unsre immerhin nicht gerade von Hunger erzählenden Wangen. Ja, das überzeugt und wirft sämtliche Greuellügen des Krakauer „Illustrovany Kurjer“ mit einem Male über den Haufen. Wir hatten genug Ware, sagen uns die Hausfrauen, aber kein Geld, sie zu kaufen. Wird es jetzt nicht umgekehrt sein? Beruhigt euch nur! Eure Männer werden wieder Arbeit erhalten. Im Protektorat war's ja nicht anders. „Werde ich auch“, fragt ein alter, zitternder Pensionist, „meine nächste Pension erhalten, und wird mein Sohn, der jetzt bei Tarnow Soldat ist, zurückkommen?“

Und nun ein flüchtiger Gang ins Ghetto, ins Stadtviertel Kazmierz. Das Antlitz des vorderen Orients erhebt sich da vor uns — der kalte Schauer läuft uns über den Rücken. So unmittelbar konnte einen der Eindruck vom Einbruch einer fremden Welt ins Abendland auch nicht in der Wiener Leopoldstadt ergreifen, wie es hier der Fall ist. Als ein Gespensterzug der Weltgeschichte geistern hier in der zuckend unruhigen Gangart aller Bösewichter die Shylocks im verschmierten Kaftan, manchmal leuchtet fuchsrot ein Rabbinerbart auf und aus den Augen glimmt eine dunkle Gier, die vielleicht in diesen Stunden überblendet wird von dem Flackern ungebändigter Angst. Manches teure Emigrantenhaupt findet sich hier wieder. Von Osten ging's nach Westen — Umschlagplatz und Umkleidekabine ist Wien gewesen — und dann ging's vom Westen wieder nach Osten. In welche

Himmelsrichtung wird jetzt die negative Auslese des Menschengeschlechts, „auserwähltes Volk“ genannt, wandern müssen?

„Was sagen Sie“, fragen wir einen jüdischen Emigranten aus Frankfurt, „zu den Tafeln ‚Firma katolicka'?“ — „Das haben se von de Daitschen gelernt“, jüdelt es giftig zurück.

Es tut wohl, wenn man sich bald aus der Stickluft des Kazmierz, in der jetzt die „Weisen von Zion“ sehr verlegen über ihre Zukunft orakeln, hinaufflüchtet auf das alte Königsschloß Wawel. Hier lebt ein anderes Polen, versinnbildet in der Gestalt des hier ruhenden großen Marschalls, jenes Polen, dem wir ritterlich und verständigungsbereit begegnen wollten. Weit stößt von den alten Wehrmauern herab der Blick ins Land hinein, das im unermüdlichen Sonnenglast dieser Frühherbsttage liegt. Drei Hügel ragen am Horizont wie aztekische Grabmäler, stumpfe Pyramiden, Denkmäler, die das polnische Volk seinen Großen errichtete. Das ist der Kopiec Wandy, der Wanda-Hügel, der Kopiec Pilsudskiego, der Kopiec Kosciusko. Mit Eifer erklärt uns in der flutenden Melodik, mit der Slawen gebrochenes Deutsch sprechen, ein, wie wir meinen, blondes Polenmädchen die Geschichte dieser Hügel. „Wie kommt es, daß Sie so gut deutsch sprechen?“ „Ja — meine Mutti ist eine Deutsche“, kommt es langsam zurück. „Vater ist Ukrainer...“ Es Hegt doch ein Sinnbild in dieser Begegnung mit Olga K. Hier redete uns die Tragik an, an der deutsches Blut, das in die Welt hinausfließt, seit Jahrhunderten zu tragen hatte: zu versickern im fremden Volkstum, nachdem es schöpferisch gewirkt hat. Wieviel deutsche Energie ist auf dem Wanderwege in den Osten und Südosten, zumindest von außen gesehen, verebbt, verlöscht — wir hoffen nicht für immer. Fremde Namen decken heute in unzählbaren Fällen unser eigen Fleisch und Blut. Doch die Gewalt der Ereignisse weckt das schlummernde Deutschtum allenthalben auf.

„Wollen Sie nicht einmal nach Deutschland kommen, Pani Olga?“ — „Tak, tak — ach ja“, sagt sie mit einem tiefen, tiefen Seufzer.

Stellungswechsel! Immer wieder: Stellungswechsel!

Ein stürmisches Drauf und Dran

Hinter uns noch Waldkämpfe / Im Ahnensaal des Fürsten Santgorz wird der Angriffsplan für morgen durchdacht / Gottverlassenes Tarnow Generalstabskarten zwischen theresianischem Barock Frau Gräfin und unser Seelentrost

Tarnow, 8. September, 22 Uhr.

Aus der Verfolgung ist ein Laufen geworden, den Truppen wird der Atem kurz beim Vorstürmen auf jene Linie, von der man erwartet, daß der Feind sie zur Hauptwiderstandslinie machen wird: Der San. „Holen Sie meine Ersatzstiefel aus dem Koffer", telephonierte gestern nacht ein Stabsoffizier eines Armeekorps, „meine Sohlen sind durch." Der Satz kennzeichnet mit seiner Kürze die Lage treffend. Wir haben nicht Zeit, die Pferde neu zu beschlagen — auch ihre Sohlen sind durch. Der Mensch hält durch — aber die Sohlen nicht. Wir haben nicht Zeit, unsre Hemden zu waschen und tragen das letzte mit Resignation. Vielleicht ist's bei Przemysl möglich — oder erst in Lemberg oder gar in Tarnopol. Aber auch die feindlichen Truppen können kaum Schritt halten mit dem Tempo des sagenhaften „taktischen Rückzuges", der nach allem, was wir sehen, eine wilde Flucht ist. Versprengte Gruppen, die gestern und heute noch vereinzelt Geplänkel lieferten, sind des Kampfes und des Laufens müde. Hauptmann D. hat gestern auf einer Dienstfahrt einen Umweg in ein wenig gesäubertes Gebiet nehmen müssen. Ein Schütze saß mit ihm im Wagen, einen zweiten, der seine Truppe in Tarnow suchte, hat er unterwegs aufgelesen. Mit dieser schwachen Eskorte fing er zwölf polnische Soldaten ein. Ein energisches „Stoj" genügte, um sie zur Waffenniederlegung zu zwingen. Drei Mann zogen also aus, um in Tarnow Quartier zu machen — und zwölf Gefangene und einen gefüllten polnischen Munitionswagen brachten sie mit. So nebenbei.

Stellungswechsel! Immer wieder: Stellungswechsel! Das ist die gleichlautende Parole dieser Woche des stürmischen Drauf und Dran! Den Stäben wird es nicht leicht gemacht, in ruhiger Arbeit Befehle auszuarbeiten und die Lage zu studieren. Die

Nachrichtentruppen leisten unvorstellbar rasche und genaue Arbeit beim Verlegen der Kabelleitungen, die die Verbände der Armee als Nervenstränge eines Angriffswillens untereinander verbinden. Gestern nacht lag der Stab „Cäsar“ noch bei Bielcyce. Spät nachts wurde der Befehl an die Divisionen ausgearbeitet. Morgens um 8.30 Uhr rollten die Wagen des Stabes bereits Tarnow zu, die ganze komplizierte Apparatur ist im Handumdrehen in Bewegung. In einer Länge von 15—20 Kilometer marschieren die Kolonnen ihren Tageszielen zu, die weit über Tarnow hinaus liegen. Im Rücken gab es heute noch, wie wir hören, ein Gefecht mit polnischen Truppen, die nördlich der Straße Bochnia—Tarnow in den Wäldern lagen. Sie wurden aufgerieben: An die hundert Tote zählte der Gegner. Unsere Verluste waren sehr gering.

Die gesprengten Brücken werden in weiten Bögen umgangen. Die Brücke über den Dunajec haben die Pioniere bereits ausgebessert und eine zweite neue haben sie geschlagen. Gestern nachmittag haben unsre Panzer den Dunajec überquert. Kaum Glaubliches leisten unter diesen Schwierigkeiten unsre Fahrzeuge. Man denke daran, was z. B. die schweren Benzintankwagen für Hindernisse nehmen müssen, um rechtzeitig ihren Truppenteilen Betriebsstoff zuzuführen. Bleibt ein Tankwagen zurück, kann der Vormarsch einer ganzen Division stocken.

Tarnow liegt vor uns, die Stadt, der der Ruf vorausgeht, daß man viel Glück haben müsse, um einem Arier zu begegnen. 60.000 Einwohner zählt sie, die wegen geschlossener Läden einen sonntäglichen Eindruck macht. Klar, heute ist Sabbat — mit festlich geringelter Peieslocke huschen die Kaftanträger durch die schmutzigen Gassen. Huschen — ja, das kann man nicht mehr als ein Gehen bezeichnen. Rattert am Straßenrand ein Motor mit Vollgas auf — schon fliegen sie angstgepeitscht dahin wie Laub im Wind.

Wir gehen in die nächste Gastwirtschaft, mit öliger Freundlichkeit umgibt uns der Wirt. Chaim Helutzer dünkt dies das Klügste zu sein. Während er uns sein laues Bier einschenkt und mit schmalzigem Sermon Gefälligkeiten anbietet — auf der Basis eines soliden Gegengeschäftes selbstverständlich, er hofft, durch unsre Anwesenheit ein paar Fässer des knapp gewordenen Bieres von der Brauerei zu erlangen —, rafft sein Weib in der

Küche den erbärmlichen Hausrat zusammen, um ihn aus dem Hause zu schaffen — wir könnten uns vielleicht an dem Judentrödel vergreifen. Du lieber Gott!

Nebenan der Handelsmann mit Tabak, Feiwel Broner, nützt; bereits die Konjunktur. Als wir seine französischen „Week-End"-Zigaretten mit Zloty bezahlen wollen, fleht er um Mark. Tja, die Burschen haben seit jeher einen Riecher gehabt für den Valutenstand. Das Gewimmel in den schmierigen Gassen macht Beklemmung. Wo ist da ein Mensch, den man mit Wohlgefallen sehen kann? Völlig verkötert, jüdisch vermanscht ist diese trostlose Stadt, aus der nichts Gutes kommen kann. Eine Verdammnis auf Erden. Jeder Hauch von Schönheit, Adel, Würde ist verflogen.

Ein letzter Rest eines rassisch besseren Polentums regt sich doch. „Nie kupui u zyda" lesen wir an einer Hausfront. „Kauft nicht bei Juden!" steht seit Monaten hier. „Swoi do swego!" „Jeder kauft bei seinesgleichen!"

Verständigungsschwierigkeiten gibt es hier nicht für unsereinen. „In Tarnow", sagt uns ein rothaariger Jude, „wird mehr gesprochen daitsch wie polnisch." Wir machen eine Stichprobe und reden am Rinek (Marktplatz) den nächsten Jungen an. Der antwortet in fließendem Deutsch. „Wie heißt du?" — „Eduard Schwarz." — „Ist dein Vater ein Deutscher?" — „Nein. Aber die Großeltern sind, ich glaube, aus Deutschland gekommen."

Wir haben die Wahl: In Tarnow den Stab einzurichten für die Nacht und bei Juden bleiben zu müssen oder drei Kilometer hinauszugehen auf das Schloß Gumniska des Fürsten Santgorz. Wir tun dieses und atmen einmal die reine Luft eines Spätsommerabends in anmutvoller Hügellandschaft, die durchwirkt ist von Parkanlagen. Der Fürst ist von seinem Gute mit dem kleinen Sohn geflüchtet auf ein anderes Gut nahe der russischen Grenze. Nur seine Mutter, eine junge Gräfin und ein Graf Soundso sind hier geblieben.

In den prunkvoll gerahmten Ahnenbildern, die die weiträumigen Zimmer und Gänge schmücken, tut sich ein Stück Geschichte dieses polnischen Landadels auf, jener Schlachta, die groß geworden ist durch die Untertänigkeit zum Wiener Hof und sich sonnte in seinem Glanze. Das Bildnis Maria Theresias hängt über dem Treppenaufgang und die Biedermeierzeit spricht uns flüsternd an in Dutzenden lieblichen Frauenbildnissen —

deutsche Kultur. Die Nacht bricht herein und taucht alles in das ahnungsvolle Dunkel, worin die Dinge eine geheimnisvolle und seltsam ergreifende Sprache reden. Elektrisches Licht gibt es nicht in dieser Nacht. Stallaternen müssen her und ihr roter Schein hellt die Säle, ausgeschmückt mit theresianischen Barockmöbeln, malerisch und spärlich auf: Huschende Lichter spielen um die Marmorbüsten, die hinter den langen Tischen stehen, wo der Stab seine Karten ausgebreitet hat. Es ist, als wäre ein stilles Staunen über die bleichen Gesichter dieser Zeugen einer längst begrabenen Zeit gekommen, über so viel unvermittelt hereinbrechendes Leben.

Hell, stählern klingen in die gedämpfte Stimmung dieser Räume jetzt die Worte Hermann Görings, ein Kofferapparat verbindet uns gottlob wieder mit dem großen Weltgeschehen, das nun in Hermann Görings Worten uns nahe kommt. Die eiserne Forderung der deutschen Gegenwart begegnet sich hier in dem Ahnensaal mit der Elegie vergangener Jahrhunderte polnischer Geschichte.

Die Gräfin hat übrigens den Wunsch geäußert, morgen möge in der Schloßkapelle eine Frühmesse gelesen werden. Ob wir gestatten, daß sie trotz des Standrechtes noch einen Priester holen lassen könne zu verbotener Stunde? Wir haben keinen Grund, dies zu hindern — aber frühmorgens wäre zum Priesterholen auch noch Zeit, meinen wir. Ob wir nicht auch der Messe beiwohnen möchten und ob wir katholisch seien, fragte die Gräfin einen unserer Kradfahrer. Sie meint es gut mit uns, die Gräfin, aber die richtige Seelenstärke wird der deutsche Soldat in diesen harten Tagen wohl nur in sich selbst finden können — doch das wird Frau Gräfin wieder nicht verstehen.

Vorwärts nach Lemberg

„Verfolgung“ einer motorisierten Verfolgungsgruppe

Gesprengte Brücken und weitausholende Umfahrungen
Durch polonisiertes deutsches Siedlungsgebiet / Die ersten Ölbohrtürme
„Eilen Sie, damit Sie zurechtkommen...!“

Krosno, 11. September, Mitternacht.

Der Befehl der Armee lautet: Wir sollen uns auf schnellstem Wege nach Krosno zum Stab des x. AK. begeben und dort weitere Befehle empfangen. Vielleicht kommen wir gerade recht zur Besetzung Przemysls oder es geht gar bis nach Lemberg. Eine Gebirgsdivision, sagte man uns, eile mit Siebenmeilenstiefeln darauf los. Himmelherrgott ist das ein Tempo! Als Mann der Presse ist man ja von Haus aus hohe Touren gewohnt, man hat Tempo gelernt bei der Außenarbeit, wo man täglich mit den Minuten um die Wette läuft, man hat's gelernt am Umbruchtisch, wenn der Zeiger auf Blattschluß kriecht. Aber in diesen Tagen verschlägt es selbst unsereinem den Atem.

8 Uhr morgens springt der Motor der Beiwagenmaschine in Bochnia an. Wir haben uns hier mit Filmen versorgt und Schreibgerät. Wenn nur der Motor durchhält — er bockt in letzter Zeit — die Kolbenstange klappert. Wer könnte an Generalreparatur denken? Nehmen wir also auch den Kleinkrieg auf mit der Tücke des Objektes!

Wir klemmen uns in die Kolonnen Richtung Pilzno und überholen in jedem möglichen Augenblick, wo die Sicht nach vorne frei ist. In drei Stunden sollten wir längstens in Krosno sein — wir ahnen noch nicht, daß es bis dahin Abend werden würde. „Straße bis auf weiteres für alle Fahrzeuge gesperrt!“ ruft uns der Posten zu, der die Umleitungsstraße — es ist wieder eine Brücke kaputt — abriegelt. Eine Artillerieabteilung wird hier gerade mit Mühe und Not durchgeschleust. Die schweren Fahrzeuge haben bereits tiefe Furchen in den sandigen Weg gegraben. Wir warten zunächst eine Viertelstunde, dann fangen uns die Sohlen an zu brennen. „Wir sind Kriegsberichter, wir müssen heut noch in Lemberg sein — lassen Sie uns durch!“ Der Posten hat begriffen. Wir haben nun etwa zehn Kilometer freie Fahrt. Dann wieder

Zwangsrast. Fahrzeuge kommen zurück, bis zu drei Kolonnen stehen stellenweise die Lastwagen nebeneinander. Doch der Knoten löst sich bald. Wieder ein Ruck vorwärts. Dick wölkt der Staub durch die Kolonne, es ist heller Mittag, man sieht kaum drei Meter voraus. Ein Wahnsinn wär's, Vollgas zu geben; schon die Rücksicht auf die marschierende Truppe verlangt Mäßigung. Wieviel Staub müssen die armen Kerle schlucken! Sie haben sich gegen die fortschreitende Einzementierung gewehrt und sich vielfach schon Taschentücher vor Mund und Nase gebunden. Grau überkrustet kommen uns Meldefahrer entgegen, die sich vielleicht schon 200 Kilometer durch die Staubschlange gefressen haben. Alle Achtung vor euch, Meldefahrer! Für euch gibt's weder bei Tag noch bei Nacht geregelte Ruhezeit, nur kurze Atempausen habt ihr, und wieder müßt ihr zurück. Euer Essen faßt ihr unterwegs irgendwo bei einer Feldküche; in der Hast, die euer Auftrag mit sich bringt, schlingt ihr es hinunter, und weiter rast ihr über Stock und Stein, über Bach und Knüppeldamm.

Wir hoffen, die Straße Pilzno—Jaslo—Krosno werde entlastet sein, wir rechnen mit raschem Weiterkommen. Bei Jaslo wieder eine gesprengte Brücke — umkehren! 30 Kilometer sind wir ins Leere gefahren. Darauf ist unser Benzinvorrat nicht abgestellt. Einen Tankwagen finden ist Glückssache. Also wieder Umweg über Ropczyce—Welspole—Frystak, entlang des Wislok bis Krosno. Das weite Ausholen der Route soll uns nicht gereuen. Wir lernen ein Gebiet kennen, das im Mittelalter stark von deutschen Bauerndörfern durchsetzt war, es ist dies der Raum Pilzno—Landshut—Rymanow—Sanok. Die deutschen Streusiedlungen — es handelt sich um viele Dutzende — verfielen jedoch der Polonisierung. Aber ihr deutscher Kern besteht noch. Diese Stämmlinge deutscher Kolonisten fühlen sich heute noch als etwas Besonderes. Die polnischen Nachbarn lieben es auch, sie deshalb „Guchoniemcy“, „Schweden“ und „Lutheraner“ zu beschimpfen, ungeachtet dessen, daß jene polnisch sprechen und sogar katholisch sind. Vielleicht sind es gerade diese „Lutheraner“, die uns grüßen, während wir durch die ärmlichen Dörfer fahren, die auf den sanften Bodenwellen Mittelgaliziens liegen?

Frystak — wir vermuten, daß das Städtchen einmal einen deutschen Namen getragen hat — vielleicht Freistadt? — einen Namen, der polnisch verballhornt worden ist. An der

Wegzweigung in Frystak braust auf dem Motorrad ein Leutnant des III. Bataillons des 19. IR. heran. „Ja, wo sahen wir uns denn zuletzt?“ „Stimmt, das war bei Wegierska Gorka, als das IR. 19 gegen die Befestigungslinie antrat...“ „Was gibt's?“ „Da hinten hat's heut' nachmittags tüchtig gekracht — Gefecht mit einer versprengten polnischen Gruppe — nein, nein, so friedlich ist das hier noch gar nicht, wie's aussieht“, meint er atemlos. „Wiedersehen!“ Und jagt davon.

Krosno — zum ersten Male begegnen wir Bohrtürmen galizischer Ölfelder. Polanka — nordwestlicher Vorort Krosnos, hat den Ruhm, die erste Erdölraffinerie Galiziens hervorgebracht zu haben. Es heißt, die polnische Erdölproduktion sei dauernd gesunken in den letzten Jahren. Wir glauben, daß das nicht so sehr auf das Konto versiegender Quellen zu setzen ist, als vielmehr der mangelnden Energie der Polen zugerechnet werden muß. Wenn die Polen, hörten wir Hermann Göring in seiner Rundfunkrede vor den Arbeitern der Borsigwerke sagen, bisher 10 v. H. aus ihren Bodenschätzen herausgeholt haben, so werden wir 100 v. H. herausholen! Mit diesen frohgemuten Gedanken fahren wir denn auch an dem Ölfeld von Polanka vorbei, dessen Türme wie Leichensteine stumm in den Abendhimmel ragen.

Ankunft in Krosno. Meldung beim Armeekorps. Spät nachts erteilt uns Rittmeister B. den Befehl: „Sie gehen möglichst rasch vor zur Gebirgsjägerdivision, die sich auf Lemberg zu bewegt. Von hier noch 180 Kilometer! Eilen Sie, damit Sie zurechtkommen — der Stab ist vielleicht noch in Sambor zu erreichen.“

Auf nach Sambor

Die Bevölkerung bereitet uns ein herzliches Willkommen

Bornia Griffel beschwört uns...
Wir fahren ins ukrainische Siedlungsgebiet und blamieren uns bei Sanok Polnische Sklavenhalter

Sambor, 12. September, 19.30 Uhr.

Also auf nach Sambor, Kameraden! Der „Puch 500“ wird gut zugeredet, damit sie weitermache, die Kolbengeräusche lassen eine plötzliche Herzlähmung erwarten und damit das erbarmungslose Ende unsres Auftrages. Fehlender Schlaf wird nach altem preußischen Rezept durch stramme Haltung und tiefe Züge frischer Herbstmorgenluft ersetzt. Das kommt von den Wanzen. Wir schliefen zwar in einer Villa eines Advokaten, die eine saubere Fassade zeigte. Allein wir schieden sehr bald aus den Betten mit dem Stigma Galiziens. Mein linkes Augenlid war so sehr angestochen, daß ich mich morgens vor dem Rasierspiegel für den Ringpartner eines Boxerheros hätte halten können, von dem man lakonisch sagt: „Er schloß ihm das Auge.“

Nachstehend meine gesammelten Erinnerungen an die Nacht zu Krosno: Brrr...

Der Öltank ist leer. Es ist 8 Uhr morgens. Die vorgerückte Zeit stachelt uns. Kein Öl in ganz Krosno zu haben, scheint es. Aber die Juden haben sicher noch welches. „Bornia Griffel, Handel mit Mineralöl und Lacken“, beschwört uns, er habe keines. Wir durchsuchen den Laden, finden selbstredend Öl, das auf dem Rechtswege der Beitreibungsscheine in unsre Behältnisse überfließt. Ehe der Motor anspringt, noch ein letzter komischer Eindruck vom Marktplatz. Ein Gebirgsjäger drückt einem Juden den Besen in die Hand, damit er den Platz von Unrat befreie. Der Jude wimmert und fleht, als würde er zur Schlachtbank geführt. Begreiflich, es sollte die erste ehrliche Arbeit in seinem Leben sein.

Wir lassen den Ostbereich polnischen Volkstums hinter uns. Schon begegnen wir vereinzelt ukrainischen Streusiedlungen, getrennt von den Polen durch ein fanatisches nationales

Selbstbewußtsein und ihr griechisch-uniertes Bekenntnis. Hätten wir Zeit, wir würden den Spuren des Deutschtums nachwandern, das im Mittelalter hier eingewandert ist und versickerte im fremden Volkstum. In der Ebene vor allem, die unsre Straße durchmißt, haben die Lutherovzy (Lutheraner) gesiedelt und der Landschaft Kultur gebracht mit ihren Waldhufendörfern. Das deutsche Anerbenrecht wirkt hier heute noch nach.

Sanok liegt vor uns. Die Sanbrücke ist zerstört, wir durchfurten also den wasserarmen San ohne Beschwernis. Mit dem anderen Ufer haben wir auch die westliche Grenze des beginnenden geschlossenen ukrainischen Siedlungsgebietes erreicht. Die Ukrainer grüßen uns mit lachenden Gesichtern, als wir den Uferdamm hinaufschnauben, wir begegnen einem gutmütigen, selbstbewußten Volk, das schwer an der polnischen Bevormundung zu tragen hatte. Brandruinen säumen unsren Weg. Die haben flüchtende Polen den Ukrainern zum Andenken an eine nie wiederkehrende Herrschaft hinterlassen. Aber — sehen wir recht? Noch glimmen die verkohlten Balken dort und da, und schon sind diese unentmutigten Menschen dabei, ihr neues Heim zu zimmern. Frisch behauene Balken erheben sich schon übermannshoch auf den verrußten Grundmauern — vier junge Bauern sehe ich da im sonnigen Morgen am Werke. Das heißt doch, dem Schicksal die Stirne bieten! Wie soll ich nur den Menschen zu verstehen geben, wie sehr mich ihr tätiger Optimismus erfreut — ich klatsche, indem ich hinübersehe zu ihrem Neubau, mit den Händen. Sie verstehen mich und winken zurück, stolz auf den Beifall eines deutschen Soldaten.

Jenseits des San klettert die Straße ein wenig bergauf. „Seht einmal dorthin auf den Hang, Kameraden! Gefangene Polen? Wo sind denn nur die Wachtposten?“ Nichts zu sehen. Ein Fernglas fehlt uns zu genauer Erkundung. Polnische Offiziere sind offenbar auch dabei — die inspizieren die Schützengräben. Sakra, sakra, haben wir uns denn am Ende ins Feindgebiet verfranzt? Aber die drüben nehmen von uns ja gar keine Notiz. Geheimnisvolle Sache auf jeden Fall. Steyr-Pistole schußfertig gemacht und herangepirscht. Da kommen welche die Böschung herauf und stehen plötzlich ein paar Schritte vor uns. „Stoj!“ Der erste Griff gilt den Pistolentaschen der vermeintlichen Polen.

Wie haben wir Ahnungslosen uns blamiert! Die also Angehaltenen lachen uns an wie die Morgensonne. „Wir sind

slowakisches Militär." „Herrgott, nichts für ungut, aber in euren grünbraunen Uniformen gleicht ihr, aus der Entfernung gesehen, den Polen aufs Haar!" Eine heitere Unterhaltung mit dem inzwischen nachgekommenen Oberleutnant beschließt humorvoll die voreilige „Kriegshandlung" auf der Böschung bei Sanok.

Über Lisko geht die Fahrt nach Olszanica. Auffallend ist der Wandel selbst für den Vorüberhastenden. Ein anderer Menschenschlag lebt hier — das merkt man, wenn man nur flüchtig in die Gesichter der Entgegenkommenden sieht. Den Eindruck bestärkt sicherlich auch die freudige Aufgeschlossenheit der Physiognomien. Diese Menschen begrüßen uns ja als Freunde. Erhebend wird die Begegnung mit den Bewohnern des langgestreckten Dorfes an der Straße, in Ustianowa. Kinder, helläugig und blond, laufen zum Straßenrand, als wir die Fahrt abbremsen; sie bringen uns Blumen und Früchte aus den üppigen Gärten, sie überschütten uns damit. Den Soldaten vor uns wird dasselbe herzliche Willkommen zuteil. Die Bäuerin eilt herbei und bringt ihnen dicke Scheiben Brot; diese Kleinbauern haben eben nicht Überfluß daran, gerade jetzt, aber sie geben es, weil es Sinnbild sein soll. Blaugelbe Papierfähnchen haben sie in die Strohdächer ihrer niederen Häuser gesteckt, die Nationalfarben der Ukrainer. Die Mädchen haben sich die Fähnchen an die bunt gestickten Blusen geheftet und die Männer tragen die Farben ihres nationalen Bekenntnisses im Knopfloch. Sie können mit uns nicht viel sprechen, aber jene sogenannten „Ruthenen" — sie sind in Wahrheit Ukrainer —, die in der k. u. k. Armee gedient haben, sprechen doch so viel gebrochenes Deutsch, daß sie uns sagen können, wie froh sie sind, daß wir Deutschen da sind. „Ihr sagt immer, ihr seid unterdrückt worden. Wie sah denn eigentlich die Unterdrückung aus?" forschen wir. „Wenn Pole gearbeitet hat bei Pole, so hat erhalten Lohn 10 Zloty. Wenn gearbeitet hat Ukrainer, hat erhalten für gleiche Arbeit 1 Zloty." Gut. jetzt wußten wir über eine Seite der polnisch-ukrainischen Feindschaft Bescheid. Der Anfang des Hasses aber war gegeben in der staatsbürgerlichen Minderbewertung des Ukrainers, woraus die Zurücksetzung in dutzendfacher Hinsicht erfolgte. Der Ukrainer aber ist zu stolz, zu selbstbewußt und fanatisch, als daß er für die Dauer bei polnischen Sklavenhaltern robotet. Mit der ukrainischen nationalen Empörung, die die Polen in diesen Tagen in ihrer ganzen verhaltenen oder schon

lodernden Leidenschaft zu spüren bekommen, geht Hand in Hand die soziale Empörung.

Chyrow — ein ukrainischer Marktflecken. Buntes Gewimmel auf dem weiten Platze, grelle Farbskalen leuchten aus den Gewändern der Frauen, die in ihren Heimattrachten kamen, um den Einmarsch der Truppen zu sehen. Allenthalben heben sich entlang der Straße die Arme der Dorfbewohner zum Gruße. Wir erkennen genau die polnischen Streusiedlungen — am Nichtgrüßen. Aber viele haben's auch schon gelernt, zumindest die Heimkehrer, die drüben als Flüchtlinge nicht eben das Beste dürften erfahren haben. Wir treffen auf eine Gruppe von 30 Männern im Alter von 20 bis 60 Jahren — durchwegs Polen. „Wohin wollt ihr?“ — „Na domu.“ „Wo seid ihr zu Hause?“ „Bei Krosno. Der Kommandär von polnisches Militär“, radebrecht einer, „hat uns geschickt zurrick.“ „Was bist du von Beruf?“ „Bauer — aber hab' kein Pferd — haben Polen mitgenommen.“ Wir teilen mit den Halbverhungerten unsren Kommißstollen, über den sie mit Begierde herfallen. Für sie ist der Krieg beendet. Die sehen nicht aus, als ob sie noch Lust hätten, uns in den Rücken zu fallen. Der Bauer will Frieden, der Bauer will sein Pferd wieder.

30 Kilometer noch muß unser Beikrad pusten, es geht kaum mehr. Wir müssen Rast einschieben, damit der überhitzte Motor abkühlt. Unterwegs, mitten in der Kolonne, bleiben wir stecken. Der ganze Zug stockt, weil so eine Kolbenstange nicht mitmacht. Der kalte Schweiß steht uns auf der Stirn. Die widerspenstige Materie läßt Gnade walten, die Maschine trägt uns durch die Zementwolken der Vormarschstraße mit grollenden Explosionen nach Sambor, wo wir noch vor Sonnenuntergang eintreffen.

Gebirgsartillerie auf Lemberg marschierend. Brandruinen, Stätten erbitterten Kampfes, säumen den Weg der „Sturmfahrt auf Lemberg"



Blick von Lemberg-We ins brennende Stadtzen-trum. Um diese Villen-bezirke spielte sich ac Tage lang ein zermür-bender Häuserkampf a (Seite 59–61)

Ein Truppen-Verbands-platz in Lemberg-Wes Hilfreich wirkten unser Sanitäter an Freund un Feind (Seite 64)

Einholen, einholen!

„Wo ist die Gebirgsdivision?“

Nächtlicher Vorstoß auf Lemberg durch die Glutesse Rudki
Im Morgengrauen stehen wir vor der Stadt
Kurzer Schlaf auf einer Steintreppe der Fliegerkaserne
Um 9 Uhr soll der Angriff beginnen

Lemberg-West, 13. September, 6.30 Uhr.

„Wo ist die Gebirgsdivision?“ fragen wir am 12. September in Sambor bei Einbruch der Nacht einen Feldgendarm, der Mühe hat, den heranwogenden Troß und die Truppen in die Ausfaltstraße zu lenken.

„Der Stab ist schon seit mehreren Stunden fort, Richtung Lemberg!“ — „Mensch, das ist doch nicht möglich!“ — „Jawohl, unsre Truppen stehen bereits vor Lemberg.“

Eine Nasenlänge zu spät gekommen. Trotzdem — einholen! Einholen! Mag die Fahrt ins Ungewisse ausgehen wie immer! „Wissen Sie, Herr Leutnant“, frage ich den Führer einer Abteilung, die eben über den Rathausplatz von Sambor reitet, „wo ich die Verfolgungsgruppe der Gebirgsdivision finden kann?“ — „Ja, die ist schon weit voraus — um 15.30 Uhr stand sie bereits vor Lemberg.“ — „Ist die Straße dahin frei?“ — „Kann ich nicht sagen, versuchen Sie mit einer Kolonne vorzukommen — ja nicht als Einzelfahrer!“

Wo finde ich gleich den Anschluß? Wo ist die Kolonne, die vorstößt? Die Wagen hier parken vor Sambor, die Fußtruppen bleiben voraussichtlich über Nacht hier. Es dunkelt bereits.

Wie weit ist's nach Lemberg? 69 Kilometer meldet der Wegweiser „do Lwow“... Mit dem asthmatischen Beikrad, das irgendwo steckenbleiben kann, können wir's nicht riskieren. Also umgepackt auf den Personenkraftwagen, in dem der Bildberichter fährt. Fertigmachen, Müdigkeit gilt nicht! Den Einmarsch nach Lemberg dürfen wir nicht versäumen!

Durst haben wir, brennenden Durst. Eine Schank ist noch offen, Besitzer natürlich Jude. Der überschlägt sich vor lauter Zuvorkommenheit, bringt seine verborgenen Schätze herbei. Die Polen haben seinen Laden gestern fast ausgeräumt, ohne einen

Zloty zu bezahlen, aber die deutschen Soldaten, die bezahlen auf den Groschen genau, bemerkt er zufrieden.

Tokaier sei hier — her damit! Ob wir uns die Staubmaske vom Gesicht waschen wollen, Wasser sei hier. — Her damit! Aber Tempo, Tempo.

Der „Tokaier" schmeckt nach besserem Dörrpflaumenwasser, aber er löscht den Durst. Zigaretten? Her damit! Das wären die letzten, er sei bereit, sie uns zu schenken. Jude, Jude, wie bist du aus der Art geschlagen! Wohnen könnten wir auch bei ihm. Wir danken höflichst.

War's nicht das beste, auch hier das Morgengrauen abzuwarten? Ist es vernünftig, mit einem einsamen PKW. in die rabenschwarze Nacht hineinzustoßen, um vielleicht von einem Rudel versprengter Feinde abgefangen zu werden? Das lungenschwache Beikrad mit den ausgeleierten Kolben muß hierbleiben, das steht fest. Aber uns reißt dieselbe Unrast fort, die auch jene Gebirgstruppen vorwärtsgetrieben hat, die wir noch in Sambor hätten treffen müssen.

Denn was heißt in einer Stunde wie dieser vernünftig? Hat etwa Vernunft unsren Kameraden, die, vielleicht hart bedrängt, vor Lemberg auf Verstärkung warten, die Schwungkraft gegeben, den Feind bis hinter die Tore der Stadt zurückzuschlagen? Führung und Mannschaft waren jedenfalls frei von jener „falschen Klugheit", die jeweils der wohlgetarnte Feind jedes Gelingens war.

Fahren wir also los! Sind die Taschenlampen in Ordnung? Karabiner schußfertig? Völlig lichtlos tastet unser alter Ford-Eifel durch die tintendunkle Nacht in die Vorstadt hinaus. Das muß, wenn wir die Karte richtig lesen, die Chaussee nach Rudki sein. Kein Laut vor uns, das Ungewisse reißt gähnend das Maul auf. Eben noch erkennbar hebt sich der Straßenstaub aus dem Dunkel und bezeichnet so dürftig unsren Weg. Vorsicht — Granattrichter! Und wieder einer! Keine Seele weit und breit. Haben wir uns nicht verfahren? Die Taschenlampe blitzt auf den Wegweiser: Stimmt, 15 Kilometer bis Rudki. Am Horizont flammt jetzt gelber Feuerschein auf und verlöscht wieder in der Nacht. Vor uns aber steht nordostwärts ein dunkelrotes Glimmen am Himmel. Dort muß Rudki sein.

Es pochen die Knüppel einer Brücke, die wir langsam überfahren. Rotlicht am anderen Ende befiehlt Halt. Deutsche Feldposten.

„Kommen wir durch — wir wollen über Rudki nach Lemberg?“ „Zur Zeit ausgeschlossen, es wird vorne noch wüst geschossen. Hier im Wald liegt auch noch der Feind, warten Sie etwas, wir werden gleich mit Geländewagen abgeholt zu unsrer Nachrichtentruppe, wir legen nämlich eine Fernsprechleitung, da fahren wir zusammen die fünf Kilometer. Ist sicherer.“

Der Wind weht jetzt den Lärm des Gefechtes herüber zu uns. Wir hören eine marschierende Kolonne auf uns zukommen: Gefangene. Ein langer Zug, es mögen wohl 300 Mann sein. Nur ein paar Soldaten, Bajonett auf, führen sie ab. Gerade ist, erzählen uns die Posten, dieser Gefangenenzug in einen Feuerüberfall, vielleicht der Freischärler, geraten. Ein Teil der Gefangenen ist bei dieser Gelegenheit entkommen. Kampfmüde schleppen mit schlürfenden Schritten die Gefangenen sich weiter. Der Geländewagen ist nun da. Wir müssen ihm auf den Fersen bleiben. Aber wir halten sein Tempo nicht durch, nach zwei Kilometern sind wir abgehängt und die gute Spürnase des Fahrers ist das einzige Richtmaß. Wir tappen uns bis zu den Pionieren durch, welche die von Granateinschlägen zerfetzte Straße bei kümmerlichem Licht instandsetzen. Ein paar hundert Meter noch und dann halt! Die Flammengarben des brennenden Dorfes schießen auf über der Höhenstraße, auf der eine Wagenkolonne wartet. „Wo ist der Divisionsstab?“ Es bestätigt sich, er ist mit geringen Kräften bis Lemberg vorgestoßen heute nachmittags, er hat Verstärkung durch zurückkommende Melder angefordert. Hier steht sie. Aber noch hemmt ihr Vorrücken die Flammen- und Kugelbarriere von Rudki. Wir gehen die Straße entlang, schauen hinab in das schauerlich schöne Bild der entfesselten Flammen.

Ein Zivilist kauert am Wegrand. „He Alter, was ist mit dir?“ „Ich bin Deutscher, bin Branntweinbrenner in Rudki, mein Haus brennt da unten.“ Er starrt regungslos hinein in die Rotglut, die ihren gespenstischen Schein über die Höhe wirft. Es ist 22 Uhr geworden. Wie durch ein Wetterleuchten hellt sich plötzlich der Himmel grell auf — die Flammenfontäne im Osten muß von einem explodierten Benzinlager stammen.

Die Polen wollen uns nichts zurücklassen.

Durch diesen brennenden Kessel Rudki müssen wir also durch, dahinter zweigt die Chaussee rechts ab nach Lemberg. Das Geknatter hat aufgehört. Verstärkung wird nachgezogen. Um

Mitternacht fahren die ersten Lastwagen mit Jägern an. Unser PKW. soll vorläufig zurückbleiben. Ich springe daher auf einen vorbeirollenden Lastkraftwagen und plumpse hinein auf dichtgepferchte Leiber. „Laßt mich mitfahren — ich muß nach Lemberg.“ „Wer bist du denn überhaupt?“ „Kriegsberichter.“ — „Ja, gibt's denn dös aaa?“

Nun wußte ich, daß ich unter Angehörige des bajuwarischen Stammes geraten war.

Eine rotglühende Esse ist dieses Rudki, wir starren hinein in das wilde Toben des Elementes, die Glut brennt uns in den Gesichtern. Rasch hindurch — Vollgas! Aber wir haben die Blickverbindung mit den Wagen voraus verloren. Halten! Gottlob, hier steht noch unversehrt ein Wegweiser „Do Lwow 45 km“. Ein Abirren könnte verhängnisvoll werden für uns alle.

Wiederholt stockend schiebt sich die Wagenreihe ins Dunkel nach vorne. Es muß gesichert werden, Späher sind voraus.

Unsere Gedanken fliegen bald nach vorne zu denen, die in der westlichen Vorstadt Lembergs stehen, bald sind sie gebannt von den gespenstisch vorbeihuschenden, durch Brände erhellten Häuserfronten, aus deren zerborstenen Fenstern wie aus Totenschädeln die lauernde Gefahr eines hinterhältigen Feindes grinst. Stunden der Sprungbereitschaft vergehen. Die Uhr zeigt 3 Uhr morgens. Ein leises Grau schimmert im Osten. Fröstelnd sitzen wir ohne Mäntel im Wagen, es ist bitter kalt geworden. Und wieder ein Ruck, wir stehen jetzt knapp an der Wegzweigung bei Kaltwasser (Zimna Voda). Eine winselnde Stimme schlägt uns aus dem Wald entgegen. Ein verdächtiger Zivilist wurde gefaßt, er beteuert seine Harmlosigkeit mit ekelhaftem Weibsgetue. In den morgengrauen Osthimmel hebt sich immer deutlicher der Umriß der Vorstadt.

Lemberg! Lemberg!

Deutsche Truppen stehen am 13. Tage des Feldzuges vor den Toren der uralten Metropole Ostgaliziens — wir können das noch nicht fassen. Glück durchströmt uns, Soldatenglück, wie wir es uns nicht lockender vorstellen könnten, alles scheint wie ein wirbelnder Traum.

Im hellen Morgen bringt uns ein Kraftrad ganz nach vorn an die polnische Fliegerkaserne bei Lemberg. Auf der Grodecka, der Ausfallstraße nach Grodek-Jagiellonski, stehen die Fahrzeuge der motorisierten Verfolgungsgruppe Schörner. Dort und da gellt

ein Schuß der Gefechtsvorposten. Aber ein Teil der Männer, die gestern den verwegenen Vorstoß bis in den Westteil der Stadt unternahmen, liegt jetzt übermüdet in kurzem Schlaf unter freiem Himmel und scheint die Kälte gar nicht zu fühlen, die einem das Mark in den Beinen frieren läßt. In den paar Stunden müssen sie die Kraft gewinnen für den Angriff auf Lemberg, der mit der eingelangten Verstärkung in den Vormittagsstunden unternommen werden soll. Der Gegner ahnt wohl nicht, welche geringen Streitkräfte ihn gestern und heute nacht bekämpft haben. Sein Nervenschock ließ den Gedanken eines Ausfalles wohl gar nicht aufkommen.

Ein wundersamer goldener Septembermorgen geht über der belagerten Stadt auf, ein Morgen, unbefangen heiter, der nichts wissen will von Kampf und Tod. Nun drückt die Ermattung auch uns die Augenlider zu. Eine Steinstufe in der mit Schläfern dicht gefüllten Flurstiege der Fliegerkaserne wird uns zum Bett. Die Sonne steht schon hoch, als uns der Lärm des Aufbruches weckt. Ein paar Schluck vom kalten Tee der Feldflasche — und der Körper hat bis auf weiteres nichts mehr zu fordern.

Um 5.30 Uhr kurze Meldung bei Generalmajor K. Der Kriegsberichter, heißt es, soll mit dem Divisionsgefechtsstand vorgehen. Um 9 Uhr Angriffsbeginn.

*

Wir fahren die breite Chaussee stadteinwärts, der zerschossene Troß der Polen, ihre jäh verlassenen Geschütze, die zerbeulten Straßenbahnwagen der Linie 8 bezeichneten die gestrige Überrumpelung des Feindes, der nun mit MG.-Beschuß und Schützenfeuer aus eilends errichteten Barrikaden unsere Bereitstellung zu stören versucht.

Hier auf der Wiese neben der Grodecka sind unsre Batterien in Stellung gebracht, ein paar Schritte daneben vor dem stillen Gartenhäuschen unter fruchtschweren Apfelbäumen schlägt die Division ihren Gefechtsstand auf.

Eine Ruhmestat unserer Gebirgsjäger

Stählerne Gewitter über Lemberg

Feindliche Übermacht in der Verteidigung
Befehlsausgabe unter dem Donner des Artillerieduells / Feuerüberfall auf den Divisionsgefechtsstand / Häuserkampf im Westen der Stadt
Die Schlacht um Lemberg hat begonnen / Der Verbandplatz kennt keine Feinde mehr / „Wenn nur mein Vaterland..."

Vor Lemberg, 13. September, 20 Uhr.

Am 12. September, 15.30 Uhr, rückten deutsche Truppen in die westlichen Bezirke der Stadt Lemberg ein. Die motorisierte Verfolgungsgruppe, Oberst Schörner, unternahm unter der Führung des Kommandeurs der Gebirgsdivision einen kühnen Vorstoß von Sambor über Rudki — Wlk — Lubien — Stawczany — Kaltwasser bis nach Lemberg. Der sich auf der genannten Strecke entgegenstellende Feind wurde von der Verfolgungsgruppe in völlig überraschenden Gefechten aufgerieben oder in die Flucht geschlagen. In der Nacht zum 13. September wurden die Gebirgsjäger der Regimenter 98 und 99 auf Kraftwagen eilig nachgezogen, um die 69 Kilometer weit vorgepreschte Verfolgungsabteilung, die nur die Stärke eines Bataillons hatte, zu unterstützen. Über die Nacht hielt der Kampf gegen die Verteidiger Lembergs an. Nach der Bereitstellung gingen unsre Truppen um 10.15 Uhr zum Angriff über. Seine Ziele wurden erreicht, die Höhen nordostwärts Lemberg—Holosko—Wlk und Zboiska wurden eingenommen, desgleichen gelang es, im Süden der Stadt den Gegner nach heftigen Gefechten zwischen Häusern und in den Gärten des Stadtrandes zurückzudrängen. Lemberg ist von Norden, Nordosten und von Süden her umfaßt.

Unsre Truppen machten im Raume Lemberg heute 400 Gefangene, die Verluste des Gegners sind unverhältnismäßig größer als die eigenen. Ein Dutzend MG., mehrere auf der Straße von den Flüchtenden zurückgelassene schwere Geschütze und zwei Staffeln zum Teil noch unversehrter polnischer Flugzeuge — das ist, soweit wir bis jetzt sehen, die Beute des Tages.

Die Heftigkeit, mit der bisher der Kampf um Lemberg geführt worden ist, läßt erwarten, daß sich der Feind hier zu erbitterter

Verteidigung einrichtet. Wenn es dennoch gelang, ihn im Laufe dieses Tages aus seinen Stellungen zu werfen und ihn zurückzudrängen, so ist das zunächst ein Verdienst des Kommandeurs der Gebirgsdivision, Generalmajor K., der — und das mag als Sinnbild des Kampfgeistes dieser bayerischen Truppen gelten — seinen Gefechtsstand inmitten der Feuerlinie aufgeschlagen hatte. Das Vorbild seines Einsatzes befeuerte die kämpfende Truppe so sehr, daß sie mit dem Gegner unter den schwierigsten Umständen fertig geworden ist.

Wir standen vorne in dem Kreuzfeuer der polnischen MG.-Schützen, die sich im Umkreise des Lemberger Radiosenders auf den Dächern der Lemberger Cottage versteckt hielten. Wir haben erlebt, wie bitter schwer um das Terrain gekämpft werden muß, wenn aus Gärten und von Bäumen herab hinterhältiges Feuer gegeben wird. Wir können deshalb bezeugen: Was von einer Truppe an seelischer und körperlicher Leistung überhaupt verlangt werden kann, ist hier vollbracht worden. Sie hatte einen Feind zu bekämpfen, der sich fanatisch verteidigte, und sie hatte gegen die Ungunst des Geländes im gesamten Angriffsstreifen anzurennen. Wir standen den Höhen gegenüber, von wo aus der verschanzte Feind unsere Aufmarschstraßen einsehen und beschießen konnte; der Feind mißbrauchte ferner die Kirchtürme als Beobachtungsstellen zur Lenkung seines Artilleriefeuers.

Unter diesen Umständen war es selbstverständlich, daß unsre Artillerie mit voller Wucht den Angriff unterstützte und ihr Störungsfeuer in die Widerstandszentren der Stadt richtete. Schon vor 9 Uhr legten unsre Batterien, 24 schwere Geschütze, los. Um 10.15 Uhr verkündete das verstärkte MG.-Geknatter im gesamten Angriffsstreifen den Beginn der Kampfhandlung. Die Stärke des feindlichen Feuers ließ von Anbeginn auf eine zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners schließen. Da der Vorstoß des Generalmajors K. tief in Feindesland hinein es mit sich gebracht hatte, daß die übrigen benachbarten vorrückenden Verbände etwa um 150 Kilometer überholt worden sind, fehlt zur Stunde noch hinreichend Verstärkung. Nur ein wohlerwogener Angriffsplan, der die vorhandene Kampfkraft an den günstigsten Punkten einsetzte, konnte auf Geländegewinn rechnen.

*

Im Gefechtsstand haben wir Gelegenheit, das Werden des Angriffsplanes und die Befehlsausgabe mitzuerleben. Eiserne Entschiedenheit ist die Sprache dieser Stunde.

Unsere fünfeinhalb Batterien feuern, was nur aus den Rohren 'rausgeht, ein eisernes Gewitter rollt über Lemberg hin. Wie hartes Metall klingen die Worte des Generals, der mit seinen Offizieren den Angriffsplan bespricht. Ein Bild bietet sich uns dar, das keine Zeit aus unsrer Erinnerung wird löschen können: Die Regiments- und Bataillonskommandeure und ihre Offiziere haben sich auf dem Rasen unter den Obstbäumen niedergelassen rund um den Divisionskommandeur, die Karte zur Hand. Regungslose Mienen, äußerste Gespanntheit und die Bereitschaft zum höchsten Opfer auf allen Gesichtern. Mit der Präzision, der bestechenden Klarheit und Knappheit der deutschen Soldatensprache wird vom Divisionskommandeur die Lage umrissen, und unter dem Donner des Artillerieduells wird die Angriffsidee vorgetragen. „Die Bereitstellung ist mir zu melden — den Angriffsbeginn befehle ich dann. Meine Herren, ich bin fertig!“ Mit Wünschen für den siegreichen Ausgang des Gefechtes beschließt Generalmajor K. seine Besprechung. Die Offiziere verabschieden sich, um in die ihnen zugeteilten Gefechtsabschnitte zu gehen. Wunderbar berührt die Ruhe und glatte Selbstverständlichkeit, mit der der Vorgang der Befehlsausgabe vor der Schlacht abläuft.

Ganz niedrig zischen die Granaten der eigenen Artillerie über uns. Aber auch die feindlichen Geschütze feuern immer heftiger. „Das wird“, meint Generalmajor K., „Lemberg teuer zu stehen kommen. Wenn wir heute nicht unsren Gefechtsstand im Lemberger Rathaus aufmachen, so morgen.“

Gefechtsordonnanzen kommen und gehen, sie könnten die kleine Gartenvilla in der Ulica Konduktorska, die den Divisionsstab beherbergt, den feindlichen Aufklärern verraten, wäre er nicht durch die Obstbäume gegen Fliegersicht ausreichend getarnt.

Mittag ist es geworden. Wir essen verdorrte Krumen aus dem Brotsack und trinken das schmutzigbraune Brunnenwasser. In der Erregung des Kampfes ist der Hunger bald gestillt. Ein Flieger kreist jetzt nicht sehr hoch über uns: Polnischer Aufklärer. Wütendes Feuer empfängt ihn, er erwidert es jetzt mit seinem MG. Hat er unsre Batterien entdeckt? Dann gibt's für uns dicke

Volltreffer unserer Bomber in einer Montagehalle des Lemberger Flugplatzes (Seite 72)



Die Verpflegung wird knapp vor Lemberg. Die Luftwaffe ließ höchst willkommenen Bombenregen auf uns niedergehen: Verpflegungsbomben (Seite 84)

Polnische Truppen ergeben sich vor Lemberg, das immer enger umschlossen wird von der Zange unserer Gebirgstruppen, . . .



. . . während in unserem Rükken, im Walde von Janow, noch erbittert gekämpft wird (Seite 81)

Bohnen in der nächsten halben Stunde, denn wir liegen dicht bei unsren Geschützen. Der polnische Flieger kommt durch.

Bald hier, bald da, jedenfalls wo wir es nicht mehr vermuten würden, flackert das Feuer auf. Ganz nah an uns heran kommt es jetzt, auf die Dächer der Nachbarhäuser prasseln die Kugeln herein, ein wildes hohes Zirpen der Geschosse hebt an, durch Zaun und Busch pfeift es herein — wir lehnen gerade an den Bäumen, die Müdigkeit schleicht sich auf leisen Sohlen an uns heran, die wir um den Gefechtsstand sind. Die Überraschung war dem Gegner geglückt, aus einem Hinterhalt sind die Polen hervorgebrochen, unsre Schützenlinien konnten ja nicht dicht genug vorgehen für dieses undurchsichtige Gelände. Der Feind steht im Rücken, das wird uns blitzschnell bewußt. Ein Gehirn arbeitet fieberhaft hier in der kleinen Gartenvilla, der General. Die Größe der Gefahr für ihn, für uns alle, wird uns klar, indem wir uns hastig den Stahlhelm festbinden, den wir einen Augenblick abgelegt hatten. Eine Handvoll Männer sind wir um den Divisionsgefechtsstand, mehr nicht. Die paar Offiziere, die Stabswache, ein paar Melder und Kradfahrer — das ist alles. Und jetzt 'raus allesamt und gefeuert, als hätten wir ein ganzes Bataillon im Rücken. Krach machen, Furcht und Schrecken verbreiten! Das war die Parole der motorisierten Aufklärungsgruppe Wintergerst-Schörner, und das muß uns auch weiterhelfen — in Teufelsnamen. Feststellen, woher das Feuer kommt! Nichts zu machen. Kein Feind zu sehen, nur dieses dünne Pfeifen um die Ohren von irgendwoher. Ein Leutnant stürmt vor, Handgranaten in den Händen, und feuert die Männer an, die ihm folgen. Ja — aus den Häusern wird gefeuert! Den Straßengraben entlang arbeiten wir uns vor gegen den unsichtbaren Feind. Der Feuerstärke zufolge muß das eine ganze Kompanie sein, drüben in den Gärten und Villen. Hartnäckiges MG.-Feuer hält uns in Deckung nieder — das kann aus drei Dutzend Dachluken stammen, die auf uns niederstarren. Drauflos und wieder: Auf — vorwärts! Handgranaten, die unsere Männer in die Villen Lembergs werfen, krepieren hinter den Fenstern und scheuchen den Feind — jetzt haben wir ihn gestellt. Hurra — drüben der erste Nahkampf! In den mit Handgranaten belegten Häusern ist es still geworden, so denken wir, aber schon feuert's wieder in unserem Rücken — ein Kampf voll Heimtücke.

Im Obstgarten drüben haben sie sich zusammengerottet — eine freie Wiese ohne Deckung davor. Aber wir müssen drüber, es ist, als wäre eine sinnverwirrende Trunkenheit über uns gekommen; das Gebot der Deckung, sich heranzurobben an den Feind, ist vergessen. Wütendes Gewehrfeuer. Sturm — Sturm! Mit Hurra geht es auf den Zaun des Obstgartens zu — wir stoßen die Planken ein mit Gewehrkolben, es flitzen die Polen aus dem Gartenhäuschen davon, Handgranaten machen ihnen Beine. „Stoj! — Stoj!“ Wir brüllen, was wir aus der Kehle bringen, jeder schreit für drei andere — mindestens. Sie ergeben sich der Übermacht unsres wütenden Kriegsgeschreies. Die Hände hoch, kommen sie zuhauf hervor, Angst starrt aus ihren Blicken und ihre Lippen stammeln Mitleidheischendes; wie die Füchse fliehen sie aus ihrem Bau in Scharen. Einige Polen feuern, noch eine Handgranate in die weichende Gruppe macht ihnen den Garaus — da liegen an die 20 Polen leise stöhnend, verwundet, zum Großteil tot, ein paar lehnen an der Straßenböschung mit wachsbleichen Gesichtern, als schliefen sie. Wir halten inne, ein paar Atemzüge lang — die Ehrfurcht faßt uns an vor dem ehrlichen Soldatentod des Gegners. An die 30 Gefangene führen unsre braven Jäger fort — einige Augenblicke der Stille über dem Kampffeld. Mit dumpfem Gedröhn wühlen jetzt wieder die polnischen Granateinschlage die Wiese auf.

Drüben, 50 Schritte von hier, ein Brückenkopf. Er muß unser werden. Wir stürmen draufzu, gefaßt, daß eine MG.-Garbe uns empfängt. Aber kein Schuß dringt aus der Barrikade — die ausgeworfenen Gräben sind geräumt, die Wälle aus Pflastersteinen verlassen. Das MG. fällt uns in die Hände. Über die Brücke geht's jetzt hinweg. Leutnant Frobenius kommt jetzt nach mit ein paar Jägern, als Gefechtsvorposten durchstöbern wir die Villen. Munition ist knapp geworden. Befehl: Meldung an Hauptmann N. überbringen, der mit ein paar Jägern den Brückenkopf sichert: »Wir halten den Posten, bis weitere Befehle folgen. Munitionsnachschub dringend nötig.“ Wir laufen als Melder zur Eisenbahnbrücke, zum Damm, der am Lemberger Sender vorbeiführt. Die feindliche MG.-Garbe bestreicht ohne Unterlaß den Brückenkopf. Es ist schwer, an der flachen Böschung hinreichende Deckung zu finden.

Das erbeutete polnische MG. ist in Stellung gebracht, allein, es ist nicht flottzukriegen. Ladehemmung. Wir hätten es jetzt, weiß

Gott, gebrauchen können. Die feindliche Granatwerfertätigkeit wird zusehends heftiger. Unser Angriff, wir haben inzwischen Verstärkung erhalten, stockt deshalb. Die pulvertrockene Erde stäubt auf, von den Dächern herab erhalten wir seitlich Feuer. Ein Jäger ist hinter uns, gedeckt durch die Brückenmauer. Er hat sich vorgewagt, er wollte vielleicht zu uns stoßen, ein Aufschrei — und ein Aufseufzen. Wißt ihr, wie furchtbar das ist, einen Kameraden stöhnen zu hören? Zu wissen, daß er aus einer Wunde blutet, vielleicht verblutet? Sanität ist noch keine da — aber wir selbst haben doch unser Verbandzeug bei uns. Eine Feuerpause abgewartet — ein Sprung zurück. Da sind wir, Kamerad, was ist? Er hat die Augen geschlossen, er deutet nur. Bauchschuß. Kamerad, sei ruhig, wir helfen schon. Der Verband ist angelegt, der Unteroffizier hat dabei geholfen. Er selbst hat heute schon eins, nein zwei abgekriegt. Er trägt Kopfverband unterm Stahlhelm, Streifschuß. Der Stahlhelm selbst ist einmal durchschossen und überdies zerbeult von einem Querschläger. Glück gehabt, Unteroffizier. Hoffentlich kommt der da auch durch. Wein ist noch in der Feldflasche — sogenannter „Tokaier“ aus einer Schenke in Sambor. Bauchschuß und trinken — nein. Aber wir träufeln das Naß auf die Stirn des Verwundeten und legen die Hand darauf. Es wird gut werden, alles wieder gut werden, Kamerad, wirst sehen. „Sanität — Sanität!“ rufen wir. „Fort von da, fort von da“, fleht er.

Zeltblatt her — und noch eins. Vorsichtig betten wir den Schwerverwundeten in die behelfsmäßige Tragbahre. Schultern die Last und schleppen den Kameraden glücklich durch die Feuerlinie, bringen ihn in einen schußsicheren Winkel.

Weitere Verstärkung trifft ein — wir treiben den Feind vor uns her. Von den Dächern feuern plötzlich polnische MG. Ziel erkannt. Auch unsre Jäger verlegen den Kampf auf die Dächer. Feuerduell von Dach zu Dach. Bald schweigt der Feind im Hinterhalt. Der Abschnitt ist gesäubert. Es ist 17 Uhr geworden. Wir kommen zurück zum Divisionsgefechtsstand. Hauptmann N. macht seinem General auf der Stiege der kleinen Gartenvilla die Meldung: „Feind zurückgeschlagen, 30 Gefangene, vier MG. erbeutet...“

Auch Leutnant Frobenius ist wieder zurück mit seinen Männern. Wir erkennen ihn kaum wieder. Blut läuft ihm über die Wangen — eine Schramme über dem Nasenrücken ist erkennbar. Vielleicht ein Streifschuß. Er betastet seine Nase. „Renommierblut“, sagt er

lachend und geht zum Brunnen, um es abzuwaschen. Er hat noch nicht verschnauft, aber Leutnant Frobenius zieht einen Eimer Wasser hoch aus dem Brunnen — sieht hinüber zu den verwundeten Polen, die eben die Sanität eingebracht hat. Ein junger Bursche mit Augengläsern, mag wohl ein Studentchen sein, lehnt am Zaun da, todmatt, todbleich mit zerschossenem Arm. Ein anderer, ein polnischer Bauernbursche, mit schwerer Beinwunde. Leutnant Frobenius — ob er selbst schon getrunken hat, sahen wir nicht — aber wir sehen, wie er seine Eßschale füllt mit dem lehmgrauen Wasser, das für uns köstlich schmeckt an diesem fieberheißen Tag, und wie er hinübergeht zu den verwundeten Polen — wie er jedem einzelnen Wasser reicht mit einem Blick, dem es schwerfällt, die Güte zu verbergen. Er tut beim Verbinden mit.

„Das ist der Pole“, sagt er, „der mich draußen flehentlich bat, ihm den Gnadenschuß zu geben. Ich tat es natürlich nicht, ich glaube, er wird durchkommen.“ Die Sanität tut ihr Werk, auch am Feind, unterschiedslos. Und hier, im Anblick des Leidens ehrlich kämpfender Soldaten beider Heere, hat der Krieg für Augenblicke ausgesetzt. Wir teilen die paar Zigaretten, die wir noch bei uns haben, mit den verwundeten Polen, die auf den Transport warten. Mit Begierde raucht sie dieser verletzte polnische Soldat, sein Blick ist voll Dank. Vielleicht ist auch ein starkes Erstaunen darin über uns — Hunnen?

Wir fallen hin auf den Rasen des Obstgartens und in Augenblicken sind wir in den Dämmer des Halbschlafes verfallen. Als wir wieder erwachen, ist die Sonne versunken. Das Feuer verebbt ein wenig. Der Abend neigt sich über dem Kampffeld vor Lemberg. Kurze Atempause für Freund und Feind. Aber die Nacht kann voll Überraschung sein — wir sind auf der Wacht.

Der General bezieht seinen endgültigen Gefechtsstand in der Grodecka, nahe dem Flugplatz. Auf dem Trittbrett des Geländewagens stehend, fahren wir über die breite Chaussee, die die Straße unsres Sieges über Lemberg werden soll.

Es war ein harter Tag, der der ersten Kampfnacht vor Lemberg gefolgt war. Stunden des Schlafes erscheinen uns wunderverheißend wie ein Paradies. Die Maschine hat das Ihre getan und der Himmel hat das gute Wetter zum Erfolg gegeben, aber nur der Mensch hat mit der Spannkraft seiner Seele und der Kühnheit seines Geistes das Gelingen vollbracht. Deutscher

Soldat, die verwegenste Hoffnung kann auf dich bauen, diese Tage lehrten uns das. Ein leuchtendes Ziel steht vor uns und das befiehlt uns, alles gern zu ertragen.

Glaubt ihr denn, die ihr diesen Bericht in der Heimat lesen werdet, glaubt ihr denn, es wäre nur Schall und nicht zugleich glühendes Bekennen gewesen, als unsre Truppe beim Durchmarsch durch Sambor, da die Nachricht vom Vorstoß auf Lemberg wie eine Stichflamme durch die Kolonne flog, gestern abend sang: „...kehr' ich nicht mehr zurück, was ist dabei, wenn nur mein Vaterland, wenn Deutschland frei!“

In der Fliegerkaserne Lemberg-West

Luftbeschuß auf den Divisionsgefechtsstand

Kommißbrot für angenähte Knöpfe
Was man mit einer Tasse Wasser alles beginnen kann
Luftkrieg auf zweierlei Art / Der Jude beteuert, der Jude wimmert
„Ja, seid ihr denn Deutsche...?“

Vor Lemberg, 14. September, 13 Uhr.

Wir lagen in einem abgründigen Schlaf heute nacht, kein Geschützdonner konnte uns aufwecken. Wir schliefen in einem ehemaligen Unteroffizierswohnbau der polnischen Flieger. Die Wohnung eines polnischen Unteroffiziers gab uns Herberge. Die Kinder sind fort, seine Frau ist allein geblieben. Sie war sehr aufmerksam beim Bereiten der Betten und trägt ihr Los recht standhaft. Wir teilen mit ihr das Kommißbrot und die dicke Reissuppe. Sie näht uns die ausgerissenen Knöpfe an, sie verdrückt dabei ein paar Tränen. Wenn eine polnische Granate zu nah beim Hause einschlägt, ringt sie die Hände und wir beruhigen sie. Das gibt so ein Hin und Wider der kleinen Hilfe in Tagen des Krieges. Sie anerkennt unser Verhalten, das anders aussieht als die Schilderung von deutscher Barbarei in polnischen Gazetten.

Mit dem Wasser hat es seine Not. Morgens floß es aus der Leitung noch dünn, es langte nicht für alle. Man mußte es aus dem Keller holen. Nun ist es auch unten aus. Etwas Wasser hat unsre Wirtin noch im Eimer. Eine Tasse davon erbitte ich mir. Die muß zum Rasieren langen, und dann eine zweite. Wir lernen die Kunst, uns mit einer Tasse Wasser zu rasieren, die Hände zu waschen und zugleich eine verschmachtende Blattpflanze zu begießen. Mittag. Wir essen gerade unsren Reisbrei. Ein wenig Gewürz hinein, dann schmeckt's noch besser. Frau Wirtin greift eben danach — da haben wir unser Gewürz, da pfeffert's und knattert's hinein in die Häuser. Feuerüberfall? Wir schnappen die Gewehre, ein erbeuteter polnischer Karabiner soll jetzt zeigen, was er wert ist. Da hören wir auch schon, wie die Angreifer — zwei im Tiefflug heranpfeifende polnische Kampfflieger — davonbrausen. Die Frau zittert am ganzen Leib und heult. Aber jetzt schlägt sie wieder mit der Klappe wütend nach den Fliegen

in ihrer Küche, die herbstlich gesegnet ist mit Fliegengeschwadern. „Das ist auch Luftkrieg — Ihr Luftkrieg, bravo, Frau B.!“ Sie lacht jetzt und der Schreck ist fürs erste vorbei.

Fürs erste, denn in dem Augenblick, da wir dies schreiben, brummelt schon wieder was heran — jetzt fliegen sie genau auf unsern Wohntrakt zu, Abwehrfeuer setzt ein — die Angreifer speien MG.-Hagel herab, der die Hausfront zerhackt.

Was eben geschah, berührt nebenan unsren Zimmernachbarn, den Kriegsgerichtsrat und seine Mitarbeiter, nicht. Die Amtshandlung in Sachen des Juden Kurzer, der wegen Verteilung von Waffen an Freischärler dem Kriegsgericht Rede stehen muß, nimmt ungestört ihren Fortgang. Der Jude beteuert, der Jude wimmert, alles sei nur Pression durch die Polen gewesen...

Wir könnten nun ziemlich sicher nach der Lufterkundung mit Artilleriefeuer auf unser Quartier rechnen, meint der Oberstleutnant, der, über die Karte von Lemberg gebeugt, die neuen militärischen Ziele einzeichnet auf Grund der Aussagen Gefangener.

Heute morgen kommen wir auf der Suche nach versprengten Kameraden an einem Bauernhof vorbei. Man grüßt deutsch, bietet uns Milch zum Frühstück. — „Ja, seid ihr denn Deutsche? Ihr seht aus wie Deutsche, sprecht wie Deutsche?“ — „Ja“, kommt es lachend zurück, „wir sind Deutsche. Wir sind Kolonisten — rund um Lemberg sind deutsche Siedlungen. Gott sei Dank, daß ihr da seid, wir sind ja so froh —“

Die junge Frau, die uns das gesteht, ein blondes Weib, eine bäuerliche Schönheit, trägt ein Kind am Arm, ihr Bruder dort — der Typ des deutschen Kolonisten, kämpfender Deutscher, ums Brot ringender Bauer.

Wieder rollt wie ferner Donner ein dunkles Gebrumm heran. „Fliegerdeckung!“ ruft unten im Hof einer. Diesmal blinder Alarm — aus Wolken, die heute den glühenden Himmel etwas verhüllen, kommt eine Staffel deutscher Sturzbomber, begleitet von dahinflitzenden Jagdflugzeugen.

In Lemberg ist's nun still geworden, der Artilleriebeschuß hat aufgehört. Unsre Luftwaffe hat gut gearbeitet. In der Miene jedes Mannes unsrer Truppe spiegelt sich das Glück, da droben so tüchtige Kameraden zu wissen.

In zügig kühnem Angriff

Gefechtsgruppe Schörner nimmt Zboiska

„Bei Grodek auf den Höhen...“ Weltkriegslied mit neuem Sinn
Przemysl soll gefallen sein / Parole Rückendeckung
Ein Volksdeutscher Patrouillenführer quittiert polnischen Zwangsdienst

Vor Lemberg, 14. September, 20 Uhr.

In zügig kühnem Angriff hat gestern in kurzer Zeit die Gefechtsgruppe Schörner die Lemberg beherrschende Höhe Zboiska genommen. Um 12.30 Uhr, zweieinhalb Stunden nach Angriffsbeginn, waren die befohlenen Ziele erreicht. Als Dorn im Fleisch des weitaus überlegenen Gegners sitzt die Gruppe da oben auf der Anhöhe im Norden der Stadt. Die Gruppe Rohmeder hält die Stellung im Westen Lembergs, wo der Kampf als Häuserkampf abläuft, die Gruppe Fleischmann den Süden. Unsre schweren Waffen müssen die Vorteile des Verteidigers aufwiegen.

Przemysl soll gefallen sein. Man muß damit rechnen, daß zersprengte feindliche Verbände sich entlang der Straße Przemysl—Janow—Grodek—Lubien nach Lemberg durchschlagen. Unsre Division muß ihre eigene Rückenstellung sichern.

Der Abendhimmel ist ein lodernder Feuerbrand. Abergläubische Gemüter könnten einen bitteren Kampftag vorausahnen. Rotviolett glimmt die Wolkenbank eines fernen Gewitters tief unten am flachen Horizont, die Feuerhengste der sinkenden Sonne sprengen über diese Wolkenhürden, rotgoldne Flut ergießt sich über das monotone ostgalizische Land. Man hält stumme Zwiesprache mit dieser Landschaft, über die der apokalyptische Reiter Krieg so oft schon hinüber und herüber gebraust ist. Vor 25 Jahren haben unsre Väter hier geblutet. „Bei Grodek auf den Höhen...“, wir entsinnen uns, als Kinder dieses wehmütig gedehnte Soldatenlied gesungen zu haben. Aus der Tiefe der Erinnerung steigt jetzt die Melodie herauf und es liegt nun an uns, bei Grodek und Lemberg zu kämpfen und zu siegen oder zu sterben. Ein Lied umspannt das Erlebnis zweier Generationen, die auf genau denselben Schlachtfeldern angetreten sind.

Im September 1914 verbluteten Truppen der k. u. k. Armee in der zehntägigen Rückzugsschlacht bei Grodek. Am 15. Juni 1915 steht Mackensen wieder nordwärts Grodek. Am 22. Juni fällt Lemberg wieder in deutsche Hand. 250 Kilometer tief ist damals innerhalb vier Wochen die russische Invasion zurückgestaut worden. Dann wälzten sich wieder die russischen Gegenoffensiven über dieses Galizien, das das Blut unsrer Besten trank.

Zwei Gefangene sind eben eingeliefert worden. Der eine, angeblich ein Ukrainer, will die Feuerlinie überschritten haben, um uns zu warnen. Der andre ist ein Volksdeutscher aus Lodz. Seine erste Frage: „Ist Lodz schon eingenommen? Ich bange um meine Verwandten.“ Heute hätte er eine Patrouille geführt, er genoß wegen seines polnischen Namens gewisses Vertrauen — und dabei hätte er „den Dienst quittiert“, er fürchte Repressalien an seinen Eltern in Lodz. Drüben, erzählt er, mangle es an dem Nötigsten: Keine Stahlhelme, kein Seitengewehr, wenig Uniformen.

Der Ukrainer meldet polnische Regimenter aus der Gegend Stry im Anmarsch auf jene ukrainischen Gegenden, wo man zur Zeit bereits polnische Truppen entwaffnet. Also wiederum die berüchtigten polnischen „Pazifizierungsregimenter“ wie 1924.

Die einzige Kerze, bei deren kümmerlichem Licht wir schreiben, zuckt mit letztem Schein. Die Schreiberei hat gleich ein Ende. Was wird diese schwarze Nacht bringen der dünnen Kette unsrer Gefechtsvorposten auf dieser kühnen Front vor Lemberg, die wie ein Würgegriff die Stadt an der Kehle faßt?

Igelstellung von 10 Kilometer Umfang

Kampfgruppe bei Zboiska von uns abgeschnitten

Gemütsruhige Weltkriegsteilnehmer
Erbitterte Ausfallversuche des Feindes / Truppe lebt von rohen Feldfrüchten / Barriere gegen zurückdrängende Polen

Vor Lemberg, 15. September, 17 Uhr.

Die feindliche Artillerietätigkeit wird nach mehrmaliger Lufterkundung über dem Divisionsgefechtsstand zusehends reger. Ein naher Einschlag wirft, sei es durch Luftdruck oder durch Schockwirkung, den Berichter, der vor seiner Schreibmaschine sitzt, buchstäblich vom Stuhl. Er ruft, am Boden liegend, in den Nebenraum hinein, was denn nun los sei. „Ach, der Einschlag ist noch weit weg“, sagt in unerschütterter Gemütsruhe ein Oberstleutnant, ein alter Weltkriegsartillerist. Da merkt unsereins die Überlegenheit der alten Garde.

Um dem Beschuß kein massives Ziel zu bieten, wird der Wagenpark über die Wiese aufgeteilt.

Ein Melder der Kampfgruppe Schörner ist heut morgen eingetroffen, sie ist nahezu abgetrennt von jedem Nachschub, hält eine Art Inselstellung auf den strategisch wichtigen Höhen Zboiska—Holosko und sperrt die Ausfallstraßen von Lemberg nach Norden und Nordwesten. Die Gruppe hat einen Igel gebildet, der seine Stacheln über eine Front von 10 Kilometer Länge gegen den erbittert anrennenden Polen starren läßt, der immer wieder versucht, unsre Stellungen aufzurollen und zu durchstoßen. Unsre Verluste dort oben sollen schon beträchtlich sein.

An geordneten Verpflegungsnachschub dieser vorgeworfenen Einheit ist vorläufig nicht zu denken; deren tapfere Jäger, so hören wir eben, nähren sich von rohen Feldfrüchten, Kohlrüben, Tomaten und Krautköpfen. Vermehrte Artillerieunterstützung wird von der Division angefordert, indes, die Lage der Division wird von Stunde zu Stunde schwieriger.

Die bei Przemysl von einer Münchener Division zersprengten Teile mehrerer größerer polnischer Verbände drücken über Janow—Janorow auf Lemberg zu. Es wird einen

Zweifrontenkampf geben. Mit Verstärkung durch Nachbarverbände ist günstigenfalls in drei bis vier Tagen zu rechnen.

Die Absicht der Polen ist klar, sie wollen sich in ihrer letzten Bastion, Lemberg, sammeln, aus zerschlagenen Divisionen soll eine neue Armee entstehen. Das zu verhindern ist zur Stunde die vordringlichste Aufgabe der Division K. Seit gestern ist bei Grodek in der Linie Hartfeld—Haliczanow von unsern Truppen eine Verteidigungsstellung aufgebaut worden.

Es gilt, etwa zwei Feinddivisionen von Lemberg abzuriegeln. Auch unsre Verpflegung ist knapp geworden. Flieger hätten gestern Proviant abwerfen sollen. Aber es kam nichts. Wir leben also vorwiegend aus den herbstlich üppigen Gärten.

Zerknickte Fittiche der Einkreisermächte

Der Lemberger Militärflugplatz in Trümmern

Unsere Luftwaffe hat gründliche Arbeit geleistet
Volltreffer über Volltreffer / Ein Gang Über das Rollfeld
Es kreischen die Raben in den Montagehallen...

Lemberg, 16. September.

Das war er also, der Lemberger Militärflugplatz mit seinen Hangars und Flugzeugmontagehallen, das, was jetzt einem Sturzacker ähnlich sieht, war das Rollfeld. Hier sollte die polnische Luftwaffe starten gegen das vorrückende deutsche Heer und Zerstörung bringen über deutsches Land. Es kam anders. Am 1. September haben unsre Bomber den dunklen Plänen ein jähes Ende gemacht. In wenigen Minuten war die polnische „schimmernde Wehr“ zur Luft zerbrochen. In jäher Flucht stob alles davon. Genau so wie die Besatzung des Fliegerhorstes an jenem schwarzen Tag der feindlichen Luftwaffe den Horst verlassen hatte, sahen wir ihn heute.

Kilometerweit dehnt sich das Flugfeld am Westrande der Stadt. Eine Eisenbahnlinie zweigt in die Anlage hinein, noch stehen Öltanks auf den Geleisen. Ein Sprung über den Bahndamm und schon stehen wir im Bereich der Bombenwirkung. Die Zufahrtswege aufgerissen und in der Montagehalle drüben klafft die Flanke. Wir treten in die weiträumige hohe Halle: Ein Volltreffer hat die Decke in der geometrischen Mitte zerfetzt, Maschinen, Fräsmaschinen, Bohrmaschinen sind zerschlagen. Ein Flugzeugrumpf im Bau — er steht, wie ihn die Monteure verlassen haben, lediglich zerschründet von den Bombensplittern. Die unterirdischen Benzintanks haben gleichfalls Kräftiges abgekriegt. Ein Erdtrichter ist vollgelaufen mit bläulichem Betriebsstoff.

Was es hier noch an wertvollem Material zu bergen gibt, besorgen die Artilleristen. Die Öltanks werden geleert, sie speisen jetzt unsere LKW., die Benzinfässer, die herumliegen, werden angezapft. Eine Wohltat gerade für diese Truppen um Lemberg, mit denen der Nachschub nicht mehr Schritt halten konnte. Die zweite große Montagehalle, die „Warsztaty Parkowe 6. P. Lot“

weist gleichfalls Volltreffer auf. Ein Dutzend Flugzeuge sind hier durch die Sprengstücke außer Betrieb gesetzt worden. Es hinken die Flügel, die Rümpfe sind durchlöchert, die Seitensteuer herabgerissen. Hingegen sind 25 neue, zum Einbau bereite Motoren, offenbar englischer Herkunft, nahezu unversehrt. Die gleiche Anzahl schwerer Motoren fanden wir in einer anderen Halle vor. Hier stehen auch zwei nagelneue Aufklärer startfertig und unbeschädigt. Eine dritte Halle beherbergt einen Vorrat von mehreren hundert Propellern und einigen Jagdflugzeugen. Allesamt entweder englischer oder französischer Herkunft. Claudel-Hobson, Potez usw. — Alles Beweise dafür, daß die Einkreisermächte hier eine Waffe künstlich aufgepäppelt haben, die im Dienste der Vernichtungspolitik gegen Deutschland stehen sollte. Was die Polen aus eigenen Mitteln beigetragen haben, ist zumindest, nach der Herkunftsbezeichnung der eingebauten Instrumente zu schließen, minimal.

Ein Blick hinaus aufs Rollfeld. Da stehen die todwund getroffenen Bomber und Jagdflugzeuge, da haben sich in die Erde Kampfflugzeuge verbohrt, die offenbar nachts auf dem zerstörten Flugplatz landen wollten und dabei in die Sprengtrichter gerieten. Da sind wohl an die 20 zerstörte Maschinen, die vielleicht eben starten wollten, als sie von den „Vögeln Hermanns“ überrascht worden sind. Die Fittiche von Frankreichs und Englands Gnaden sind geknickt.

Die Flügel reichen gerade noch, um der lagernden Truppe auf dem freien Feld Unterstand zu geben — denn es hat eben nach den vielen sonnenreichen Wochen zu regnen begonnen. Unsre Kanoniere besteigen die Pilotensitze und hantieren vergnüglich am Steuerknüppel herum. „Das gäbe“, meint einer, „so eine feine Urlaubsfahrt für zwei Tage.“

Ein Brausen über uns. Ein „fliegender Bleistift“, die flache, schnittige Ju 90, kreist über dem Flugfeld, als suche sie eine Landemöglichkeit. Ihre Bahn sieht aus wie eine triumphale Geste über dem geschlagenen Gegner.

Beklemmende Stille, nur durch zeitweilige Granateneinschläge unterbrochen, liegt wieder über dem Flugfeld. Die Hallen werfen unsren Gesprächen ein hohles Echo zurück. Eine Schar Raben hat jetzt Einzug gehalten im First der Halle und füllt mit ihrem heiseren Kreischen den Raum. Raben haben sich eingenistet im Lemberger Fliegerhorst.

Wir schreiben diesen Bericht in der nah dem Flugplatz gelegenen Wohnung eines polnischen Fliegerunteroffiziers. Ein Gipsmonument en miniature steht auf dem Tisch. Der polnische Adler beschirmt die polnische Erde, soll das wohl heißen. Allein einen Flügel hat der Gipsadler verloren. Mit dem anderen flattert er noch. Ein Zufall, der Donnerschlag einer Explosion vielleicht, hat hiermit ein Zeichen der Stunde gegeben.

Raben kreisen über dem Fliegerhorst von Lemberg. Ihr habt die Zerstörung rechtzeitig zerstört, Kameraden der Luftwaffe, andernfalls — nun, wir bezeugen es gerne, daß es uns von Lemberg her ganz anständig aufs Dach geregnet hätte.

Deutsche Streusiedlung um Lemberg

Schönthal — schwergeprüftes Kolonistendorf

Vor 150 Jahren von deutschem Bauernfleiß gegründet Sieben bis acht Kinder — nichts Seltenes für die Siedlerfamilie „Was weißt du von Adolf Hitler?“ Lehrer Senft von brandschatzenden Polen verschleppt

Schönthal bei Lemberg, 17. September, 18 Uhr.

Mühsam bahnt sich unser Wagen den Weg durch den dürren, tiefen Sand. Ein Stück ab von der breiten Chaussee, und schon beginnt das Elend der galizischen Wege. Jetzt, da es Trockenwetter ist, mag das noch angehen, aber wenn tagelanger Regen käme... Wir säßen im Pfuhl. Wir ermessen das Kriegsglück dieses strahlenden Herbstwetters. Einige Male bleiben wir stecken, wir müssen anschieben, damit der Wagen flott wird, die Räder rutschen im Leerlauf wie auf Glatteis.

Föhrenwald bezeichnet den keineswegs zu fruchtbaren Heideboden. Durch eine Unterführung der zweigeleisigen Strecke Krakau — Lemberg zieht der Feldweg dahin, eine Praterrutschbahn kann uns nicht schöner schaukeln als diese Wege.

Ein Blick in eine liebliche Landschaft, wie von einem Romantiker hingemalt, tut sich auf: Schönthal, ein Dorf, das deutscher Kolonistenfleiß aus der Öde hervorgebracht hat. Einer der zahlreichen deutschen Weiler, die wir rings um Lemberg finden.

„Diese Scheuer da“, meint der Kooperator der evangelischen Gemeinde Schönthal, „stammt noch aus der Zeit, da unsre Ahnen sich hier auf Geheiß des Kaisers Joseph II. angesiedelt haben. 150 Jahre sind wir schon auf diesem Flecken Erde. Unsre Ahnen haben die Ziegel dieser Häuser selbst gebrannt. Da ist unsre Kirche und da die Schule.“ Weinend tritt die Frau des Schullehrers Senft aus der Tür. Ihren Mann haben die Polen mitgeschleppt. Wird er je zurückkommen?

Das Schulzimmer — es gibt nur eines für diese Gemeinde, die ihren Lehrer selbst unterhielt — faßt die 42 schulpflichtigen Kinder der Gemeinde. Geteilter Unterricht — vormittags die höheren Klassen, nachmittags die Abcschützen. Die Wände sind mit den

Bildern Rydz-Smiglys und Moszizkys behängt und mit Lehrtafeln, die zum Ausbau der polnischen Marine auffordern. Nur Johann Wolfgang Goethe durfte als Zeuge deutscher Kultur im Bilde an der Wand hängen neben dem Porträt des Superintendenten, eines verdienten Volkstumskämpfers. Alle deutschen Bücher sind in den letzten Wochen von der Frau des Schullehrers verbrannt worden aus berechtigter Angst vor der Raserei der Polen. Drei Backöfen, gesteht sie weinend, hätte sie mit den kostbaren Büchern heizen können.

Das Schulhaus war der Hort der völkischen Sammlung in den schweren Jahren. Der Lehrer Senft fachte immer neue Glut in den Herzen seiner Gemeinde. Das wußten die Polen, darum steckten sie seine Scheune an vor einigen Wochen. Der Brand griff um sich, vernichtete etliche der 40 deutschen Häuser des Dorfes, schonte aber das „Deutsche Haus“, erbaut 1936, das uns die Schönthaler voll Stolz zeigen. Jetzt hausen die Obdachlosen darin, die durch Brandschatzung ihre Habe verloren. Aber der Gemeinsinn dieser Menschen, die schlimmste Verfolgung ganz eng aneinandergeschlossen hat, bewährt sich herrlich. Schon ragt das frisch gezimmerte Gebälk des Dachstuhles über den Grundmauern.

Schäfer, Kunz, Vögel, Rummi, das sind einige Siedlernamen aus Schönthal. Mercksheim in der Pfalz, das ist einer der Heimatorte, die einst die Vorväter verlassen haben, die Pfalz und das Rheintal sandten zahlreiche ihrer Söhne vor anderthalb Jahrhunderten hierher. Die Kolonistenfamilien wuchsen an, deutsche Menschen suchten neues Land. Der heilige Frühling kam über diese Ostsiedler, die Jungen schwärmten aus, eine neue Heimat zu gründen. Im Jahre 1908 sind von hier über 50 Familien nach Polen gezogen. Der Kinderreichtum unsrer Ostsiedler hält die Waage dem Kindersegen der ukrainischen und polnischen Bauern. Sieben bis acht Kinder sind für die deutsche Siedlerfamilie um Lemberg nichts Ungewöhnliches.

Mit Innigkeit haben die Schönthaler uns aufgenommen. Vor zwei Tagen ist eine deutsche Patrouille durchgezogen, die wurde mit Blumen überschüttet. Die Ukrainerinnen haben mit den deutschen Bauersfrauen vor Freude geweint. Seit Jahren sind ja die Ukrainer mit den Deutschen zusammen marschiert, wenn es darum ging, eine politische Stellung zu erobern oder gegen die Polen zu halten. Im Jahre 1935 stimmten sie auch in Schönthal,

das sie zum Teil mitbewohnten, für einen deutschen Bürgermeister, gegen den protzigen polnischen Schlachzizen, der schon im Geiste den Diktator über die deutschen Dörfer spielte.

„Was weißt du von Adolf Hitler?“ fragen wir die kleine Luise, die auf dem Anger Gänse hütet. „Er hat viel für das deutsche Volk getan“, gibt die Achtjährige etwas befangen zur Antwort. Das geistige Leben der Schönthaler Gemeinde verrät eben jene Regsamkeit, die nur im Volkstumskampfe geboren wird. Die Schönthaler waren beinahe entrüstet, als wir ihnen unterstellen wollten, sie würden doch infolge ihrer Abgeschiedenheit nicht über alle Geschehnisse im Großdeutschen Reiche im Bilde sein.

Lebt wohl, deutsche Bauern, die ihr um so glühender eure ferne Heimat geliebt habt, je härter euch die Faust der Polen schlug. Ihr habt uns den Wagen bekränzt, indes wir in der Bauernstube euer Brot aßen, habt Dank, Mädchen! Über und über ist unsre verstaubte Benzinkarre geschmückt mit Astern, Levkojen und Löwenmaul — als ob wir zur Hochzeit führen!

Wir nehmen euer herzliches Grüßen nicht für uns persönlich an, wir lesen euer Winken und glückliches Lachen auf als Gruß für das Reich Adolf Hitlers, als dessen Boten wir zu eurer tapferen Gemeinschaft kommen durften.

Polnischer Oberstleutnant — unser Gefangener

„Es ist nur mehr ein Kampf der Ehre...“

Versorgung aus den Wolken / Riegelstellung bei Dobrostany-Grodek
Der „Schinderberg“ fordert viel Blut / Eigene Panzer in der Nähe

Vor Lemberg, 17, September, 21 Uhr.

„Es ist nur mehr ein Kampf der Ehre“, sagte der gefangene polnische Oberstleutnant Willich, der Kommandeur eines Grenzschutzkorps, heute abend zu unsrem Dolmetscher. Die beiden kennen sich übrigens schon lange. In Zakopane waren sie zum ersten Male einander begegnet. Jetzt trafen sie wieder zusammen unter den merkwürdigsten Umständen. Willich war Organisator der Winterspiele in Zakopane, er war Führer der polnischen Abordnung bei den Olympischen Spielen in Berlin. Er kennt Deutschland gut, er verdankt seine militärischen Kenntnisse deutschen Instrukteuren und der deutschen Kriegswissenschaft. Das hat er zugegeben, wie er auch anerkannt hat die absolute Überlegenheit und Schlagkraft unsrer Waffen. Er habe in Warschau gewarnt, meinte er, die polnische Wehrmacht sei noch zu schwach, um es mit der deutschen aufnehmen zu können. Ein Krieg lasse sich mit dem Herzen allein nicht gewinnen. Er sieht das Ende Polens vor sich — er macht sich nichts mehr vor.

Aber Lemberg, sagt er, werde noch der letzte große Waffengang der polnischen Armee sein, die, wenn sie schon untergehen müsse, in Ehren geschlagen sein wolle — das wäre Verpflichtung vor der Geschichte. Wir hätten also mit Lemberg noch zu tun... Wir wissen das, wir stellen uns seit Tagen drauf ein. Der Kampf bis zu dieser Stunde war heiß und heftig. Aber bald werden in eherner Sprache unsre Haubitzen dem feindlichen Widerstand das Grabgebet sprechen. „Der polnischen Armee den Rest geben“, das sei, meinte kurz vor Beginn der Schlacht vor Lemberg Generalmajor K., die Parole. „Morgen werden sie vielleicht noch schießen, aber übermorgen nicht mehr“, hörten wir ihn heute sagen. Der Feind hat offensichtlich seine Artillerie verstärkt. Unsre Aufmarschstraße bildet nach wie vor deren Ziel, besonders unser an der Straße gelegener Gefechtsstand.

Verdächtig nah schlugen ja nachmittags die Geschosse ein. Die Straße trafen die Polen allerdings nicht.

Soll nun deshalb der Divisionsstab Stellungswechsel vornehmen? Rechts und links der Straße keine Möglichkeit der Unterkunft. Zurückgehen? „Das würde“, meint Generalmajor K., indem er persönlich die Lage erkundet, „die Mannschaft beunruhigen, obwohl es taktisch zu rechtfertigen wäre. Also dageblieben!“ Das ist äußerste soldatische Konsequenz.

Ein Geschwader Ju 52 kam gestern spätnachmittags im Tiefflug an und ließ mit Fallschirmen Versorgungsbomben, gefüllt mit Nahrungsmitteln und Munition, herabregnen — 80 Stück allein auf der Wiese bei uns. Selbst bei größten Beschwernissen des Nachschubs könnte bei solcher Hilfe nie Mangel eintreten. Zigaretten gibt's auch wieder, dank der Versorgung aus den Wolken. Tief drunten am Horizont steht die rote Sonne, eine violette Wolkenbank zieht über die brodelnde Glut eines galizischen Abendhimmels. Das sind nicht bloß Wolken, das sind zusammengeflossene Rauchsäulen, die aufgestiegen sind über dem Räume Grodek—Jagiellonski—Dobrostany—Hartfeld—Sadowa-Wisnia, wo seit drei Tagen eine erbitterte Schlacht im Gange ist. Die Münchener Division treibt die zersprengten Teile der polnischen Divisionen vor sich her, denen bei Jaworow eine SS-Standarte in erbitterten Gefechten entgegengetreten war. Die Wälder aber geben den Polen immer wieder die Möglichkeit, sich zu sammeln, und damit so viel Stoßkraft, um gegen den Riegel anzurennen, den die Gebirgsdivision unter äußerster Anspannung ihrer Kräfte bei Grodek und Dobrostany dem Feinde vorlegte. Unsre Bomber tun das Ihre, um den Rückmarsch des Feindes zu stören, der nun versucht, nordwärts auf die Wälder bei Janow—Jaryna auszubiegen.

Aber die Sperre hält — unsre Opfer sind freilich nicht gering. U. a. verlor der Divisionsstab Leutnant Frobenius, Schriftleiter einer Münchener Zeitung, der bei Dobrostany fiel, Leutnant von Weizenbeck ist schwerverletzt. „Ich habe einen Sonderauftrag“, sagte uns gestern abend voller Freude Leutnant Frobenius, „ich freue mich schon so drauf — mir wird nur das Warten zu lang.“ Um 1 Uhr nachts fuhr er mit seinem Sonderauftrag fort nach Dobrostany. Froheste Stimmung war sein Abschied. Er ist nun seinem Vater, der 1914 fiel, in den Soldatentod gefolgt; ein Granatsplitter schlug durch seinen Stahlhelm.

Drei Kompanieführer sind heute bei Holosko-Zboiska gefallen. Gestern hat ein Volltreffer eines feindlichen Mörsers droben die vollbelegte Verwundetensammelstelle zerstört. Es ist ein Ringen mit letztem Einsatz, der „Schinderberg“ — so heißt dieser alte k. u. k. Truppenübungsplatz in der Lemberger Sprache — macht seinem Namen grausige Ehre. Ohne Nachschub, tagelang, nächtelang bestürmt von den verzweifelte Ausfälle versuchenden Polen, im Punktfeuer der feindlichen Artillerie, die auf den Truppenübungsplatz genauest eingeschossen ist, ein zermürbender Zweifrontenkampf einer von Tag zu Tag schwächer werdenden Einheit — und dennoch wird kein Schritt zurückgegangen, was heute an die Übermacht verlorengeht, wird morgen von unsren tapferen Jägern wiedergeholt — Holosko-Zboiska und der heißumkämpfte Judenfriedhof, jetzt schon Ruhmesstätten der bayerischen Gebirgsjäger...

Mit einem Panzerzug und Panzerkampfwagen unternimmt der Feind Richtung Kulikow erneute Versuche, seine Umklammerung zu durchbrechen, den eisernen Griff, der ihn seit 12. September umfaßt, aufzulösen. Es sollen, hören wir, eigene Panzerkampfwagen bereits in der Nähe von Kulikow sein, unsre Panzerdivision soll Lemberg überrennen.

Heute funkte die Gebirgsdivision in Klartext zu den Polen hinüber, daß die Russen die polnische Grenze überschritten haben. Allein, Gefangene sagten das heute aus, die Führung gibt sich drüben noch dem frommen Glauben hin, die Russen kämen zu ihrem Entsatz. Der Kampfwille wird drüben nur mehr durch Lügeninjektionen hochgepeitscht — stärkste Dosis: Polens Reiter plänkeln im Grunewald, Mussolini hat einen Schlaganfall erlitten, in Deutschland ist Revolution ausgebrochen, Frankreichs Poilus stehen tief im Reich...

Purpurn ist der Feuerball hinter dem dunklen Rand der Welt hinabgesunken. Geschütze und Gefechtsvorposten ragen als schwarze Silhouetten in diese wogende Lava des Westhimmels, ein bannendes Schattenspiel.

An vier Fronten muß zuweilen zu gleicher Zeit diese eine Division ihre gesamte Gefechtskraft aufbieten — noch immer ohne fühlbare Verstärkung. Ihre Taten können sich mit den kühnsten deutschen Waffentaten messen, die die galizische Erde im Kriege 1914—1918 sah.

Begegnungen bei Grodek

Trümmer der polnischen Südarmee

Chaos am Wegrand / Ausgepowertes Volk lauert auf Plünderung
„Hoffentlich — gommen Polacken nix mehr zurrick...“
Ukrainer — die entrechteten Parias Polens
Fanale des Hasses gegen Warschau

Grodek-Jagiellonski, 18. September, 11 Uhr.

Zuckender Feuerschein und das Grollen der Schlacht gaben uns in der Nacht Kunde von der Stätte eines erbitterten Kampfes unsrer Truppen gegen die polnischen Divisionen, die hartnäckig bemüht waren, sich eine Bresche nach Lemberg zu schlagen. Heute morgen fuhren wir dahin. Die Straße war bereits gesichert, die Gruppen Pemsel, Utz und Kreß durchkämmen oben bei Dobrostany, 10 Kilometer nördlich Grodek, den Wald bis hinauf nach Janow , von wo die Münchener Division auf Lemberg vorgeht. Die Panzerwagen, hörten wir heute morgen, sollen bereits im Norden Lembergs stehen. Es schließt sich — auch im Süden der Stadt — der Ring immer dichter. Mit Lemberg geht's dem Ende zu, der Korpsbefehl zielt auf völlige Einschließung ab.

Den Spuren des überhasteten Rückzuges begegnen wir auf der Straße nach Grodek. Eine Feldküche hat der Granatschlag in den Straßengraben geschleudert, verlassene Omnibusse stehen am Straßenrand, polnische Mützen und Tornister liegen in Massen umher. Wir kommen durch die ukrainischen Dörfer, da geht das Leben seinen Gang, als ob nichts gewesen wäre. Es zieht ackernd der Bauer seine Furche über das weite Feld, um die Wintersaat zu bestellen, es weidet das schwarzweiß gescheckte Rindvieh auf den Wiesen und die Mägde winden den Wassereimer hoch aus den Brunnenschächten, Gänseherden kreischen. Erquickende Frische weht aus den morgenkühlen Laubwäldern uns entgegen — die Sonne spielt mit dem glitzernden Herbsttau. Wunderbar tut sich ein Land auf, dessen Fruchtbarkeit in so krassem Widerspruche steht zu der Armut seiner Menschen.

Ein weidwund geschossener polnischer schwerer Panzerkampfwagen steht am Ortseingang nach Grodek,

Pakgeschosse haben den Geschützturm zerfetzt. Ein paar hundert Meter dahinter legt sich ein Wall aus Ziegelsteinen übermannshoch quer über die Straße. Glaubten die Fliehenden, sich so ihre Verfolger vom Leibe halten zu können?

Der nachrückende Gefechtstroß füllt den Marktplatz von Grodek. Vom Rathaus weht die ukrainische Flagge, der Bürgermeister ist allerdings noch geblieben, er heißt Johann Lebküchler. Sehr polnisch klingt der Name ja nicht. Auch einer der zahllosen Fälle, da deutsches Blut vom Polentum aufgesogen wurde.

Am Rathaus begegnen wir Volksdeutschen Bauern der Grodek nahegelegenen Kolonistendörfer Burgthal und Hartfeld. Sie versuchen zurückgelassene polnische Pferde zu erhalten als Ersatz für die eingezogenen eigenen. Sie wollen ihr Feld bestellen, das Tagwerk des Bauern duldet keinen Aufschub.

Unsre Truppen fluten durch den Ort, sie müssen vorwärts, vorwärts. Doch es ist nötig, daß ein Kader der Sicherheit zurückbleibt. Der Pöbel lauert auf Gelegenheit zum Plündern. Dort im polnischen Militärmagazin geht's zu wie in einem tollgewordenen Bienenhaus. In dem mit dickem Staub und Naphthalinduft erfüllten Raum wühlt Kind und Greis, Weib und Mann in den Klamotten. Glückstrahlend kommen sie heraus — der hat ein Paar Schuhe ergattert, die alte Frau ein paar zerrissene Hemden. Aber es könnten ja auch ein paar Waffen mitgehen. Deutsche Posten fordern das Gewimmel auf, das Magazin zu räumen. Die hören in ihrem armseligen Glücksrausch das Kommando nicht. Schreckschuß in die Decke. Na, das macht ihnen ein bißchen Beine. Ein ukrainischer Knecht, er spricht gebrochen deutsch, er hat ja bei der k. u. k. Armee gedient, macht uns klar, indem er die Drillichhose und die vertretenen Stiefel an die Brust preßt wie ein Kleinod: „Hoffentlich — gommen Polacken nix merr zurrick — nemmen mir alles wiederrr weck. Das Stiffel ist fir Winterr — hab kein Stiffel sonst.“

Ein Ukrainer, der in einem deutschen Dorfe aufgewachsen war und als Kaiserschütze an der Südfront gedient hat, erklärt uns seine Lage und die seiner Volksgenossen mit haßerfüllten Worten. „Das Volk hat ja auf einen Umschwung gewartet. Die Drangsalierung durch die Polen war unerträglich. Ich selbst war Eisendreher in der Lemberger Waggonwerkstätte. Seit Mai bin ich mit Tausenden von anderen Ukrainern entlassen. Unsre Bauern müssen Steuern zahlen bis zum letzten Groschen, weit über ihr

Leistungsvermögen. Aber kein Ukrainer konnte im Staat etwas werden. Darum diese Verbitterung gegen Warschau. Unsre Intelligenz haben die Polen aus Angst gar nicht einberufen, nur die Bauernsöhne. Sie glaubten, daß diese nicht so viel wissen, um den Polen gefährlich zu werden. Und dann haben wir Ukrainer nie vergessen die ‚Pazifikation' vom Jahre 1924, wie das 14. Ulanenregiment in Lemberg unsre Bauern geschlagen hat. ‚Wir kommen wieder, die deutsche Besetzung ist bald vorüber', haben die Polen gesagt, als sie hier fortgezogen sind vor 24 Stunden..."

Vorbei führt uns der Weg an dem Friedhof von Grodek. Es ruht neben Polen und Ukrainern hier so mancher Kaiserjäger in galizischer Erde.

Unübersehbar ist der Zug der Gefangenen, die von Grodek nach Kaltwasser geführt werden über die staubige Straße. Mit schlürfendem Gang und gesenkten Köpfen ziehen sie dahin. Geschlagene Armee.

Schlußkampf um Lemberg

Endlich sind unsre Panzer da!

Polen brachen bei Reszna-Rußka auf Lemberg durch
Schönthal brennt wieder / Ju 5« versorgen uns

Vor Lemberg, 18. September, 19 Uhr.

Heute morgen hat die deutsche Panzereinheit die Fühlung mit der Gefechtsgruppe Schörner aufgenommen. Es war dies eine überaus nötige Verstärkung, denn der Druck der Polen, die bei Holosko nach Lemberg immer wieder durchzubrechen versuchen, wurde sehr gefährlich. Einer polnischen Einheit gelang es heute, sich durchzuschlagen über Reszna-Rußka; wir sahen sie um etwa 15 Uhr zurückfluten, unsre Flak feuerte vom Waldrand her auf die Kolonne, die sich in schleuniger Flucht auflöste. Eben ist Reszna-Rußka gesäubert worden: Die feindliche Artillerie, die seit dem Morgen wieder heftiger zurückfeuert, hat Schönthal in Brand geschossen, das deutsche Schönthal. Armes, heimgesuchtes Siedlerdorf...

Ein Lemberger Blättchen ist uns heute in die Hände gefallen. Der „Dziennik Polski" vom 17. September schreibt, daß die 16. Posener Division zum Entsatze Lembergs eingetroffen sei. Das einblättrige Gazettchen phantasiert weiterhin, daß die polnische Artillerie unsre Batterien zum Schweigen gebracht habe. Wenn man die hartnäckigen Fehlschlüsse dieses Tages bedenkt, kann man dazu nur schmunzeln. Krakauer akademische Jugend sei, schreibt das Blatt weiter, in Lemberg eingetroffen, um hier zu siegen oder zu sterben. Lebensmittel gäbe es in Lemberg genug.

Unsre Versorgung klappt jedenfalls dank eines Geschwaders Ju 52, das nachmittags den Lemberger Flugplatz im Tiefflug — Schutz gegen Flakbeschuß — anflog und auf einem schmalen, von uns markierten, noch erhaltenen Streifen des Rollfeldes landete. Zwei Maschinen, die in Sprengtrichter kamen, machten Bruch. Wir haben nun wieder Nahrungsmittel und Munition — für den Endkampf um Lemberg.

Nach den Kämpfen von Dobrostany. Über den Marktplatz von Grodek marschieren polnische Kompanien in die Gefangenschaft (Seite 81)



Die schwer erwartete Verstärkung für unsere Gebirgstruppen vor Lemberg (Lwow) rückt heran (Seite 85)



Am 15. September sehen siegreich vormarschierende Truppen der Südarmee vor dem Überschreiten des San ihrem Obersten Befehlshaber ins Auge. Unvergeßlich wird jedem dieser Männer der Vorbeimarsch bleiben

Bereitstellung zum Endkampf

„Achtung — Achtung! Hier spricht das deutsche Militärkommando!"

Totale Einschließung Lembergs ist vollzogen
Erste Fühlung mit russischen Panzerkräften / Unser Feldfunk schaltet sich ein / „... um nutzloses Blutvergießen zu verhindern"
„An die Bevölkerung Lembergs!"

Vor Lemberg, 19. September, 20 Uhr.

Bereitstellung zum Endkampf — das ist die Erklärung für das Kommen und Gehen der Ordonnanzoffiziere und Melder, für die Auffahrt zahlreicher Kraftwagen und den Anmarsch der Kolonnen. Die anderen Divisionen sind nun nahezu bis auf Lemberg aufgerückt; heute, morgens 10.30 Uhr, hat die Gruppe Schl. einer Nachbardivision Winniki, das ist die deutsche Siedlung Weinbergen am Ostausgang Lembergs, besetzt und mit russischen Panzerkräften Fühlung aufgenommen. Damit ist die totale Einschließung der Stadt vollzogen. Pioniersprengtrupps der Gruppe Schl. ließen bei Krasne die Ostbahnlinie hochgehen, auf der bisher noch immer Nachschub nach Lemberg rollen konnte.

Drinnen in der Stadt wächst die Verwirrung von Stunde zu Stunde — die Gefangenenaussagen ergeben darüber ein ziemlich genaues Bild. General Januszszeitic setzt noch Hoffnungen auf seine Freiwilligenkompanien, die vor allem aus Studenten gebildet sind. Brigadegeneral Langner versucht mit den Resten zerschlagener Divisionen den Wall der Verteidigung zu verstärken... Fieberhaft baut man drinnen noch an Straßenbarrikaden — aber nervenlos, fassungslos duckt man sich unter unsren Bombern.

Warschau hält sich noch, auch Lublin, es wird Entsatz kommen, redet sich die polnische Führung ein. Das Gerücht oder die Tendenzlüge, die Siegfriedlinie ist bei Saarbrücken von den Franzosen durchbrochen worden, soll den erlahmenden Widerstandsgeist hinter den Barrikaden aufrichten in letzter Stunde.

Nun dreht unser Feldfunk auf und sendet in Klartext, deutsch und polnisch, hinüber ins andere Heerlager:

„Achtung! Achtung!
Hier spricht das deutsche Militärkommando. Der Ring um Lemberg ist durch das deutsche und russische Heer geschlossen. Morgen, den 20. September, um 7 Uhr früh, wird auf derselben Welle eine Aufforderung an das polnische Militärkommando erfolgen, um nutzloses Blutvergießen und die Vernichtung der Stadt zu verhindern. Achtung! Achtung! Morgen früh alles an die Rundfunkgeräte!“

Die Flugzettel sind eben eingetroffen, die morgen früh über Lemberg niederregnen sollen:

„An die Bevölkerung Lembergs!
Die polnische Regierung ist ins Ausland geflohen. Das polnische Heer ist vernichtend geschlagen... Die Russen haben als Verbündete Deutschlands die polnisch-russische Grenze überschritten. Lemberg ist vollständig eingeschlossen! Jeder Widerstand ist sinnlos!“

Polnische Südarmee in den letzten Zügen

Unsre Parlamentäre fordern Lembergs Übergabe

Flugzettelbombardement Über Lemberg / Waffenruhe in der Grodecka Um 12.30 Uhr kommt mit weißer Fahne Leutnant Bialy

Vor Lemberg, 20. September, 16 Uhr.

Um 8 Uhr morgens überfliegen unsre Aufklärer die Stadt, wütendes Abwehrfeuer empfängt sie. Aber sie werfen diesmal keine Bomben, die Lemberg wieder in Panik versetzen könnten. Doch eine Sprengladung ist das immerhin, was abgeworfen wird über der Stadt, die im Fieberwahn verkehrter Vorstellungen liegt. Die Lemberger Bevölkerung und der polnische Soldat ahnen wohl nicht, wie nahe das Ende ist. Im Norden der Stadt wurde gestern noch fieberhaft an Barrikaden gebaut, man träumte ja noch von den Russen, die ihnen helfen würden! 20.000 Flugzettel sind der geistige Ekrasit, der in diesem turbulenten Lemberg das Letzte locker macht. Die Sinnlosigkeit weiteren Widerstandes wird ihnen vor Augen geführt:

> „Bedenkt: Eure Lage ist hoffnungslos! Die Masse des polnischen Heeres ist vernichtet, auch eure Kräfte bei Jaworow und Janow! Das russische Heer hat die Ostgrenze Polens überschritten und reicht dem deutschen Heer die Hand. Warschau hat seine Kapitulation angeboten. Lemberg ist eingeschlossen. England und Frankreich haben euch im Stich gelassen... Legt die Waffen nieder!“

Sie erfahren weiteres, daß die Beck-Regierung bereits im Auslande weilt, und erfahren unsre Übergabebedingungen. Bis zum 21. September, 10 Uhr vormittags, soll die Stadt übergeben werden. Besteht die Bereitschaft dazu nicht, dann hat die Zivilbevölkerung die Möglichkeit, bis dahin auf der östlichen Ausfallstraße die Stadt zu verlassen. Es würde der rücksichtslose Einsatz der schweren Waffen erfolgen...

Dieselbe Aufforderung richtete seit 7 Uhr unser Feldfunk wiederholt an die polnischen Kommandostellen.

Die Parlamentäre des Armeekorps sind gegen 11 Uhr eingetroffen. Wir fahren mit ihnen bis zu den Gefechtsvorposten entlang der Grodecka. Um 12 Uhr, wurde den Polen durch Funk bekanntgegeben, würden wir ihre Unterhändler erwarten, die Gefechtsvorposten eines bestimmten Abschnittes sind angewiesen, Waffenruhe in der Mittagszeit zu halten. Wir stehen um Punkt 12 Uhr an der angegebenen Stelle und schauen die Grodecka hinab über die Barrikaden in die Stadt, die schon schwere Schäden durch unser Artilleriefeuer erlitten hat. Wir warten eine Viertelstunde, es kommt niemand; wir warten bis gegen 12.30 Uhr, noch immer ist niemand zu sehen. Wir schicken uns an, zurückzugehen.

„Jetzt kommt er!“ ruft ein Posten uns nach. Ein polnischer Offizier mit weißer Flagge unterm Arm kommt an, grüßt stumm, auffallend bleich. Übergibt einen Brief des Militärbefehlshabers von Lemberg für den Kommandierenden General unsres Korps an Rittmeister B., nachdem er die Übernahme eines Schreibens des Kommandierenden Generals B.... bestätigte. Kurzer Grußaustausch mit dem polnischen Unterhändler, Leutnant Bialy, der übrigens gut Deutsch sprach — unser Auftrag ist erfüllt.

Was enthält der Brief des Lemberger Befehlshabers? Der verbissenen Regungslosigkeit in der Miene des Unterhändlers nach zu schließen bedeutet er wohl: Fortführung des Kampfes. Der Plan für den Generalangriff auf Lemberg ist jedenfalls bis aufs letzte durchdacht. Es muß, es wird gelingen. Die Bereitstellung zum konzentrischen Sturm auf die Stadt wird im Laufe des Tages erfolgen. Wir alle brennen danach, nunmehr mit zureichenden Kräften den siegreichen Schlag gegen die acht Tage belagerte Stadt zu führen, den letzten Halt der nahezu aufgeriebenen polnischen Südarmee zu zertrümmern.

Die Russen sind nun auch zur Gefechtsgruppe Schörner - v. Hengl gestoßen. Mit der 8. russischen Kavalleriebrigade wird die Verbindung aufgenommen, um die Lage zu klären. So wie in Winniki gerät auch hier ein mit der Verbindungsaufnahme Beauftragter unsrer Truppen vorübergehend mißverständlich in „russische Gefangenschaft“.

Wir wollen nun nach Winniki fahren, wo die Nachbardivision seit gestern durch eine vorläufige Demarkationslinie von den russischen Panzereinheiten abgegrenzt ist.

Wir lösen uns von Lemberg

Generalangriff unterbleibt! Rückmarsch!

Erste Begegnung mit den Russen
General Jakublow bei Generalleutnant F. / „Aaah — schurnaliski?“
Ich bin erkannt

Dawidow, südlich Lemberg, 20. September,
Mitternacht.

Nach der Ablehnung unsrer Übergabebedingungen von gestern mittag geht der Kampf weiter. Unsre Batterien, deren Grollen sich in die Nacht hineinzog, raubten dem Feind die letzte Widerstandskraft — dazwischen einmal einen Feuerüberfall, hundert Schuß im Laufe einer Minute. Die polnischen Stäbe haben nun wohl die Nerven verloren. Noch hatten sie einige Stunden Zeit, um zu schwanken zwischen dem Sterbenwollen auf den Trümmern der Stadt oder der Ergebung.

Spätnachmittags kommen wir nach Winniki. Wir treffen gerade beim Divisionsgefechtsstand ein, als der russische General Jakublow mit einem Kommissar sich zum Generalleutnant F. begibt, um schwebende Fragen zu klären. Wir fahren zur vorläufigen Grenzlinie, gekennzeichnet durch die zweisprachige Tafel „Deutsche Demarkationslinie — Oberkommando der Wehrmacht“, und treffen auf die ersten russischen Posten. Neugierde hinüber — Neugierde herüber, dann beginnen Zeichengespräche. Als sie den Notizblock erblicken und den eifrigen Bleistift, bin ich erkannt. „Aaah schurnaliski“ — so ähnlich hat's geklungen, ich nicke bejahend und die Posten lachen breit über die gelungene Entdeckung.

Die Dämmerung fällt ein. Es heißt, wir marschieren zurück. Noch in dieser Nacht. Der geplante Generalangriff auf Lemberg unterbleibt. Die Russen werden in Lemberg einmarschieren. Rascher Aufbruch!

Eben mundgerecht gebratene Hühnchen bleiben ungenossen zurück. Wie weh das tut! Nur die „Machorkowie“, die in der Zigarettenfabrik zu Winniki hergestellte und erbeutete fürchterliche Nikotinnudel, nehmen wir als lungenbeizende Erinnerung an Winniki notgedrungen mit.

Wir lösen uns von Lemberg. Regen fällt. Kolonnen fahren nach Dawidow, wo wir spätnachts eintreffen. In einem Landgut suchen wir unser Nachtlager. Beim Kerzenschein entdecken wir uns, alte Bekannte, ausgerechnet im tiefen Galizien vor Lemberg, Kärntner Landsleute. , Jo, wia kimmst denn du daher, du Zottel? Ha?“

Ein deutsches Kolonistendorf fragt sich

„Sollen wir flüchten — sollen wir bleiben?“

Im Hause des Pfarrers Jaki
Festlicher Gänsebraten für unsre Gebirgsjäger / „Die Russen kommen!“
Angst vor der Rache des polnischen Pöbels

Dornfeld, 21. September, 22 Uhr.

Der Korpsbefehl, den wir mit unserem Rückmarsch befolgen, lautet: „Das Armeekorps setzt sich, noch in der Nacht vom 20. zum 21. September beginnend, nach Westen von Lemberg ab.“ Wir übersehen auch heute morgens noch nicht, was eigentlich los ist — bis wir schwarz auf weiß die Rundfunkmeldung von gestern nachts lesen: „... unsere in der Verfolgung des Gegners bis zur Linie Stryj—Lemberg—Brest—Bialystok vorgestoßenen Truppen werden nunmehr nach der Vernichtung der dort befindlichen letzten Reste der polnischen Armee wieder planmäßig auf die zwischen der deutschen und russischen Regierung endgültig festgelegte Demarkationslinie zurückgenommen.“

Wir reden gerade in der Veranda des polnischen Gutshofes, worin wir nächtigten, über das Bedeutsame dieser politischen Entscheidung, als sich unser Quartiergeber, der Gutsbesitzer, seine Frau und seine Schwägerin ins Gespräch drängen — sie sprechen übrigens ausgezeichnet Deutsch — und uns angstgequält fragen: „Warum bleiben denn die Deutschen nicht hier? Wissen Sie, wann die Russen kommen? Sollen wir nicht von hier fortziehen, wir haben ja noch ein Gut im früheren Korridor? Jetzt ist noch Zeit, daß wir die Koffer packen! Was wird mit uns geschehen? Schauen Sie, dort in dem großen Stall stehen 80 Rinder, aber wir lassen das alles gerne zurück, denn wir können uns denken, was uns hier bevorsteht. In wieviel Stunden können die Russen schlimmstenfalls hier sein? Raten Sie uns, helfen Sie uns...!“ Augen, aus denen die Bangnis starrt, richten sich erwartungsvoll auf uns. Wir aber suchen in dieser heiklen Frage eben nach einer Lösung — da stürzt eine Ordonnanz zur Tür herein und ruft:

„Die Russen kommen —!“

Damit war die Frage unsres Gutsbesitzers auch schon beantwortet — durch das eben gemeldete Ereignis selbst...

Wir treten hinaus auf die Anhöhe und sehen, wie die russische Reiterspitze im Galopp ins Dorf hineinreitet, Troßwagen und Feldküchen im Galopp hinterher — eine fast gespenstisch dahinbrausende Kavalkade, der Anblick nimmt uns fast den Atem. Bis in die Lippen erbleicht, steht der Gutsbesitzer neben uns, unbeweglich sieht er auf die vorbeihastenden Reiter. Soldaten und Dorfbewohner strömen am Straßenrand zusammen und bestaunen mit offenem Munde den Einmarsch der roten Schwadronen in Dawidow. Schon flammt der rote Wimpel des Spitzenreiters am anderen Ende des Dorfes wieder auf. Es ist uns, als wäre eben ein apokalyptischer Reiter an uns vorbeigeritten, der die lodernde Flamme der Zerstörung in seinem Wimpel mit sich führt. Es wird uns erschreckend gewiß: Mit diesem seltsamen Reiterhaufen ist eine fremde Welt hier eingebrochen, wir stehen der Dämonie der uferlosen Steppe Asiens gegenüber, Angesicht zu Angesicht. Stumme Blicke, die wir uns einander zuwerfen, besagen in diesen Augenblicken mehr, als wir mit Worten je ausdrücken könnten. Fluchend peitschen jetzt rote Kanoniere ihre Steppenpferde zu rasendem Lauf vorbei an dem Spalier der Zuseher. Die Frauen aus dem Gutshofe gehen schleppenden Schrittes zum Wohngebäude zurück. Neben uns steht noch immer unser Quartiergeber, nun schickt er sich an zu gehen. Mühsam preßt er zum Abschied noch einen kurzen Gruß hervor. Es gibt für uns keinen Zweifel darüber, welchem Schicksal er entgegengeht. Die Russen haben unser Gros überholt, indem sie Lemberg mit ihrer flinken Kavallerie auch südlich umfassen.

Russische Motorfahrzeuge hintennach. Sie kommen schwerer vom Fleck, da der nächtliche Regenguß die Wiesen zu Moor verwandelt hat. Auch wir marschieren wieder weiter, teilweise über die russischen Vormarschwege. Abwechselnd überholen russische Kolonnen und deutsche Fahrzeuge einander. Jetzt ein kurzer Halt, bald hinter Dawidow. Eine russische Schwadron, etwas außer Atem geraten, verschnauft. Die Reiter, zum Teil Kirgisen und Mongolen, schlafen, an den Hals ihrer flinkbeinigen kleinen Steppenpferde vornübergelehnt. Aus der Feldküche einer Kolonne dampft der Borscht. Wir tasten mit Seitenblicken die Fremdlinge ab und sie uns, wir grüßen einander und fragen

Lemberg-West: Waffenruhe um die Mittagszeit des 20. September. Die deutschen Unterhändler fahren bis zu den Gefechtsvorposten, wo . . .



. . . wir angestrengt Ausschau halten nach dem polnischen Parlamentär (Seite 88)



Um 12.30 Uhr bestätigt der polnische Parlamentär schriftlich den Erhalt des Briefes an den Befehlshaber von Lemberg *(Seite 88)*

hinüber und herüber mit Gebärden, was die Abzeichen bedeuten. Ein deutscher Kraftwagen, in dem ein Bataillonsstander mitgeführt wird, bahnt sich eben seinen Weg. Die Russen grüßen respektvoll. Einer russischen Sanitäterin, mit Pistole ausgerüstet, gilt unsere Aufmerksamkeit.

Querfeldein geht es weiter auf die Straße Lemberg—Stryj zu. Wir begegnen in Agathow einer Kolonne russischer Panzerkraftwagen, die schon in der Nacht vorgestoßen ist. Die Kamera wird gezückt — das gibt Erinnerungsbilder an diesen verdammt denkwürdigen Tag! Aber dem sowjetischen Panzerkommandeur paßt dies nicht. Obwohl seine Panzerschützen sich bereits rund um die Panzertürme in heldische Pose begeben haben und fotofreudig der Linse zublinzeln. Der rote Kommandeur eilt heftig gestikulierend auf uns zu und beschwört uns: „Nix fotografirr — nix-nix!"

Jetzt sind wir auf der Straße und sehen noch einmal hinauf nach Lemberg, wohin russische Panzer und Reiter über die Felder und Hügel vordringen. Was westlich der Straße Lemberg—Stryj liegt, soll erst morgen von den Russen besetzt werden. Unsre Fahrt führt uns nach Süden, hinab zur deutschen Siedlung Dornfeld.

Dornfeld — Deutschtum auf einsamem Posten. Musterbild einer „schwäbischen" Ostsiedlung, verrät schon durch seinen quadratischen Grundriß und den strengen Gleichlauf der Dorfstraßen die bedachtsame Planung. Mit warmer Herzlichkeit werden die steirischen, kärntnerischen und salzburgischen Gebirgsjäger hier empfangen. Es gibt sogleich in jedem Bauernhof ein festliches Essen für die Soldaten — Gänsebraten mit Gurkensalat und leckere Hühnchen gehören selbstredend dazu.

Uns beherbergt das Haus des evangelischen Pfarrers Jaki gastlich. Deutsches Leid unter der Polenherrschaft, deutsche Standhaftigkeit und Gesinnungstreue trotz alledem, Hoffnung auf das neue Reich, das wieder seiner fernsten Söhne gedenkt — das alles bildet den Gegenstand unseres abendlichen Tischgespräches.

Immer wieder steht Pfarrer Jaki auf, um die im Flure auf seinen Rat wartenden Pfarrkinder, Jugend und Großväter, zu beruhigen. Aufgeregte Gespräche werden da draußen geführt.

„Unsre Jugend, unsre jungen Burschen wollen fort, sie sind kaum mehr zu halten — und die Alten klagen, was sollen wir

allein machen?“ meint der Pfarrer, als er wieder zurückkommt. „Nein, wir müssen alle beisammen bleiben — auf Gedeih und Verderb. Wenn's sein soll, werden wir alle zusammen in unsre neue Heimat ziehen.“

Wir haben in Myslenice einen polnischen Pfaffen kennengelernt, der, als rundum die erschütterte Bevölkerung eines Zuspruches und Rates wohl bedurft hätte, nur von dem einen Gedanken geplagt war: Wie komme ich von hier fort?

Und wir sehen hier einen protestantischen Geistlichen in einer Stunde der Prüfung bei seiner Gemeinde verbleiben als ihr fester Halt.

„Was wird morgen sein — wenn ihr Soldaten fortzieht? Da werden wir uns gegen den polnischen Pöbel wehren müssen, der nur drauf lauert, an uns Rache zu nehmen. Und was werden wohl die Russen mit uns treiben?“

Ja, was wird morgen sein? denken auch wir.

Kämpfergemeinde ostdeutscher Kolonisation

Leb wohl, tapferes Dornfeld...

Ein Nebelmorgen voll stummen Schmerzes / Die Alten des Dorfes beratschlagen / „Der Führer wird uns nicht vergessen..."

Dornfeld, 22. September, 8 Uhr.

Das ist eine nebelverhangene Herbstmorgenstunde voll Schmerz und stummer Trauer. Wir müssen einen Abschied nehmen, der uns ans Herz greift, weiß Gott, einen Abschied, worin sich alle Bitternis sammelt, die das Volksdeutsche Kämpfertum in aller Welt so herb und so hart gemacht hat.

Wir ziehen wie befohlen fort, um der russischen Besetzung Raum zu geben. Wann die russischen Vorhuten nachkommen? Wir wissen es noch nicht. Dem Pfarrer Jaki bangt nur vor dem Interregnum des polnischen rachsüchtigen Pöbels, der nie Bedenken hatte, den roten Hahn deutschen Bauern aufs Dach zu setzen — wir haben es ja in Schönthal bei Lemberg erlebt.

Noch einen Rundgang machen wir durchs Dorf. So fröhlich das Getriebe gestern mittag noch war — jetzt ist es still geworden in dem lieben Dornfeld. In Gruppen stehen die Alten des Dorfes beisammen. Junge Burschen schultern ihre Koffer und eilen zu den Kraftwagen, die sie hinter die deutsche Interessengrenze bringen sollen. Es gibt ein tränenreiches, klagendes Lebewohl. Eine bildschöne Maid klammert sich schluchzend an den Zaun des Vorgartens und ist nicht zu trösten. „Ich muß ja bei den Eltern bleiben."

Wir kommen zu den Alten, die da beratschlagend stehen. Wir sehen Tränen über die gefurchten Bauernwangen laufen. „Macht euch keine Sorgen, Männer, der Führer wird euch nicht vergessen — er wird euch heimholen, euch alle zusammen!"

Da atmen sie auf und sagen im bewegenden Tonfall eines Bauerngebetes: „Ja — das glauben wir auch — der Führer, der wird uns nicht vergessen — er wird — schon machen."

Die Mägde in Pfarrers Küche, die gestern noch scherzend für unsre Soldaten die Gänse rupften, schlucksen unter Tränen. Die Regimentsmusik hat ihre auf dem Vormarsch verbeulten Instrumente zurechtgemacht — zum Abschied ein Ständchen

unsrem wackeren Pfarrer Jaki, Kämpfer in einer Kämpfergemeinde. Vielleicht fiele es uns leichter ohne Musik. Doch es ist so befohlen. Das Regimentsmusikkorps ist angetreten. Die Pferde der bespannten Kolonnen scharren schon ungeduldig. Nur mehr wenige Dornfelder sehen wir auf unsrer Dorfstraße, denn es gibt zu viele Menschen, die keine Zeugen ihres Schmerzes vertragen.

Schmetternde Marschweisen, alpenländische Märsche, rütteln den diesigen grauen Morgen wach.

Die Kolonne fährt an. Stumm reichen wir uns die Hand. Ein wortloser Abschied, bei dem nur mehr die Augen reden.

Leb wohl, tapferes Dornfeld. Dornenvoll war dein Schicksalsweg bislang, aber blumenbekränzt wird deine Heimkehr sein in unser großdeutsches Vaterland...



Lemberg hat sich uns ergeben! 20000 Polen ziehen in die Gefangenschaft. — Schnappschuß in Lemberg-West (Seite 97)



Die erste Begegnung mit den Russen. Gesichter, die uns zu denken geben. Die Begrüßungszigarette wird angesteckt und ...

.... die Kommandeure erweisen einander die Formen der Höflichkeit. Ein Vordruck überbrückt Sprachschwierigkeiten

„Mit ewigem Ruhm bedeckt..."

Lemberg hat sieh uns ergeben

General Januszszeitic stellte anheim / 20.000 Gefangene, 300 MG., 100 Geschütze / „In brausender Sturmfahrt Galizien erobert"

Grodek-Jagiellonski, 23. September, 22 Uhr.

Der geplante konzentrische Sturm auf Lemberg ist unterblieben, nach der politischen Entscheidung erschien er gegenstandslos. Im Laufe des 21. September haben sich die Kampfgruppen der Gebirgsdivision vom Feinde gelöst, der sich, völlig abgekämpft, teilweise bereits am Morgen des 21. September der Kampfgruppe Schörner übergab: 50 Offiziere, 1.000 Mann wurden gefangengenommen, zahlreiches Kriegsgerät wurde wohlverdiente Beute. Kurz bevor die Russen in Lemberg-Ost einmarschiert waren, erklärte der Militärbefehlshaber von Lemberg, General Januszszeitic, in einer Offiziersversammlung, er stelle es den Offizieren anheim, sich weiterhin zu verteidigen, sich den Deutschen bzw. Russen zu ergeben oder in Zivilkleidung den Verlauf der Dinge abzuwarten. Den polnischen Mannschaften wird der letzte Sold gezahlt.

Im Laufe des Tages wächst die Zahl der sich ergebenden Polen stetig an, es sind die Reste der polnischen Südarmee. An die 20.000 Mann sind es insgesamt, 300 MG., 100 Geschütze werden unsre Beute. „Lemberg", meldet der Rundfunk, „ergab sich gestern den bereits im Abmarsch befindlichen deutschen Truppen. Übergabeverhandlungen sind im Einvernehmen mit den am Ostrand der Stadt stehenden sowjetrussischen Truppen im Gange."

Lemberg hat sich ergeben!

Erst in Schrecken versetzt durch den jähen Vorstoß der Truppen vom Edelweiß bis vor die Tore der Stadt, in achttägiger Schlacht sturmreif gemacht, entnervt durch den Einsatz der Bomber und der schweren Waffen, an etwa 65 Entsatz- und Ausfallsversuchen gehindert durch eine heldenmütige Abwehr. Die Bildung eines Widerstandszentrums für Bereiche unsrer Südarmee ist durch unsre Sperre bei der Seenenge von Grodek und bei Dobrostany

unmöglich gemacht worden. Die Toten von Holosko und Dobrostany sind nicht umsonst gefallen.

Nach dem Gesetz der Kühnheit, wonach diese „Sturmfahrt auf Lemberg“ — wie der Divisionskommandeur sie nennt — angetreten wurde, verlaufen alle Kampfhandlungen. An der Spitze der Kolonne, die, Furcht und Schrecken verbreitend, in den Feind hineinfuhr, findet sich oft der Divisionskommandeur selbst, feuert selbst in die auseinanderstiebenden Polen hinein, muß einmal von seinen Männern aus höchster Gefahr herausgehauen werden. Er reißt seine Division in rasendem Tempo mit, eine Fahrt gegen Tod und Teufel! Draufgängerei, die dem Feind als lähmendes Entsetzen ins Gebein fuhr, und das verbissene Aushalten auf einsamem Posten, das hat den Sieg herbeigezwungen. Reden wir gar nicht von Kriegsglück...

„Mit ewigem Ruhm bedeckt, beendet die Gebirgsdivision den Feldzug in Galizien. In unwiderstehlichen Angriffen und brausender Sturmfahrt habt ihr Galizien erobert und eine Woche Vorsprung vor allen anderen gewonnen...“, ruft im heutigen Tagesbefehl Generalmajor K. seinen Jägern zu.

„Lemberg ergab sich den bereits im Abmarsch befindlichen deutschen Truppen...“ Nur wer den Herzschlag der vielen harten Stunden vor Lemberg mitgefühlt hat, nur wer den guten Kameraden zurückläßt im Heldengrab bei Lemberg, ermißt die Größe der soldatischen Tat, die hinter dieser knappen Funkmeldung liegt.

Der Stab verläßt Grodek

Rückmarsch der Sieger von Lemberg

**Marschgesang, der Glück, Gebet und Dank ist
Volksdeutsche ziehen mit uns / Gleich wird die Rote Armee uns ablösen**

Grodek-Jagiellonski, 24. September, morgens.

Beim Morgengrauen schon weckt uns der Gesang der Kolonnen, die über den Marktplatz von Grodek ziehen. Geht's heimzu oder ruft eine neue Pflicht sie fort — irgendwohin? Nach dem Westen? Auf jeden Fall ist das Ziel, das seit Wochen alle seelischen und körperlichen Kräfte befeuerte, erreicht, und errungen ist der Sieg! Aus den vordersten Linien Lembergs sind diese Truppen eben abgezogen worden. Welches Herz, das die Not der Feuerlinie empfunden hat, den guten Kameraden, der gefallen ist, beklagt, welches Herz, das mitgeglüht hat in der Glutesse Ungewisser Stunden, da es vorn bei den vorgeschobenen Posten auf Biegen und Brechen stand, schlägt jetzt nicht wieder frei und hochgemut? Und die Kehle formt den Ausdruck dieses übervollen Herzens im Liede — das ist heute morgen eigentlich kein Lied, das man so singt, weil sich eben dabei leichter marschiert, nein, dieses Lied ist Frohlocken, ist Stolz, ist Triumph, ist Glück und ist Gebet und Dank. Füllig strömt die herbe Melodie des Marschliedes und sie läßt uns aufhorchen wie die ukrainischen Einwohner Grodeks; die Älteren haben zum letzten Male im großen Kriege deutsche Soldaten singen hören.

„Himmel, hätt' ich doch meine Harmonika da!“ Stoßseufzer eines Kameraden neben mir, der auch irgendwas sagen möchte, was sich in Worten schwer sagen läßt. Aber ein Klavier steht droben im ersten Stock dieses Hauses — hört ihr, da hat sich schon einer 'rangemacht! Er improvisiert mit hinreißender Leichtigkeit Arien und Märsche, es fluten die Akkorde und füllen das Haus. Musik, welche Erlösung aus der Spannung der verflossenen Kampftage, das Erlebnis dreier Wochen, bis zum Rande mit aufwühlendem Geschehen erfüllt, schmilzt zusammen unter der Wärme der Melodien zu einem ergreifenden Erinnerungsbild. Wir überhören dabei, daß dieses Klavier nicht eben auf eitlen Wohlklang gestimmt ist, kleine Schönheitsfehler sieht der Krieger den ersten

Boten der Heimkehr großzügig nach. Der Troß füllt den Marktplatz und die Ukrainer stehen in Gruppen beisammen. Festlich gekleidet die Frauen und Mädchen, farbenfroh geschürzt und bunten Flitter an den schwarzsamtenen Spenzern, die alten Bauern im langen Leinenkittel mit breitem Strohhut. Es strömt jetzt die Menge ab in die Kirche, aber kein Glockenschlag ruft zum Gottesdienst. Die Glocken schweigen. Hierhin gehen die Katholiken und dahin zu dem Kuppelbau die Griechisch-Unierten. Gepfercht voll sind die Kirchen, im fröstelnden umwölkten Morgen knien die Weiber vor dem Kirchtor. Wehmütig tönt der mehrstimmige Chor. Die Betenden wissen alle um die Bedeutsamkeit dieser Stunde. Sie flehen das Erbarmen herab auf ihr Schicksal und das ihrer Kinder. Das ist keine Andachtsstunde mehr, das ist wie eine Beschwörung eines aufziehenden Ungewitters: Die Rote Armee rückt immer näher. Erschütternd, welchen Wandel die Stadt Grodek von einem Tag zum anderen mitgemacht hat. Jäh ist die aufflammende Hoffnung eines bislang geknebelten Volkstums in sich zusammengesunken: Die Stunde der ukrainischen Erlösung, die sie schon gekommen glaubten, scheint nun entschwunden für immer, für immer... Keine Inbrunst des Gebetes während dieses Gottesdienstes, wohl der letzte für nicht abzusehende Zeit, vermag mehr den Lauf der Ereignisse aufzuhalten. Der Himmel, zu dem die Gebete aufsteigen, ist hoch und der Gott, der die Erde lenkt, bleibt stumm, weil seine Gesetze anders walten, als bangende Menschenherzen es wollen.... Die blau-gelbe ukrainische Fahne, die unter dem Schutze der deutschen Wehrmacht als Sinnbild der ukrainischen Befreiung gehißt worden war, ist eben vom Rathausturm wieder herabgeholt worden. Deutsche zivile Flüchtlinge stehen in Gruppen beisammen, das Lebensnötige in einem Laken gebündelt, und sie warten auf die Rückkehr des Lastwagens, der ohne Unterlaß die Flüchtlinge zurückbringt. Die deutsche Wehrmacht hat sich dieser Volksdeutschen Flüchtlinge angenommen, die aus Lemberg oder seinem Umkreis kommen. Gefangene Polen wandern den Marktplatz hinab — ohne ausreichende Bewachung, sie ist wohl auch nicht mehr nötig. Die sehen nicht aus, als ob sie noch einmal Lust hätten, gegen uns den Gewehrlauf zu heben. Und wieder welche Gruppen kommen aus der Richtung Przemysl und streben Lemberg zu... Ein Kreuz und Quer der Schicksale auf dem Marktplatze, der in vier Weltkriegsjahren so viel an Hin- und

Herüberfluten von Menschen erlebt hat, daß er sich über nichts mehr wundern kann.

Die Motoren unsrer Kolonne springen an, die Turmuhr zeigt 10.15 Uhr. Der Stab der Gebirgsdivision verläßt Grodek.

Die Erinnerung an die erste Begegnung mit ihr bei Winniki, an unser Zusammentreffen mit dem roten apokalyptischen Reiter in Dawidow bestürmt uns nochmals, in den Augenblicken unseres Abschiedes von Grodek. Und als lähmender Alb bedräuet uns noch lange während der Fahrt nach Przemysl eine dumpfe, beklemmende Ahnung....

Straße des Sieges — Straße der Niederlage

Rasttag in Przemysl

„Hobt's koan Pivo??" — und man hat Pivo / „Auf in die Feuerstellung nach Berlin!" / Der Brief eines Daheimgebliebenen...

Przemysl, 24. September, 19 Uhr.

Heut ist doch Sonntag? Wir sahen ja einen Kirchgang zu Grodek? Der 23., der 24. September? Wir haben Mühe, einen Haltepunkt in Raum und Zeit zu finden. Die geistige Maschinerie kann das dramatische Geschehen, das auf uns einstürmt, kaum noch verarbeiten. Der Rasttag wird uns allen wohl ein bißchen stilles Überdenken gewähren, ehe es weitergeht.

Wie wir das eigentlich geschafft haben? Der Feuerwerker bei mir im Wagen, der selbst bei der Verfolgungsgruppe Wintergerst-Schörner mitgetan hat, schüttelt auch den Kopf übers Wunder, das disziplinierter Geist vollbracht hat, befeuert von jener Kraft, die man nur Kühnheit nennen kann. Phantastisch das alles, wenn man es rückschauend überdenkt, vorn Jablunkapaß bis Lemberg... Und hier dabei gewesen zu sein, wo das Los jeder Stunde voraus schlechthin unberechenbar war, ans Ziel gelangt zu sein nach einer Kette unerhörter Geschehnisse, dieses Bewußtsein erleuchtet diese Männer von innen her und das Lächeln will gar nicht mehr aus ihren Mienen weichen. Der Oberfeuerwerker schlägt einen zerknitterten Brief auf, den er von einem Kameraden erhalten hat, der aus zwingenden Gründen daheim bleiben mußte. Eine einzige Klage und ein einziger Schmerz spricht daraus: „Warum konnte ich nicht bei euch sein — ist's denn noch möglich, daß ich euch einhole im Feindesland?" Allein der Krieg ist aus — hier zum mindesten.

Die Chaussee nach Przemysl hinab vollzieht sich in einer Ordnung, die staunen läßt, der Abmarsch der Sieger von Lemberg. Es ist eine Marschstraße des Sieges — heißumkämpft, als Lemberg sich noch nicht ergeben hatte und feindliche Divisionen auf dieser Straße nach Lemberg durchzubrechen versuchten, und jetzt erfüllt mit dem Gesang der Tapferen. Die breite Straße, die fast schnurgerade Lemberg mit Przemysl verbindet, ist zugleich die Marschstraße der Niederlage für die

Polen, die Mitte ist freigehalten für unsren Troß, die beiden Ränder aber gehören der geschlagenen Feindarmee, in langen Reihen gehen mit gesenkten Köpfen die Gefangenen, abgerissen, barhäuptig, barfüßig—die schlechten Stiefel hängen ihnen um die Schultern.

Erbeutete polnische Geschütze, an Lastkraftwagen gehängt, überholen wir. „Der Polski ist schon weich, wir wollen heim ins Reich“, lesen wir in Kreideschrift auf einer Panzerschutzplatte. „Auf, in die Feuerstellung bei Berlin“, heißt es ironisch auf einem anderen Beutegeschütz. Und der Fahrer eines Wagens hat den Namen seiner Liebsten Steffy auf sein Fahrzeug gemalt, dazu ein Riesenherz, pfeildurchbohrt, der Pfeil weist nach „Wien“.

Przemysl kommt in Sicht, die. Demarkationslinie ist erreicht. An der gesprengten Sanbrücke machen wir halt. Unser Oberfeuerwerker weist zum anderen Ufer hin und meint zum Fahrer: „Jetzt'n samma in Deutschland, dös woaßt ja?“ Und betrachtet hierauf sachkundig die Brücke, er findet sie vom Feind gut gesprengt. Von der Brückenmitte bietet sich uns ein Bild, das als polnisches Klein-Venedig anzusprechen ist. Da haben sich einige Przemysliden ein gutes Dutzend Holzboote gechartert, und mit langen Stangen besorgen sie als Gondolieri den Passagierverkehr über den San — 5 Groschen die Tour. Es ist reizvoll, sich an dem kalten Tag in ein südliches Idyll hineinzuträumen, das Bootsgewimmel da unten macht's einem leicht.

Schweißer und Schneidebrenner sind bereits daran, den herabgesunkenen Brückenteil zu zerschneiden. So fesselnd es ist, diese Aufräumarbeit zu betrachten, man wird nicht satt davon. Da oben am Platze aber steht ein Restaurant, da gibt's Kognak, da gibt's Bier — das erste Bier nach Wochen! — und ein rechtschaffenes Menü. Der Sturmruf der letzten Wochen, mit dem unsre bayerischen Jäger in so manche von den Polen säuberlich ausgesoffene „Piwarna“ eindrangen, der heisere Sturmruf „Hobt's koan Pivo?“ hat endlich ein bejahendes Echo gefunden.

Der Bierhahn rinnt, der Zloty rasselt, der Pivo gluckst in hundert dürre Kehlen.

Befreit aus der Qual der Gefangenschaft

Zwölf Vermißte kamen wieder...

Dem jüdischen Pöbel preisgegeben / „Katholik oder Protestant?“
Der Wink mit dem Galgen / Gefangenen-Parade in Lemberg
Flintenweib mit rotem Kreuz / Die Russen marschieren ein

Przemysl, 26. September, 22 Uhr.

„Unsre Gefangenen aus Lemberg sind freigelassen worden! Unten sind sie bei der Feldküche, sie futtern erst einmal tüchtig! — Sie schlafen im Divisionsgefechtsstand in der Schule...!“ So ruft einer zur Türe herein. Wir tasten uns durch die stockdunkle Nacht hinunter zur Feldküche am Sanufer und erwischen sie, unsre rauhbärtigen Kameraden, beim Tee-Empfang. Zwölf Mann hoch, bislang Vermißte — vor Stunden erst freigelassen in Lemberg. Eine Gruppe von 85 Mann ist freigekommen, nachdem deren Schicksal bis in die letzten Stunden zwischen Leben und Tod stand... Zwölf davon gehören zur Gebirgsdivision.

In ihren Gesichtern lesen wir noch die Qual der überstandenen Zeit, noch zuckt Hunger, Schlaf und Erregung, aus Freude und Leid gemischt, in ihren Mienen. „Eßt erst, soviel ihr nur in euch 'reinkriegt, und trinkt — Wasser war knapp in Lemberg, das wissen wir — und dann, gelt, dann erzählt uns, wie's euch ergangen ist...?“

„Kahlgeschoren seid ihr alle, nanu? Billiger geben's die Polacken wohl nicht? Na, aber sonst seid ihr noch alle so halbwegs beisammen?“ „Teils — teils. Die Schramme da“, der Industriearbeiter aus Herne in Westfalen, der Pionier K., deutet mit dem Zeigefinger auf seinen Kopf, „hätte auch eine Spur tiefer sitzen können und ich wäre nicht wiedergekommen.“ Zehn Zentimeter lang furcht eine kaum verheilte Wunde den Schädel. „Das kam so: Ich will dir da gleich erzählen, wie ich gefangengenommen worden bin. Wir stehen vor Lemberg im Westen, du kennst die Stelle ja, dort in der Nähe, wo der einzelne zerschossene Straßenbahnwagen steht. Ein wenig weiter unten bei der Bahnunterführung, da war's. Ein polnisches Geschütz feuerte immer auf uns die Straße entlang, das mußten wir ausheben. Leutnant L., noch zwei Männer und ich gingen vor, in

den zweiten Stock von einem Gebäude 'rauf und sahen 'runter zum Fenster: Alles Polen im Hof! Ganz voll Polen! Und das gesuchte Geschütz stand unten. Geballte Ladung Handgranaten 'runtergeworfen — das Geschütz war erledigt. Ha, Mensch, da unten ging alles in Deckung, die sind nur so gespritzt!

Aber jetzt ging's uns an den Kragen! Da kamen sie schon heraufgelaufen über die Stiege — ich sage den anderen, versteckt euch unter den Betten — ich lehne mich hinter einen Kasten so hin — da kommt der erste Pole. Wird umgelegt. Da kommt der zweite, ich schieße ihn auch nieder — und auch der dritte wird umgelegt. Vom vierten werde ich getroffen. Da — im Ellbogen steckt noch der Schuß, ein zweiter Schuß ist glatt durch die Hand gegangen. Bin nur so notdürftig von den Polen verbunden worden..."

Jetzt bemerke ich erst seine etwas ungelenke verwundete Rechte.

„Mußte mich dann ergeben."

„Und die Schramme?" — „Ja, dann haben sie mich abgeführt — durch die Stadt. Da geht alles durcheinander, die große Straße (Grodecka) ist durchzogen von Erdbefestigungen, Zementröhren stehen quer über die Straße, eine Menge Zivilisten ist dabei, neue Barrikaden zu errichten. Wir, meine Bewachung und ich, nähern uns einer Zivilistengruppe, die mit Schaufeln und Brechstangen die Erde aufwühlt. Meine Wache, das muß ich sagen, hat mir nichts getan, aber die Zivilisten — die Juden in dieser Straße, die trauten sich, auf mich loszugehen. Wie sie das Hoheitsabzeichen sehen, schrien sie: ‚Ein deutscher Flieger!' Sie schäumen vor Wut, spucken mich an, schlagen mich ins Gesicht. Und ich kann mich nicht wehren und mir brennt der Arm, der Ärmel ist vollgesoffen von Blut. Aber das genügte denen nicht und machte sie nicht zufrieden..."

„Warum bist du nicht schon längst im Lazarett? Kriegst den Brand, dann ist der Arm steif oder gar weg — Mensch!"

Aber der tapfere Kerl ist die Gleichmut selbst, die ein Leid ohne Klage trägt. Ein echter vierschrötiger Westfale mit breitem Gesicht, wuchtigem Schädel und athletischem Körperbau, dem macht das nicht zuviel Sorge.

Im ruhigsten Tonfall erzählt er weiter:

„‚Sie deutscher Schweinehund', sagt da ein Zivilist zu mir und rennt mir die Brechstange in die Rippen. Ich denke mir, jetzt ist es

aus. Der Posten, der mich begleitet, ist machtlos gegen diese Menge, sie fluchen und schimpfen hinter mir her.

Ein älterer Mann in Zivil läuft auf mich zu und haut mir von der Seite mit etwas — ich glaube, es war ein Gewehrkolben — über den Kopf. Das ist die Schramme. Ich wußte nichts mehr von mir...

Nachdem sie das Blut spritzen gesehen haben, haben sie mich wohl liegen lassen...

Als ich wieder zu mir gekommen war, haben sie mich aufs Kommando geschleppt. Verhör. Ich erklärte, ich sei nachts ins Gefecht ganz vorn eingesetzt worden, habe nicht mehr gesehen und gehört als die Polen selbst. Das leuchtete ihnen offenbar ein, sie ließen mich aus. Nur das sagte ich, daß unsre Truppen Lemberg dicht umschließen — und ich sehe, wie sie kreidebleich werden.

Alles haben sie mir abgenommen. Füllfeder, Streichhölzer, Taschenmesser, Taschentuch, Geld, Uhr — alles, alles. Das war im Militärgefängnis. Und zu fressen gab's einen scheußlichen Brei — das war so was wie gekochter Hafer oder Gerste — wir haben das doch gegessen, weil wir furchtbaren Hunger hatten. Im unteren Stock waren dicke Mauern, also bombensicher. Aber sie haben uns gleich nach oben unter das Dach gebracht, damit die Fliegerbomben uns zuallererst treffen. Später kamen wir in die Reithalle, da schliefen wir auf purem Pferdemist. Und Trinkwasser gab's keines.

Eins fiel mir auf. Beim Verhör war eine der ersten Fragen: ‚Welche Religion?' Wer ‚römisch-katholisch' sagte, wurde bevorzugt behandelt. Wer ‚Protestant' sagte, war erledigt."

„Ich bin", fällt ein blonder Schwabe ein, „gefragt worden: ‚Sind Sie Jude?' Als ich dies verneinte, meinte der Pole: ‚Ich bin Jude — aber ich schieße nix auf Daitsche.' Der roch wohl den Braten und wollte sich jedenfalls gutes Wetter sichern.

‚Sind Sie vom Hitler-Jugend-Verein? Ist in Deutschland alles nationalsozialistisch?' Das waren weitere Fragen der Inquisitoren zu Lemberg in den letzten Stunden ihrer Amtstätigkeit."

„‚Deutschland muß zugrunde gehen'", so erzählt uns ein anderer der zurückgekehrten Kameraden, „sagte oben auf der Zitadelle ein polnischer Korporal den Gefangenen. Er wies sie hin auf den galgenähnlichen Aufbau, woran der Gasalarmgong hing, und meinte: ‚Da droben werden sie einmal hängen, eure Führer!' Er sprach gut Deutsch, der Korporal, und lügt, vielmehr betet gläubig

nach, was die polnischen Offiziere ihm vorbeten — Gestammel der Verzweiflung.

Die frommen Glaubenssätze, die den letzten aufflackernden Widerstand der Verteidiger Lembergs noch schürten, lauteten: Hitler ist erschossen! Göring ist erschossen! 800 Bombenflieger haben Berlin in Schutt gelegt, Krupp ist kaputt, Westwall für die Katz, Franzosen tief in Deutschland!“

„... dabei durfte ich nicht lachen und nicht widersprechen“, meinte der Kamerad aus Augsburg vom x-ten IR., in Zivil Assessor. Er war einer der ersten Gefangenen, die vor Lemberg von den Polen zurückgebracht wurden. Er wurde als Rarität bestaunt und dementsprechend vorsichtig behandelt. Es gab für ihn sogar Zigaretten.

Von einem Lager zum anderen werden sie geführt. Rastlos. Ja, die Mitbürger in Lemberg sollen doch ein bißchen triumphieren können im Anblick der Gefangenen, die müssen dem Wahne, daß der Kampf noch Erfolg haben könne, auf die Beine helfen. Also Werbezüge mit Gefangenen, da den in Lemberg umgehenden Zwecklügen die ohnehin kurzen Beine von der deutschen Artillerie immer kürzer geschossen werden! Da hat jetzt die sogenannte „Rotkreuzschwester“ in Lemberg Gelegenheit, ihren schwesterlichen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Zigarette im Mundwinkel, fuchtelt sie mit einem Seitengewehr in der Luft. Flintenweib, das seine Niederträchtigkeit unter dem Genfer Signum verbirgt. Ihre Mimik soll die Gefangenen in Todesangst versetzen, ihre Grimasse und Geste redet von Halsabschneiden und Erstechen.

„Und wie seid ihr frei gekommen? Wenn ihr nicht zu müde seid, erzählt mir doch noch, wer weiß, ob wir uns morgen wiedersehen. Das Ganze sieht nach raschem Aufbruch aus — es geht heimzu oder zum Westwall. Das ist das Leben, was? Die Kerze liegt auch schon in den letzten Zügen. Also — kurz!“

„Als am 22. September, abends, die polnischen Soldaten die Kisten der Offiziere zunagelten, da wußten wir, wieviel es geschlagen hat. Das Militär war nicht mehr zu halten, die Speckseiten wurden in aller Hast verstaut. Ein Major hält noch durch den Dolmetscher eine Ansprache an uns, er spricht was von Übergabe. Wir sollten einstweilen noch hier bleiben.

Das erste ist: Wir bewaffnen uns, nachdem die Wachen weg sind. Denn der Pöbel fällt schon her über die Magazine, plündert

und schleppt allen Kram fort. Einen Hunger müssen die gehabt haben! — Einen grünen Hering hat einer aufgefressen aus dem Dreck heraus, wo der Hering lag.

Ukrainer bilden eine Zivilgarde, der jüdische Mob kommt für kurze Zeit obenauf. Das waren Renommiersoldaten, sag' ich dir! Hoch zu Roß kamen die Juden angeritten mit der roten Binde am Arm, wie ein Sack Hafer hingen sie oben am Pferderücken, mit dem Gewehr fuchtelten sie wild herum! Beim Plündern waren sie voran! Wurden sie vertrieben, wie die Fliegen kamen sie immer wieder.

Die Russen marschierten ein, die Herrschaft des plündernden Mobs wurde abgelöst durch das brutale Regime der roten Stadtbesatzung. Da ist nicht viel gefackelt worden, wer sich nicht fügte, wurde auf der Stelle niedergeknallt.

Die russischen Offiziere, die uns besuchten, hatten es offenbar daraufhin angelegt, guten Eindruck zu schinden, denn sie entlohnten uns mit 6 Rubel pro Tag für die Arbeit, die wir leisteten, und mit 100 Zigaretten für jeden Mann. „Da versuch einmal eine, Kamerad. Es gab nicht gar viel zu rauchen vor Lemberg, nicht wahr?“

„Sagen wir, es ist die Friedenszigarette — dank dir schön — und nun gesunden Schlaf, gut' Nacht, Kameraden!“

*

Zwölf Männer schliefen nach langer Zeit wieder den gesegneten Schlaf der heimgekehrten Tapferen, der unsagbar seliger sein soll als der Schlaf der Gerechten.

Bei der Sicherungstruppe am Ufer des San

Das ist die Fröhlichkeit der Tapferen!

In der Zecherrunde einer Panzerabwehrkompanie
Es pumpt der Bierologe und Hektoliterat
Heinrich v. Kleist und sein Teufelskerl mitten unter uns

Zurawica, 10. Oktober.

Der Westwind fegt durch die Oktobernacht, feinen Regen peitscht er vor sich her. Nur im Süden hellt sich die schwerverhangene Nacht auf — der Lichtschein Przemysls schimmert durch das Gewölk. Acht Kilometer davor Zurawica, Standort eines Regiments. Sicherungstruppe am San. Hier in der ehemaligen Kaserne eines polnischen Panzerbataillons haben unsre tapferen Jäger für einige Zeit Unterkunft gefunden. Sie scheinen sich ja recht wohl zu fühlen, der erste Eindruck klingt danach. Gesang dringt herab von den erleuchteten Fenstern, im Flur schwillt der fröhliche Lärm so an, daß man sofort im Bilde ist: Kameradschaftsabend. Stimmung: Klavier mit Pauke. Der Kompaniechef feiert heute mit seinem Feldwebelkorps. Da gibt's kein Zeremoniell, da führt eine ungezwungene Leichtigkeit das Zepter einer Unterhaltung, die auch den eintretenden Fremdling gleich mit sich fortreißt. Ja, Kameraden, ihr habt allen Grund zu feiern, ihr dürft mit gutem Gewissen die Annehmlichkeiten einer geheizten Stube, der Musik und eines köstlichen Trunkes genießen. Wir wissen, was hinter euch liegt und wieviel Anspruch ihr habt auf ein paar ruhige erholsame Tage...

In wenigen Minuten ist uns der Frost der eisigen Nacht aus den Gliedern gewichen, und mit oftmaligem Prost rundum feiert man seinen Einstand in die heitere Runde. Ein wahrer Kongreß großdeutscher Stämme ist hier zusammengetreten: Ein Hauptfeldwebel, Lehrer aus Wien, entzaubert dem Klavier Sirenenklänge, ein Salzburger bedient aus innerer Berufung das munter zischende Bierfaß. Ein Niedersachse trinkt dem Schlesier zu, der Steirer hänselt den Tiroler, drei Kärntner Landsleute repräsentieren den Süden des Reiches mit ihrem weichen Zungenschlag, und der Waffenmeister F. zieht die amüsanten Register der schwäbischen Sprachorgel. Der Kompaniechef, der

wie seine Männer im Trainingsanzug in der Runde sitzt, aber stammt aus Graudenz, aus dem befreiten Korridor. Und das alles hat sich zusammengefunden bei einer Panzerabwehrkompanie der Gebirgstruppen. Die Panzerabwehr war immer vorn an der Spitze, sie steht auch jetzt an der Spitze, wenn es gilt, mit den scharfen Geschossen des soldatischen Witzes die Panzerplatte zurückhaltender Herzen zu zertrümmern. Die unsre ist im Augenblick kaputt geschossen, wir ergeben uns bedingungslos unter dem Eindruck dieses humoristischen Kreuzfeuers, das uns da um die Ohren funkt. Ja, das ist derselbe Humor, der auch dann lebte, wenn die Sache einmal ganz kritisch stand in den Wochen des Kampfes. Es ist keine flache Witzelei, die kränken könnte, nein, hier ist der gute deutsche Humor obenauf, der seine Antriebe empfängt aus der Welt und Unglück besiegenden Kraft des deutschen Gemütes, das immer ja und trotzdem sagt, wenn die Wirklichkeit nein sagen möchte. Was hier zur Heiterkeit drängt, was explosivisch an Freude hervorbricht, ist das nicht auch das Gefühl der vollbrachten Pflicht, das in den Männern dieser Runde von innen her leuchtet, ihre Augen funkeln und ihren Mund so redselig macht?

Drei davon haben vor einigen Tagen das EK. erhalten, voll Stolz erzählt uns davon der Kompaniechef Hauptmann M.

„... ein Mordsheerhaufen“, flüstert er uns zu, „diese Burschen. Den Brüdern sieht man's gar nicht an, was sie mitgemacht haben... Unsre Gebirgler sind marschiert treu und brav — achtzig Kilometer, wenn's sein mußte, mit nur zwei Stunden Rastpause. Verdreckt und verstaubt kamen wir ins feindliche Feuer, Zivilisten haben auf uns geschossen, Pfaffen haben auf uns geschossen. Sehen Sie den da“, unauffällig deutet der Hauptmann auf einen Feldwebel mit scharf vorspringender Nase, die freilich allerhand Draufgängertum vermuten läßt, „sehen Sie, den habe ich eingegeben für die Offizierslaufbahn. Das Eiserne Kreuz hat er schon. Seine Männer hängen an ihm, das ist eine wahre Pracht. Er ist der Sohn eines österreichischen Offiziers. So Fälle hab' ich mehr. Da ist ein Jäger gewesen — er liegt jetzt im Spital, ein harmloses Bürschchen, dem niemand was zugetraut hätte, der Höller, ein Ostmärker, steht allein an der Panzerabwehrkanone, vom Feind nahezu umringt, hat bereits zwei Schüsse im Arm und bedient allein das Geschütz weiter. Die anderen waren gefallen. Hab' ihn sofort zum Unteroffizier vorgeschlagen, er ist bereits

befördert worden, und zum EK. eingereicht. Als er, das muß ich noch sagen, keine Munition mehr hatte, da hat er mit erbeuteten polnischen Handgranaten um sich geworfen...“

Die Unscheinbaren, die Harmlosen, denen niemand was zutraute, die haben sich geschlagen wie die Helden. So sind denn zahlreiche von der Pak auf dem Felde der Ehre draußen geblieben. „Ich habe“, fügt der Kompaniechef leise hinzu, „keine vier Züge mehr, ich habe nur noch drei. Sieben Fahrzeuge habe ich draußen lassen müssen. Und die anderen haben zahlreiche Narben davongetragen. Acht Tote zähle ich und acht Verwundete.“

Einen Augenblick verhält die Freude ihren Atem. Stille ein paar Herzschläge lang. Es ist, als ob noch welche um uns wären, die unser Auge nicht sieht, aber unser Herz als anwesend empfindet. Es mag wohl jeder im geheimen jetzt den rätselhaften Stromkreis durch sich fluten fühlen, der Leben und Tod aneinanderschließt. Der starke mannhafte Tod ist ja nicht das Dunkel, das wie ein Schauder alle Heiterkeit verschlingt, sondern er wirkt als die strahlende Kraft in unser Leben herein, die wir wohl in jenem Liede meinen, in dem es heißt: „... marschiern im Geist in unsern Reihen mit.“

Aber dem Tiefsinn gehört die Stunde nicht. Es springt wieder das Lachen von Mund zu Mund und das Scherzwort fliegt als Fangball über die Zechertafel. Es pumpt ein Bierologe und Hektoliterat mit Eifer aus dem Faß den lang entbehrten Trank und in den Gläserklang mengt sich der gutmütige Spott. Die Kärntner machen den Lienzern klar, daß Osttirol ja doch zu Kärnten gehöre aus drei Dutzend Gründen, die Lienzer bäumen sich auf in tirolischem Stolz und fordern Autonomie. Die Debatte endet mit dem Vorwurf an den einen: „In dem Dorf, wo du geborn bischt, müssen gar die Zigeuner im Galopp durchfahren, sonst werdn so von dr Bevölkerung angfalln, hascht mi verstandn?“ Worauf er, sich als Sieger der Redeschlacht fühlend, mit Gepaffe seine Pfeife anraucht. „Wenn dein Wanzenhammer“, zischt der Partner des Duells aus dem Hintergrund auf den ‚Sieger' zu, „wieder qualmt, dann bleibt kein Auge trocken...“

„Wenn die sich so gegenseitig anpflaumen, da lach' ich mir immer einen Ast in den Bauch“, flüstert mir der Kompaniechef zu, der in väterlicher Milde jeden Spaß seiner ulkigen Zecherfamilie mitmacht. Zwei Flaschen Wein kramt noch einer hervor,

langgehütete Schätze. Der feine Muskat sprudelt nun in den gläsernen Tafelaufsatz, so was wie eine Obstschale unsrer „Mietwohnung“ in der polnischen Panzerkaserne, die nun einen würdevollen Gemeinschaftspokal abgibt. Zweimal kreist er in der Runde, und die Gemüter sind reif geworden, die tolle Geschichte nachzuerleben, die der alte Heinrich v. Kleist erzählt von einem preußischen Reiter Anno 1806. „Verfluchter Galgenstrick“ heißt dieses Traktätchen von alter deutscher Reiterkühnheit — die „Soldatenzeitung“, Krakauer Ausgabe, hat es heute abgedruckt. Her damit! Es flackert unruhig der sterbende Kerzenstummel, der ein Dutzend Soldatengesichter phantastisch erhellt mit rotem Schein. Einer liest aus dem zerknitterten Blatt. Alle lauschen, es wird so still in den Atempausen des Lesenden, daß wir den feinen Regen ans Fenster rieseln hören. „Ei was“, erzählt v. Kleist von jenem preußischen Reiter, der als einzelner im umzingelten Dorf zurückgeblieben war und gemütsruhig sich drei Danziger Schnäpse hinter die Binde goß und sich noch eine Pfeife anrauchte, „ei was, spricht er, indem er ausspuckt — und faßt die drei Kerle blitzend ins Auge. Wenn ihrer zehn wären, ich furcht' mich nicht... Bassa Manelka, ruft der Kerl und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein, als ob er das ganze Hohenlohesche Korps hinter sich hätte... haut meiner Seel', ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel...“

Die Geschichte vom preußischen Reiter lasen wir just zur rechten Zeit. Wann hätten wir uns bildhafter den Ablauf jenes Reiterstückes vorstellen können als jetzt, da eben noch die polnische Kavallerie ihre Attacken gegen uns ritt aus undurchdringlichen Wäldern und tückischen Dörfern? Drei gegen einen — so war's zumindest doch auch bei uns. Drei flogen aus dem Sattel und einer sprengte durch den Ring des Feindes. „Bassa Manelka!“ — hieß es damals und „Hurra!“ hieß es in diesen Wochen. Es hat sich übrigens in den 133 Jahren verdammt wenig geändert. Ein unbekannter Reiter hieb damals drei aus dem Sattel, und der Schankwirt damals nannte ihn einen Teufelskerl hin und wider. Und ein Teufelskerl kann der Jäger Höller heißen, der heute nicht in unsrer Runde ist, weil er seine Wunden ausheilt. Neben seiner Panzerabwehrkanone rechts und links fielen bei Ulusz seine Kameraden Friedrich und Ziegler. Er aber feuerte weiter, obwohl ihm das Blut infolge zweier Durchschüsse aus dem Ärmel troff. Teufelskerl und — um mit



Begegnung auf unserer Fahrt nach dem Westen: Erbeutete polnische Geschütze machen „Stellungswechsel nach Deutschland" — aber etwas anders, als die Warschauer Strategie sich's träumen ließ

Weihnacht im Bunker. Aus dem Vorfeld des Westwalles bringen Vorposten das Bäumchen mit, das . . .

. . . mit seinem Glanz im Bunker „Zum alten Knochen" uns warm umfängt *(Seite 119—122)*

Kleist zu sprechen — verfluchter Galgenstrick noch dieser und der, der jetzt pokuliert und aufhorcht, als höre er die Geschichte eines seiner Kameraden, der nicht wiederkam oder der ungenannt bleibt, so wie jener Reiter des Hohenloheschen Korps Anno 1806.

„Macht Schluß, Kameraden! Das Licht geht zu Ende — es ist spät nach Mitternacht!"

Noch einen kräftigen Schluck vom goldenen Muskat aus dem „Pokal" — einen Schluck auf den verwegenen unsterblichen deutschen Reiter, der drei aus dem Sattel haut — damals und heute...!

Fahrt nach dem Westen

Tagebuchnotizen vom 2. bis n. November 1939

Die Krakauer Zeit geht dem Ende zu. Man hört, wir würden verlegt werden. Die Wochen waren doch bald herum, die Ruhe tat wohl, Krakau ist eine Stadt, in der es sich besinnlich leben läßt. Stadt mit „Atmosphäre“, in der man sich bald zu Hause fühlt. Was an Krakau gefällt, ist deutsches Kulturgut schlechthin — daran ist nicht zu rütteln. Das Scharmante, Liebenswürdige hat Krakau sich noch aus dem alten Österreich gerettet. Ein Schuß Wien ist überall noch dabei — Cafe „Fenix“ ein klassisches Beispiel. Zeitlose Fensterguckerei und mokkaphilosophische Bedächtigkeit gedeihen hier — immer seltener werdende exotische Wunderblüten in diesen atemlosen Zeitläufen...

*

Wie herrlich war's oben in der Tatra, in der wilden und wildreichen Jaworzina. Die Begegnung mit dem blonden und blauäugigen Bergvolk der Goralen, ein merkwürdiger Volksstamm. Uralte bäuerliche Symbolik, ähnlich der alpenländischen, verwendet Hakenkreuzmotive. Über dem Eingang des Goralenmuseums in Zakopane ein in Stein gemeißeltes Hakenkreuz mit Jahreszahl 1922. Jüdische Kurgäste hatten, erzählt uns der Museumsdirektor, viel Anstoß daran genommen. Auf der nächtlichen Heimfahrt bis über die Knie im Dreck versunken, der Wagen mußte mit zwei Pferden und einem Dutzend Männerarmen aus dem Moorgrund gehoben werden. Herbst in Polen.

*

Es steht bereits fest: Die Kompanie wird geteilt, Hälfte bleibt in Polen, Hälfte marschiert nach dem Westen. Es wird eben feste herumgerätselt, wer zu jenen und wer zu diesen gehört. Wenn man Soldat ist, weit vom Schuß zu bleiben, nicht dort sein können, wo noch Funken aus der Klinge sprühen — verdammt hart. Alle möchten sie nach dem Westen, alle. — Wir wissen jetzt, wer bleibt, wer geht. Die Bleibenden sind recht einsilbig

geworden, uns anderen zuckt schon die Vorfreude im Blut aufs Marschieren — irgendwohin. Wär' nur halb so schön, wenn man schon wüßte wohin...

*

Verladebahnhof Krakau. Seit morgens werden zwei Züge der Propagandakompanie samt Motorfahrzeugen verfrachtet. Die Feldküche reicht uns ein Abschiedsmahl zwischen den Schienensträngen. Knapp vor Abgang unsres Transportes trifft noch die Beförderungsliste ein, ein schöner Zufall; wir erfahren, daß wir als Gefreite, daß wir als Unteroffiziere die Fahrt nach dem Westen unternehmen — immerhin eine erfrischende Reisezehrung. Mit dem Wunsche, daß uns reiches Soldatenglück beschieden sein möge, entläßt uns der Kompaniechef. Dann kommt das Weh: Abschied vom guten Kameraden, der hier verbleibt. In stummer Linie stehen sie nah am Geleise, ein langgedehnter Pfiff, der Zug rollt an, sie grüßen still, wir getrauen uns kaum zu winken, ein schmerzlich bewegender Abschied...

*

Trüber Morgen irgendwo in Deutschland. Wir reiben uns den Schlaf aus den Augen, gucken auf den Bahnsteig eines kleinen menschenleeren Bahnhofs hinaus, wo wir kurzen Aufenthalt haben. Bahnbeamter kommt auf unser Fenster zu: „Wißt ihr schon, Kameraden, was passiert ist?“ „Was denn um Gottes willen?“ „Sprengstoffattentat auf den Führer im Bürgerbräukeller — gestern abend. — Der Rundfunk“, sagt der Mann und holt Luft, „hat's eben durchgegeben.“ „Und — und??“ „Der Führer lebt — aber es hat mehrere Tote gegeben.“ Im Nu setzt die Nachricht unseren Transport in flammende Empörung: „Attentat — Bürgerbräukeller!“ Ein Stichwort füllt während der Weiterfahrt: Secret Service. Na, das wollen wir euch heimzahlen, Mordgesellen am anderen Ufer des Kanals! Eine Empörung, ein Schwur, ein Haßgebet. Der Rest ist Bewunderung für das Wunder, das den Führer errettet hat...

*

Wir sind am Ziel — nach fast fünftägiger Fahrt. Großstadt im Westen. Bei Einbruch der Nacht wird noch ausgeladen. Verdunkelung, Luftschutz — für uns neuartige Dinge. Leeres Schulgebäude wird unser Revier. Werden es Tage sein oder Monate, die wir hier verbringen werden, ehe wir zum vernichtenden Schlage ausholen gegen den Feind im Westen? Werden wir die Selbstzucht des gläubigen Wartens üben müssen den ganzen langen Winter?

Die Westwallzeit

**„Herr Hauptmann, ich melde:
Kampfanlage 103 bei der Weihnachtsfeier!“**

Bunkerweihnacht der Siegesgewißheit

Losungswort auf einsamem Posten: Niemand ist vergessen!

Am Westwall, 22. Dezember 1939.

Eisig fauchender Nachtwind wühlt durchs Gebüsch und knittert und knickt das Astwerk. Wir könnten auch glauben, es wäre spähender Feind, der eine stille Stunde — denn es ist Weihnachtszeit — nützt, um sich vorzuarbeiten im Niemandsland. Aber die Vorposten halten sichere Wacht draußen im Gelände, weit vor den Stacheldrahthürden. Wir können ruhig sein, wir können unbesorgt Einkehr halten bei der Kampfanlage 103 und Einkehr halten in uns selbst beim Anblick des Lichterbaumes, der uns gerade heute Sinnbild sein wird für das Schönste, das deutsche Menschen erleben können: Kämpfend einstehen für das Rechte und Wahre, dem Ruf des Lichtes folgend, das um die Weihnacht neu geboren wird für die Länge eines Sonnenjahres.

Weiß Gott, so war es auch damals, im ersten Kriegswinter 1914/1915, wo draußen in den Schlachtfeldern Flanderns, Nordfrankreichs und Galiziens deutsche Soldaten in den Schützengräben und Unterständen sich scharten um den immergrünen Baum, vielleicht war's auch nur ein Zweig, worauf ein einsames Kerzenstümpfchen flammte über ein paar schmückende Papierschnitzel... So war es damals 1917 auf dem Marsch nach Ostgalizien und vor dem Fort Verdun, auf hoher See im U-Boot und im Kreuzer, in der Adria und in der Nordsee. Selbst jene, die in Gefangenschaft waren und denen kein Weihnachtsbaum glänzte in ihrer grenzenlosen Verlassenheit und Not, bekannten sich in stiller, innerer Sammlung zu jenem Fest, das für uns nicht der Trubel eines lärmenden „merry Christmas“ ist — wie bei denen jenseits des Kanals —, sondern herztiefes Bekenntnis. Indem wir uns so durch das Dickicht vorarbeiten zu unsrem Bunker, müssen wir daran denken, daß uns Deutschen das Schicksal seit einem Vierteljahrhundert keine anderen Weihnachten gegönnt hat als solche des Kampfes und der Sorge: erste Kriegsweihnacht 1914, Weihnacht 1919 im Zeichen des

Niederbruches, Weihnacht 1923 im Schatten der Münchener Novemberereignisse und des rheinischen Elends, Weihnacht 1930: ein durch Kontributionszahlung ausgeblutetes und völlig verarmtes Deutschland, 1932 — Weihnacht der scheinbaren Hoffnungslosigkeit... Doch mit der Sonnenwende kam die deutsche Schicksalswende. 1933 ein Julfest des wiedererwachten Glaubens. Allein die kämpferische Weihnacht ist wieder da in den Jahren 1934 bis 1937, die Bunkerweihnacht, wenn man so sagen kann, der Volksdeutschen in der Ostmark, im Sudetenland und im Polnischen Korridor. Als heimliche Verschwörer trafen sich die „Illegalen" dort und da in den Felshöhlen, abgelegenen Tälern und verschwiegenen Gehöften, um in der Julnacht ihren Schwur zu erneuern.

Und die Bunkerweihnacht ist unser Schicksal heute. Denkt nicht, daß wir darüber traurig sind, wenn auch unsre Gedanken zurückwandern zur Mutter, zu Frau und Kind! Glaubt, daß wir stolz und glücklich sind, den Sinn der neuen Lichtgeburt, die wir Weihnacht nennen, als Kämpfer für unser gesichertes, glückliches deutsches Schicksal der Zukunft zu erfüllen. Wenn auch in dieser Stunde die Geschützmündungen und MG.-Läufe aus unsrer gefechtsbereiten Betonfestung starren, so fühlen wir doch das Friedvolle dieser Nacht, weil auch sie uns die Gewißheit schenkt über unsren Sieg des Rechtes.

Wir sind nun da. Die Panzertüre der Kampfanlage 103 ist ein wenig geöffnet. Warmes Licht flutet uns entgegen. Das gibt ein freudiges Hallo der Begrüßung! „Ah, fein habt ihr das gemacht, Kameraden — wie der Weihnachtsmann in höchsteigener Person! Woher habt ihr nur das entzückende, dichtgeästete Fichtenbäumchen?"

„Denkste vielleicht, de Witwe Bolten aus'm Milchjeschäft hat et mitjebracht!? Nee, mein Junge, — is nich! Unsre Vorposten haben et aus't Niemandsland jeholt", erklärt ein Berliner Junge im Soldatenrock, „'n Adventskranz hatten wir ooch — klar doch bei unser Jemiet! — Wir Bunkerfritzen saren immer: ‚Wat hab'n wir for 'ne sonnije Jugend und for'n reichet Innenleben'!"

Na, der goldige Humor scheint ja hier zu gedeihen, Nord, Süd, Ost und West des Reiches sind da vertreten und die arglos heitere Hänselei zwischen den Stämmen gibt den unterhaltenden Ton des Bunkerlebens an...

Heute freilich ist er etwas gedämpfter als sonst — jeder sucht wohl sich selbst zu finden. Wir sehen in die vom harten Leben gemeißelten Gesichter alter Frontkämpfer, die überglüht sind vom rötlichen Hauch des leuchtenden Baumes, den sie alle mit einer andächtigen Gebärde geschmückt haben, so wie sie als Väter ihren Kindern zuliebe in aller Heimlichkeit Silberfäden und Kerzen ans Gezweig geheftet haben würden.

Ja, die Alten von 1914—1918 sind auch wieder da, und die Jungen können sich wärmen an ihrer erprobten Kameradschaft. Sie haben dem Bunker auch den Beinamen gegeben „Zum alten Knochen“ — und für sie ist es die fünfte Kriegsweihnacht draußen im Felde. Zum fünften Male erfüllt sie jetzt das erhebende Erlebnis der Kampfgemeinschaft aller Deutschen, ungeachtet welchen Berufes sie sind, so echt und stark, wie sie einem eben nur im Kampf zuteil werden kann. Die Frontkameradschaft 1939, ebenbürtig jener stählernen Gemeinschaft des Weltkrieges, trägt sie alle hinweg über irgendein bedrückendes Gefühl der Vereinsamung. Das Rundfunkgerät, das da neben den Gasmasken steht, überbringt ihnen immer wieder den Gruß der Heimat.

Gemütsinnige Melodien schlichter Volksweisen beschwingen den niederen Bereitschaftsraum mit einer wundersamen Heimlichkeit. Der Holzkoksofen spendet wohltuende Wärme von außen her, und von innen her tun's die Heimatbriefe, die eben die Ordonnanz mit den Liebesgaben von rückwärts hierher gebracht hat. Und nun drückt sich das, was man nicht sagen, sondern nur fühlen kann, aus in den deutschen Weihnachtsliedern. Das, ja das ist ewig die deutsche Seele, innig und kämpferisch zugleich: Die „alten Knochen“, die fronterprobten, verwegenen Kerle, sie singen jetzt wie die Kinder das alte Lied: „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen, wie glänzt er selig, lieb und mild, als sprach' er: Wollt in mir erkennen, getreuer Hoffnung stilles Bild.“

Die letzte Strophe reißt unvermittelt entzwei. „Der Hauptmann kommt!“ heißt es plötzlich. Er teilt mit seinen Männern die frohe Stunde, jetzt hier, dann da, dann dort im Nachbarbunker. „Herr Hauptmann, ich melde: Kampfanlage 103 bei der Weihnachtsfeier.“ Der Hauptmann kommt nicht mit leeren Händen. Da schaut her, eine Kiste Niersteiner Domtal 1928, Steinhäger für die Westfälinger, und feine Zigaretten, Schokolade, Datteln, hm — so haben wir uns den Krieg vorgestellt.

„Im Weltkrieg“, meint der Feldwebel angesichts der Steinhägerbatterien, „habe ich eine Schwäche gehabt für Steinhäger, in diesem — für Wacholder. Tja, so ändern sich die Zeiten.“

„Nu wolln wir erstmal eenen valötn.“ Einer hat das Stichwort gegeben und nun erfolgt der ortsübliche „Bunkergruß“, der damit endet, daß die geleerten Gläser über die Schulter — zum Beweis ihrer völligen Leere — jäh gegen die Wand gezückt werden.

„Was das Herz nur wünscht, haben sie uns geschickt, aber eins haben sie vergessen“, stellt Schütze Maase fest, „Anodenbatterien für unser Radio. Heimat, wie kannst du das ahnen?“

Die draußen vorm Stacheldraht sollen sich mitfreuen — die vorgeschobenen Posten —, der Hauptmann selbst überbringt ihnen die Liebesgaben. Heut gilt allein das Losungswort der Bunkerweihnacht: Niemand ist vergessen!

Es ist spät nachts geworden. Kampf anläge 103 birgt in ihrem Betongemäuer frohgemute Soldaten. Alles ergriff uns, alles, was da gesungen und gesagt wurde, ein Wort aber nehmen wir von der Kampfanlage 103 lächelnd mit, das ein Weltkriegssoldat aus dem Schwabenland beim Abschied an der Panzertüre sprach: „Dr erschte Krieg hat eim no aufgräägt, abr dr zweite ka uns nimme aufrääga.“

Bunkerweihnacht der Siegesgewißheit im großdeutschen Freiheitskampf.

Die U-Boot-Falle der Plutokratenmoral

Der Unfug mit dem „Gentleman“

Was uns Soldaten im Westen in diesen Tagen zu denken gibt

Ende Februar 1940.

Wir sind ja seit langem gewarnt, gutgläubig jene sagenhafte „Fairneß“ Englands hinzunehmen, zumindest seit dem Tag, als in Scapa Flow die deutsche Kriegsflotte versank und die MG.-Garben der Engländer sich auf die Boote der sich rettenden deutschen Seemänner richteten. Vollends haben uns die Augen geöffnet die Mordtaten von Jössing-Fjord und der meuchelnde Anschlag der Briten auf unsre „Wakama“ und „Watussi“. Die Achtung vor dem ehrlich Kämpfenden und dem im Kampfe verblutenden Gegner, die Schonung dessen, der sich nicht oder nicht mehr wehren kann, gehört mit zu dem, was wir Deutschen als fair bezeichnen. Wäre es auch nur gewesen, daß wir am Fußballplatz den Wettstreit zweier Mannschaften zustimmend oder mißbilligend mit „fair“ oder „unfair“ glossierten, wir meinten damit doch stets eine innere Haltung, eine Einstellung des Geistes und der Seele, die ganz aus der Tiefe des deutschen Wesens kam, die Kampf, Sieg und Gewinn wollte, jedoch nicht um jeden Preis. Indem wir „fair“ sagten, haben wir im Grunde eine deutsche Tugend gemeint, uns aber eines undeutschen Wortes bedient. Wenn wir ausdrücken wollten, daß sich der und jener untadelig verhalten habe in einer schiefen Lage, sagten wir meist in einer Gedankenlosigkeit, die unser Volk und seine Vergangenheit immer aufs neue bitter strafte: „Er hat gehandelt wie ein Gentleman“, oder gar: „Seine chevalereske Art hat uns bezwungen.“

Ein Gentleman! Welch ein Lob und welch ein faules Wort zugleich! Als ob wir nicht wüßten, was wir uns unter einem ritterlich handelnden Menschen vorzustellen hätten! Schließlich: Die Fairneß. Genau so ehrlich von uns empfunden, wie sie von den andren als Talmi und Flittergold verstreut und als Falschmünze der Moral in Umlauf gebracht wurde. Aber das war ja seit jeher unser Fehler, daß wir Französelei und Engländerei betrieben und unsren ehrlichen deutschen Empfindungen fremde

Worte aufpfropften, als gälte es, einen wilden Baum mit kostbaren Reisern zu veredeln. Haben wir denn nun endlich begriffen, daß wir „Wilden“ doch die besseren Menschen sind? Der sprichwörtlichen deutschen Anständigkeit haben immer jene Vorbehalte gefehlt, mit deren Hilfe die anderen ihre Tugenden zu Vorteilen ummünzten. Unsre U-Boot-Männer z. B. könnten sich auch ihre Sache leichter machen, indem sie ohne Warnung verdächtige Schiffe versenkten. Allein, sie unternehmen das Wagnis, Schiffe unbekannter Nationalität anzuhalten und — im Falle der Konterbande — den Mannschaften Zeit zur Rettung zu geben, alles auf die Gefahr hin, von britischer Heimtücke selbst versenkt zu werden.

Das ist Ritterlichkeit, das Gegenteil der Churchillschen U-Boot-Fallen. Wir sahen beim Angriff auf Lemberg am 13. September, wie ein deutscher Offizier, der dürstend aus dem Gefecht zurückgekehrt war, einem polnischen Verwundeten Wasser reichte, ehe er selbst trank. Das ist deutsches Kämpfertum; um eine Welt verschieden von der Piraterei, die den dunklen Ehrenmann Old England groß gemacht, nein, aufgebläht hat. Man sagt, es gäbe so was wie eine Räuberehre. Wenn schon, dann suchen wir sie noch lieber in den böhmischen Wäldern der Schillerschen „Räuber“ oder auf Korsika als in dem Reiche Albions, über dem der Gifthauch einer großen Lüge lagert. Der nordische Dramatiker Ibsen hat um die Jahrhundertwende diese fadenscheinige „Gentleman“-Welt und die „Lebenslüge“ des Individuums gegeißelt. Wie man leben und gedeihen kann von einer Lüge — die im übrigen lange Beine hat, im Falle England sind sie 400 Jahre lang —, hat Ibsen dramatisch geoffenbart. Wie ein weltumfassendes Staatsgebilde, das an der Lüge „Fairneß“ und „Gentleman“ (das Commonwealth of nations ist eine holde Umschreibung der Brutalität, wie der Fall Irland und Indien zeigt), an seiner Lebenslüge sterben muß, das wird die Kraft und Wahrheit des Reiches Adolf Hitlers offenbaren.

Fairneß, wie wir sie bisher verstanden, ist ein Merkmal der Stärke. Sie ist der dem germanischen Geist angeborene Adel, sie ist die Großzügigkeit, die sich die Macht gestatten darf, und die echte Kraft. Darum bedeutet für uns der Mord in Jössing-Fjord das Menetekel der Empire-“Moral“, den Beginn eines welterschütternden Zusammenbruchs.

Mit Mühe und Not hat der „Gentleman“, die Moralpuppe und Schaufensterfigur der britischen Diplomatie, den englischen Lügenreklamekrieg 1914—1918 überdauert, nachdem er in USA. mit abgehackten Kinderhänden und in Ostasien mit barbarischen deutschen Kadaververwertungsanstalten hausieren gegangen war. In Jössing-Fjord hat er sich nun restlos demaskiert. Jössing-Fjord war die Visitenkarte des Englands von heute, die Rachetat der zum Untergang Verurteilten, darin versinnbildlicht sich die ehr- und gefühllose Geldsackdiktatur, die blindlings um sich schlägt wie ein verendendes Untier.

Wir wissen es vom Kriege 1914—1918 her: Es gab ein ritterliches Sichbegegnen, etwa in der Luft, wenn zwei Kampfflieger über Nordfrankreich aufeinanderstießen. Der eine schonte den anderen, als er merkte, daß der Gegner am MG. seine Patronengurten leergeschossen hatte, er drehte ab in dem Gefühl, keinen unebenbürtigen Kampf führen zu dürfen. Wir glauben an das Dasein solcher germanischer Charakterwerte, aber wir wissen, daß die Gesetze der Ritterlichkeit im heutigen England tief verschüttet sind von den Schlackenhalden der Plutokratie. Eben diese Erkenntnis gibt unsrem Kampfgeist die Unerbittlichkeit: Die Insel hat ihr nordisches Erbe seit langem verraten an den Goldtresor und wird nie wieder zu sich selbst zurückkehren, wenn nicht wir ihre Mahner sind.

Kurzum, wir wissen, was wir von dem „Gentleman“ zu halten haben. Ein krasser Unfug, dieses Wort weiterhin im deutschen Sprachschatz in Untermiete zu beherbergen, 'raus mit dem protzigen Mieter! 'raus mit dem moralisch parfümierten Hochstapler! Den Fußtritt für immer! „Gentleman“ — das ist die U-Boot-Falle der Moral, „Fairneß“ — das ist das Hokuspokus-Zaubertuch, unter dem „Freiheit“ in Baumwolle und Christus in Ausfuhrüberschuß verwandelt wird.

Lange genug sind wir dem „Gentleman“ nachgelaufen und ließen uns von seinem Pomadenglanz täuschen. Wir liehen unsere Empfindung für Ritterlichkeit einem gewohnheitsmäßigen Wort, das wir gedankenlos gebrauchten. Das hat sein Ende gefunden mit der Entlarvung des Eisenbahngroßaktionärs, Giftgasfabrikanten und Kriegsstifters Chamberlain, einer von den vielen, die die Schulen Eton und Cambridge als höchstes Produkt ihrer Erziehungsweise hervorbringen. Sie heißt Selbstgerechtigkeit, auch „Cant“ genannt.

Leben und leben lassen — wäre das nicht die simpelste und zugleich fruchtbarste Auslegung einer aufrichtig gemeinten Fairneß gegenüber dem mindest ebenbürtigen deutschen Volke gewesen? Denken wir an die Kolonialfrage. Statt dessen ist die Geschichte Englands mit dem Gift des Neides und der Galle der Unduldsamkeit geschrieben. Der „Gentleman" unseres guten Glaubens verhält sich zu dem gegenwärtig in England marktgängigen Edelmann so, wie es sich verhält Houston Stewart Chamberlain zu Neville Chamberlain. Ein und derselbe Name — aber zwei feindliche Welten. Geist steht gegen Geld. Der Regenschirm der Lebensversicherungs-Akt.-Ges. „Eton" gegen das kühne Herz des Titanen.

Fairneß und das berühmte gentlemanlike sind bei uns nicht „exklusive" Begriffe feudaler Klubgesellschaften, die im Smoking zum eleganten Dinner fahren. Bei uns sind sie blutdurchpulste Erlebniswerte von Millionen. „Wenn ich Kohlen in meinem Keller hätte, ich gäbe dem Hauswart davon ab", hörte ich kürzlich in den bitterkalten Tagen einen Volksgenossen im Friseurladen sagen. In der erlebten deutschen Volksgemeinschaft, im Opfergeist ihrer Herzen ist die Fairneß — das Lebenlassen der anderen — im gewaltigsten Ausmaß verwirklicht. Gibt es denn eine Ritterlichkeit, die die Selbstlosigkeit und die Opferfreude entbehren könnte?

Der „Gentleman" ist in Verruf geraten, sein Kurswert ist heute in der Welt gleich Null. Kein Ausdruck bezeichnet das Zwielichtige dieses „Gentlemans" so deutlich wie die bekannte Begriffskoppelung „Gentleman-Verbrecher". Lack und Frack und „der feine Benimm" und die vielen vornehm tuenden Worte, die von Deutschen lange genug nachgeschwatzt wurden, schützen nicht vor gemeiner Gesinnung. Als vollendete „Gentlemen" finden die Männer des Secret Service in der Welt Eingang durch die schmalen Türspalten der „Gesellschaft". Darum und aus Dutzend anderen Gründen wollen wir für immer den Boykott ausrufen über diesen altmodischen Importartikel „Gentleman", diesen befrackten Eintänzer der Kapitalistenmoral des 19. Jahrhunderts. Vom Gentlemanideal ist nur mehr der berüchtigte „Gent" übriggeblieben, der egoistische Geck und Modefatzke. Kein Ethos, kein tragkräftiges oder auch nur glaubwürdiges Bildungsideal steht mehr hinter ihm. Die Charakterwerte des neuen Deutschlands berühren sich mit Zucht, Form, Ehre, Güte und Edelsinn des deutschen Mittelalters — alles das ist

umschlossen von den Worten Ritter und ritterlich. Im deutschen Soldatentum ist die Tradition der Ritterlichkeit ununterbrochen fortgeführt worden bis auf den heutigen Tag.

Gerade uns Soldaten im Westen drängte sich in den letzten Tagen diese gedankliche Auseinandersetzung mit einem britischen Flunkerwert immer wieder auf. Wir meinen, daß es eben jetzt an der Zeit ist, mit einem historischen Irrtum und dem Unfug „Gentleman“ für immer aufzuräumen. Doch die eine Chance wollen wir dem Weltbluffer „Gentleman“, diesem frömmelnden Wechselbalg aus Habsucht und Arroganz, noch lassen: Mit Würde zu sterben. „Gentlemanlike“ sozusagen...

Am 10. Mai, frühmorgens. Zwei Schnappschüsse vom Pferd herab: Wir reiten über den Vecht-Kanal und überschreiten damit Hollands Grenze



Kurz zuvor drehte sich der „Spieß" noch einmal besorgt um, ob der Kriegsberichter auch noch im Sattel säße . . . *(Seite 134)*

O b e n : Die erste Feindberührung des Reiterspähtrupps bei Coevorden (Seite 134)

U n t e n : Immer tiefer ins Land hinein reiten wir, eine noch erhaltene Brücke trägt uns über den de-Krim-Kanal ... (Seite 135/136)

Der Feldzug im Westen

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd...!

Denn wir reiten gegen Engeland...

Mit Reiterspähtrupp 1 hinein ins westfriesische Land! / Die Holländer nach kurzen Gefechten aus den Grenzbefestigungen geworfen
Eine Kavalleriedivision bezwingt unwegsames Gelände
Kavalkade zur Erde und in der Luft

10. Mai.

Was ist das für ein Tag! In der Front des Sieges vorzurücken mit dem Gedanken, nach so langem Stillehalten dem Feinde England endlich den Schlag versetzen zu können, den er herausgefordert hat, wissen, daß man mit jedem Schritt hinein ins unbekannte und doch so eng mit uns verwandte Land die Herrlichkeit des Reiches mehrt — welches unnennbare Glück für die, die dabei sein dürfen!

Wenn in diesen Morgenstunden in anderen Frontabschnitten Infanterie und Pioniere mit Sturmbooten über die Grenzflüsse und Kanäle setzen, der stählerne Keil unsrer Panzerkampfwagen dem Gegner blitzschnell ins Fleisch stößt und unsre Luftgeschwader als rollende Gewitter der Vernichtung über Feindesland hindonnern —

wir reiten heute gegen Engeland!

Nicht das Gedröhn der Motoren begleitet als sieghafter Rhythmus unsre Marschkolonnen, sondern das Getrappel tausender Pferde, das silberne Klingen der Hufe ist uns heute Marschmusik und Lied vor der Schlacht. Wundersam tönt es als einzige Melodie durch die Mainacht, da schweigsam die Schwadronen den Bereitstellungsraum beziehen in Laar, ganz nahe der Grenze, unweit von Coevorden. Schon um 3 Uhr früh kommt der grauende Morgen den glasklaren Horizont herauf, die Schwadron zieht vorbei, Mann und Roß und Wagen, dunkel gegen hell, ein Bild von visionärer Stärke. Vielleicht ist es die Empfindung von der Größe des Augenblicks, die uns alles so unwirklich schön sehen läßt.

Ja, so seltsam bewegte uns auch jene Nacht zum 1. September 1939, kurz bevor unsre Infanterie den Jablunka-Paß stürmte. Aber noch viel gewaltiger ist der Aufbruch des kämpfenden

Deutschtums in dieser Stunde... „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd, ins Feld, in die Freiheit gezogen!“ Ein altes Reiterlied erhält in diesen Augenblicken Tiefsinn und Weihe. „... in die Freiheit gezogen!“ Das, ja das läßt uns so frohgemut lachen und die Gefahr nicht bedenken, die vielleicht in dem Halbdunkel der Grenzwälder auf uns wartet.

„Vorwärts sehen, vorwärts denken, vorwärts reiten!“ Die Parole gibt der Divisionskommandeur im heutigen Tagesbefehl seinen Reitern mit.

Wir wissen, daß als Mahnung die ruhmbedeckten Fahnen der deutschen Kavallerie des Weltkrieges mit uns ziehen, so wie der kavalleristische Geist der Draufgängerei der ruhmvollen alten Waffe in den Türmen unsrer Panzerkampfwagen weiterlebt. In unsren Jagdgeschwadern aber blitzt das Schwert der deutschen Luftwaffe kühn wie der Ulanensäbel von dereinst...

In einem Weiler haben wir haltgemacht, noch etliche Kilometer von der Grenze weg. Der Schwadronschef verliest die Kriegsartikel. Die zwei Reiterspähtrupps machen sich bereit. Es scharren die Hufe, es wiehert die Ungeduld der Pferde, die ihre ostpreußischen Reiter schon siegreich durch den Sand Polens getragen haben. Zurufe, Sporengeklirr, blutrote Standarte des Sonnenaufgangs.

Aufbruch,
Todesnähe,
Siegesgewißheit,
Fanfarengeschmetter des Kampfbeginnes...
Ein symphonischer Satz von erregender Gewalt.

*

Nun wird es für den Kriegsberichter dringlich, den Anschluß ans Geschehen zu finden. „Herr Rittmeister, ich bitte um ein Pferd.“

„Ja, richtig — unser Kriegsberichter! Sie haben noch kein Pferd? Na, da wird's aber Zeit. Wo haben wir denn nur so 'n Bock für ihn? Haupt — wacht — mei — ster!!!“ Der kommt angespritzt. „Schauen Sie dazu, daß der arme Mann da zu einem Pferd kommt.“

Der Hauptwachtmeister beginnt in der Schwadron zu suchen. Wenn der nun mit einem widerborstigen Gaul aufkreuzt — na, dann gute Nacht am frühen Morgen —, dann spielen sich die



10. Mai, 6.45 Uhr. „Nanu, was soll denn das —?“ denkt der holländische Bauer nahe der Grenze, indem er den vier im Gelände vorgehenden Reitern nachsieht. Die Milchkanne, die heute kein Fuhrmann abholt, wird wohl versauern . . .



Mit dem Reiterspähtrupp voraus! „Schöner als der Marsch durch Triumphbogen und Ehrenpforten gilt der Ritt in den Feind (Seite 136)

Kriegserlebnisse des Berichters einseitig und restlos rund um den Sattelknauf seiner Mähre ab oder sie beschränken sich auf nasse Sturzkampfunternehmungen in den Grachten.

Allein der Schutzheilige der Kavalleristen, Sankt Georg persönlich, kommt nach einer Weile lächelnd auf ihn zu und führt am Zügel die brave, mutige und teilweise auch gehorsame, rabenschwarze Stute Renate.

Nun wird umgestiegen vom PKW.-Wanderer auf Renate. Von 50 PS auf 1 PS, vom 20. Jahrhundert aufs 19. Jahrhundert, vom D-Zug aufs Fahrrad, tachometrisch gesprochen. Renate wird getätschelt, wird behutsam in Besitz genommen, der Name Renate ihr zuckersüß ins gespitzte Ohr geflötet, der junge Reiter tut verliebt auf den ersten Blick; Pferde sollen dafür empfänglich sein, er tut es weiß Gott nicht ohne Absicht. Doch Renate merkt nichts und wird nicht verstimmt. Merkt nicht, daß ein Reitschüler mit einem kümmerlichen Dutzend Stunden Sattelerfahrung auf ihren Rücken klettert. Oder sie ist taktvoll genug, sich nichts anmerken zu lassen, die Renate...

Das Pferd wäre da, wie geht es nun weiter?

Reiterspähtrupp? Selbstverständlich, Reiterspähtrupp.

„Herr Rittmeister, ich bitte mit dem Reiterspähtrupp mitreiten zu dürfen."

„Von mir aus ja — melden Sie sich bei dem Spähtruppführer, Herrn Oberleutnant Graf S...."

„Herr Oberleutnant, ich bitte in Ihrem Spähtrupp mitreiten zu dürfen."

Es gibt ein Lächeln, das schlimmer ist als ein Hufschlag in die Kehrseite. „... ich möchte ja nichts gegen Sie sagen, aber mit uns reiten, nein, mein Lieber, das schlagen Sie sich rasch aus dem Kopf. Ich habe den Auftrag, ohne Rücksicht auf Verluste zu erkunden... Wenn Sie da vom Pferd stürzen — Reiterspähtrupp ist kein Ponyreiten im Vergnügungspark. Nein, nein — aber vielleicht nimmt Leutnant K. Sie mit..."

„Herr Leutnant K., ich bitte in Ihrem Spähtrupp mitreiten zu dürfen."

„Ausgeschlossen. Ich habe den Auftrag, ohne Rücksicht auf Verluste zu erkunden... Wenn Sie da vom Pferd stürzen usw. Nein, nein —."

Abgeblitzt. Die Nase hängt eine Pferdelänge nach unten...

Bis die ersten Schüsse fallen. Zwei Schwadronen sind eben daran, handstreichartig den Grenzort Coevorden zu nehmen und die Übergänge des Vecht-Kanals zu besetzen. Der Zeiger rückt auf 6.25 Uhr. Das Murren fernen Geschützdonners schwillt an, die leichten Feldkanonen unsrer Division stimmen jetzt ein in den Erzgesang. Darüber schwingt das Brummen einer Bomberstaffel, die über uns hinzieht — dem Westen zu. Jetzt tackert ein MG. Der erste Auftakt verspricht ja einen nicht zu leichten Tag...

Der junge Morgen hat das Land verzaubert. Taufrisch stehen die Maiwiesen, die flach wallenden Nebel sind durch die Sonne in schimmernde Goldseen verwandelt. Herrliche Zuchtpferde sprengen über die Weiden und wiehern ihren fuchsroten Kriegerbrüdern zu. Ganz nahe ist die Marschsäule der Reiter herangetrabt an die Grenze — im Tiefflug braust jetzt eine Messerschmitt-Maschine über unsre Köpfe — Kavalkade zur Erde und in der Luft!

Ehe wir uns recht umsehen können, haben wir auch schon die Stacheldrahtlücke durchritten, die Zugbrücke über dem Vecht-Kanal erdröhnt unter dem Getrabe der Schwadron. Hier die erste holländische Aufschrift, und da stehen mit aufgerissenen Augen Schiffer in Holzpantinen vor ihren Häusern, aus dem Schlummer — Pardon — etwas jäh geweckt — Holland, wir sind in Holland, merkt ihr das, Kameraden? Heißt das Soldatenglück oder nicht? Mit jedem Schritt dem Tommy näher! Granatwerfer werden in Stellung gebracht. Die Spähtrupps überholen die Spitze der Schwadron. Wir zwei, Renate, dürfen nicht mit... Ohne Widerstand reiten wir den Vecht-Kanal entlang, begegnen wieder Niederländern, die dreinsehen, als ob sie mit offenen Augen träumten. Ein Bauer hebt die Hand zum Deutschen Gruß. Mit der Lust, die nur ein Reiter nachempfinden kann, traben wir in den frischen Morgen hinein, lassen uns gefangennehmen von dem Reiz dieser Landschaft, die heute menschenarm ist und still wie sonntags.

Renate ist unruhig geworden, ist kaum zu halten. Die Spitze liegt schon 200 Meter hinter uns, und Renate macht keine Miene stehenzubleiben, im Gegenteil. Renate trabt ihrem Willen nach, ist nicht mehr 'rumzukriegen. Renate — o — la — la. Es verfängt kein Koselaut. Biest — verfluchtes Biest, wohin trägst du deinen Reiter...? Wir sind ja im Feindesland — seit einer Viertelstunde im Feindesland, denk dran, Renate — hopada — hopada — hopada

— das artet ja langsam zu einem Galopp aus — ich beschwöre dich, ich zwing' dir meinen Willen auf und suche — laut Bindings „Reitvorschrift für eine Geliebte“ — deine angeblich so suggestible Seele zu fassen — aber du hast ja gar keine, herzloses Pferdevieh, du störrischer Gaul — ängstigt dich mein Schenkeldruck? Du bebst ja — aber ich bin, nein, will sein die Ruhe selbst — die Alleebäume flitzen wie im Wildwestfilm vorbei — halt an, halt an! O — la — la — siehste, da haben wir die Bescherung — da knallt's ja schon rundum — vorn der Reiterspähtrupp, Oberleutnant Graf S. — oh, wenn der uns sieht...

Ziiiu — Ziiiu — Ziiiu —.

Das erste nahe Feindfeuer züngelt in die Reiterreihen. Die Rosse herumgerissen und in Deckung galoppiert hinter die Bauernhäuser. Renate schnaubt, aber sie hat es erreicht. Renate hat gezeigt, daß sie geborenes Patrouillenpferd ist und beim Gros nichts verloren hat. Renate hat den Drang nach vorn.

Dank dir, Renate, du edles, mutiges Pferd... Du hast unsren Wunsch erfüllt und den Auftrag gerettet, vorn zu sein.

Die Pferde sind in Deckung angehalftert. Im Straßengraben arbeiten wir, „die aufs Pferd gesetzte Infanterie“, uns an den Gegner heran, der aus jenem Buschwerk feuert. Der Spähtrupp erwidert den Beschuß. Oberleutnant Graf S. feuert eben.

Da kommt einer klein und häßlich in dem Graben auf ihn zugekrochen, knipst zunächst die erste Feindberührung und meldet, die Hand zum Gruß am Stahlhelmrand: „PK. zur Stelle! Pferd Renate mit mir durchgebrannt.“

Damit findet der Spähtruppführer sich nun lachend ab und Pferd Renate und Schicksal nehmen weiter ihren Lauf.

Wir wollen den Gegner in der Flanke fassen, das Fähnlein der Dutzend Spähreiter wäre durch frontales Auflaufen dem feindlichen MG. ausgeliefert. Also die echt kavalleristische Lösung: Überraschendes Heranreiten an die Flanke oder den Feind von rückwärts packen. Im Nu ist der verschanzte Gegner überflügelt, er weicht zurück, wir traben über die Uferstraße entlang des de-Krim-Kanals so lange, bis uns erneuter Beschuß in die drüben hinabzwingt. Dort oben soll noch eine Brücke in Ordnung sein — leider nur geringe Tragkraft. Wir kommen drüber — das mitgeführte Funkgerät meldet die Überschreitbarkeit des Kanals sofort an die Schwadron.

In der Weite des unbekannten Landes offenbart nun der kavalleristische Spähtrupp sein eigenes Wesen. Ganz auf sich allein gestellt, fühlt er ins Ungewisse vor. „Der Ritt in die schrankenlose Weite“, sagt ein Fernpatrouillenreiter des Weltkrieges, Gustav Rau, „wo doch hinter jedem Strauche, hinter jedem Baume, hinter jedem Hause Tod und Verderben lauern, erhebt die mutigen Herzen und gibt ihnen ein Hochgefühl, das mit nichts auf der Welt zu vergleichen ist.“

Kühnheit und Schnelligkeit der Entschlüsse macht hier alles aus. „Ganz wie in Polen“, redet ein Reiter neben uns vor sich hin, „mutterseelenallein auf weiter Flur...“ Ja, polnische Erinnerungen werden wieder in uns lebendig, wenn wir so in die lauernde Stille galoppieren. So mag's wohl den Ulanen im großen Kriege zumute gewesen sein, wenn sie in die Weiten Russisch-Polens sprengten oder in Nordfrankreich Patrouille ritten. Einer von jenen, der Kriegsfreiwillige Gustav Rau, bekennt: „Wer mit dem Säbel in der Faust als Führer einer Patrouille oder mit der Lanze hinter dem Führer in den Feind geritten ist, hat etwas von seinem Leben gehabt. Schöner als der Marsch durch Triumphbogen und Ehrenpforten gilt der Ritt in den Feind.“

„Brücke voraus zerstört“, meldet ein Spitzenreiter. Wir erkennen die Wucht der Sprengung in den Dachschäden der umliegenden Häuser, die uns mit glaslosen schwarzen Fensteraugen anstarren.

Über die Ortschaft Elim hinaus stoßen wir Richtung Kerkenbosch. Der rosige Traum der Apfelblüte säumt beiderseits die schnurgerade Straße — ein sMG. und Einzelfeuer knattert uns entgegen. Nun aber davongewetzt und 'runter von der bestrichenen Straße. Lerchenjubel und Kugelsingen — man muß das einmal zu gleicher Zeit gehört haben! Ein seltsamer Zweiklang. Eine niederländische Radfahrereinheit offenbar sperrt uns den Weg. Wieder Umfassung: Wir reiten entlang des de-Krim-Kanals nochmals an den Feind heran — schwer genug ist es für Reiter und Pferd, auf dem wippenden weichen Torfboden, der als schmaler gangbarer Streifen das Ufer bildet, ohne Unfall zu reiten. Nach halbstündigem Ritt beharkt uns wieder feindliches Feuer so eindrucksvoll, daß der Spähtrupp im Caracho nahezu unaufhaltsam den Ufersaum dahinstürmt. Die MG.-Garben folgen uns. In Fingerbreite, schwört mein Kamerad, sei es an seinem Stahlhelm vorbeigegangen. Wir haben Glück, Reiterglück,

lachend wie dieser Sonnenmorgen. Da stürzt zwar einer Hals über Kopf, die anderen jagen darüber hinweg der Deckung zu, die spärlich ist. Einer nimmt mit seinem Pferd ein jähes Sturzbad in dem moorigen, schwarzbraunen Kanalwasser. Aber sonst sind wir alle heil geblieben. Da gibt's, so ernst die Stunde ist, doch wieder zu lachen, wenn der da aus dem Kanal kriecht, sich die Stiefel von den Beinen quält und aus den Schäften das Wasser leert...

Es ist Nachmittag geworden. Die Antenne nimmt den Befehl auf: „Am Feinde bleiben, Division im Vorgehen auf Elim.“ Schon sehen wir die Spitzengruppen der Schwadronen auf uns zukommen und wir erfahren bald, wie es den andern ging. Die 3. Schwadron, mit der wir ausgezogen, hat einige Tote bei Coevorden zurücklassen müssen, auch mehrere Verletzte zählt sie.

Der Vormarsch geht weiter. Pferd und Reiter sind eine Seele. Wie wahr und wunderbar das vielgepriesene Glück auf dem Rücken der Pferde! Wir begreifen, daß der Auftrag „Fernpatrouille“ im großen Kriege auch den müdesten Reiter hochriß und begeisterte, daß hier Mensch und Pferd das Letzte geleistet haben, Taten, von denen man vielfach nichts erfahren hat, weil keiner der Patrouillenreiter mehr zurückgekommen ist...

Ermattet trabt Renate in den einbrechenden Abend des 10. Mai, ihre Schrittpausen werden immer häufiger. Schon recht, Renate, mein braves, gutes Pferdchen, o — la — la...

Strapazen aller Art sind zu ertragen durch diese wortkarge Kameradschaft Tier—Mensch. Bei ihr beginnt das Hohelied auf die an Traditionen so reiche, ruhmbedeckte Waffe, die jung geblieben ist trotz alledem und alledem, was der Motor dagegen sagen mag.

Dies bezeugt der erste Tag unseres Rittes gegen Engeland...

Immer tiefer hinein nach Nordholland

Vormarsch — getrieben von echtem Reitergeist

In Gewaltmärschen zur Küste
„Der Holländer schießt gut, meine Herren...“ / Wir finden das Bilderbuch unsrer Kindheit wieder / Blutsbrüder aus zwei Heerlagern

Fredriksoort, auf dem Marsche zur Küste.
11. Mai, 10 Uhr.

Eine kleine Rast hat sich heute morgen unsre Kavallerie auf ihrem Eilmarsch durch die nördlichen Niederlande gegönnt. 120 Kilometer ist sie in einer Nacht und einem Tag marschiert — eine außergewöhnliche Leistung. Heute werden es wohl wieder 90 Kilometer werden. Nun holen wir Atem für den weiten Weg und überdenken noch rasch, in welcher stürmischen Bewegung der gestrige Tag hingegangen ist.

Ein der Kavallerie nicht günstiges Gelände lag vor uns. Die vielen, dicht nebeneinander herlaufenden Kanäle, die Westfriesland durchziehen, lassen der Reiterei nicht Raum genug zu ihrer Entfaltung, etwa zum umfassenden Angriff. Um so weniger, als zahlreiche gesprengte Brücken das an sich schon unwegsame Land noch schwerer passierbar machen. Immer wieder gingen vor uns die Brücken hoch, nachdem die Sprengkommandos des Feindes uns auf etliche 100 Meter an die Kanäle haben herankommen lassen. Dutzende Male sahen wir Sprengwolken als nachtschwarze Pinien hineinwachsen in den Horizont.

Freilich, der Kühnheit einiger unsrer Reitertrupps gelang es, durch handstreichartige Besetzung der Brückenköpfe noch manche Brücke unsrer Vormarschstraße zu retten. In Hoogeven kamen sie indes zu spät. Die Häuserfront entlang des Kanals wies, als wir gestern abend durchritten, schwere Verwüstungen durch unsachgemäße Sprengung auf. Bisher haben die niederländischen Bürger die schlimme Seite des Krieges ausschließlich durch den Übereifer ihrer eigenen Sprengkommandos zu spüren bekommen. Auf Bunkerverteidigung hat sich in Hoogeven der Feind nicht eingelassen. Wir sahen die Befestigungen in diesem Städtchen verlassen. „Der Holländer schießt gut, meine Herren, besser als

der Pole“, sagte eben der Regimentskommandeur zu seinen Offizieren. Das stimmt, das haben wir gestern zu spüren gekriegt bei Coevorden. Der Niederländer hat sich, wo er sich bisher zum Kampfe stellte, mutig geschlagen. Vier Studenten hielten bei Coevorden von ihrem Bunker aus zwei Schwadronen beträchtlich auf — bis Granatwerfer die Ergebung erzwangen. Wir achten den Kampfesmut, allein wir haben Mitleid mit der Verblendung, die die Holländer ihr eigenes Gut beschädigen läßt. Welches Mißtrauen hat vielfach die Feindpropaganda mit Erfolg aussäen können! Verängstigt ziehen sich in den Dörfern die Menschen in die gute Stube zurück, lassen die Feldarbeit im Stich. Die „Duitschers“ könnten ihre Häuser brandschatzen, fürchten sie wohl... Demgegenüber verzeichnen wir mit Freude die Fälle, wo wir mit warmer Sympathie von den Einsichtigen aufgenommen werden. Gastlich hat unser Wirt uns heute den starken Kaffee gereicht und mit freundlichen Worten zu Tisch gebeten.

Heute machen wir den großen Sprung nach der Küste. Wir kennen die Hindernisse noch nicht, die der Feind uns bereitet hat. Wir wissen nicht, wo er sich uns stellen wird. Ohne Feindberührung ziehen heute unsre Schwadronen tief ins Land hinein, das sich in sanfter Schwermut, die diesen Landstrichen eignet, vor uns auftut. Das Bilderbuch unsrer Kindheit finden wir hier wieder aufgeschlagen, das pittoreske Holland der Windmühlen, der versonnenen Grachten, der einladenden breitfenstrigen Häuschen, das Holland der klappernden Holzpantinen und der putzigen wehenden Häubchen der Maiden. Ein Jugendtraum hat sich erfüllt, das weite, so eigenartige Land erschließt sich bewundernden Augen, und es fällt uns schwer, uns vorzustellen, daß dies alles Feindesland sein soll. Diese Menschen, die nahezu denselben Zungenschlag haben wie wir, sollten unsre Feinde sein? Nein und wieder nein, das Gefühl, daß wir eigentlich auf unsrer deutschen Erde geblieben sind, lebt übermächtig in uns. Und diese Menschen, die uns heute noch scheu und befremdet anstaunen, sind ja unsres Wesens, die Art zu kämpfen, tapfer und vornehm, ordnet sie unsrem Weltgefühl, unsrem Charakter zu... Aber das ist die Tragik, die in diesen Stunden wie schwerer Wolkenschatten über dieses Land zieht, daß wir einander Feind sein müssen, wo wir einander doch so nahe sind. Allein, war das nicht ein Konflikt germanischen Wesens seit je? „Hildebrand und Hadubrand zwischen zwei

Heeren“, singt ein altes, ein uraltes Stabreimepos vom Zweikampf nächster Blutsverwandter... Zwei Reiter haben wir gestern in westfriesischer Erde bestattet neben Blutsbrüdern aus dem anderen Heerlager. Zwei Kameraden, die gestern noch mit uns im Sattel saßen, sind stumm zurückgeblieben, das schmerzt, aber wir können dennoch nicht hassen, so eigentlich hassen, es sei denn, wir denken immerfort, wir reiten gegen Engeland...

Die Reiterspitzengruppe ist durch raschbewegliche schwere Waffen verstärkt worden. Eben reitet das Gros durch Fredriksoort. Was uns der Tag auch bringen mag: Sieg und Vormarsch wird die Parole bleiben.



Vormarsch der Kavallerie in Nordholland. Offiziersbesprechung bei Fredriksoort, 11. Mai, morgens (Seite 139)



Während die Schwadronen durch das Städtchen Heerenveen marschieren ...

... hält der Regimentskommandeur eine Besprechung mit seinem Stabe ab. Der Billardtisch eines Cafés wird zum Kartentisch (Seite 141)

Spätnachmittags an der Küste

Der Vorstoß zur Nordsee geglückt

Erstaunliche Marschleistung unsrer Kavallerie
Panzerspähwagen machen feindliche Sperrversuche zunichte
In Heerenveen werden unsre Reiter für Engländer gehalten
Nebelschwaden bewirken blinden Gasalarm in Akkrum

Während des Vormarsches, Seeken,
11. Mai, 18 Uhr.

Der große Sprung ist geglückt! Die holländische Nordseeküste ist von unsrer Kavallerie heute in den späten Nachmittagsstunden erreicht worden. Nach einer erstaunlichen Marschleistung sind Roß und Reiter ans weitgesteckte Tagesziel gelangt. Die heutige Marschleistung ist auf 90 bis 100 Kilometer zu schätzen. Nur wer selbst einmal im Sattel gesessen hat, wird das Überragende solcher Reitleistung würdigen können.

Ein kühner Vorsatz ist Wirklichkeit geworden, unsre Reiter sahen bei untergehender Sonne noch in die Nordsee hinaus. Ein glückhafter Tag hat uns hierher gelangen lassen. Ruhig hatte der Tag begonnen, wir ritten mit erneuter Kraft um 6.30 Uhr morgens los über Fredriksoort—Nordwolde hin zur breiten Chaussee, die von Meppel nach Leeuwarden führt. Ein erquickender Ritt in der Morgenkühle führte uns durch üppige Weidelandschaften, auf denen prächtiges Vieh graste. Unsren Pferden merkte man die Anstrengung des Vortages kaum an.

Das vordringliche Bemühen der Führung war darauf gerichtet, die Anmarschstraße zu sichern, Sprengungen zu verhindern. Eine motorisierte Vorauseinheit wird auf Befehl des Kommandeurs gebildet, die motorisierten Teile der Division werden herausgezogen und mit Sonderauftrag nach vorn geworfen. In Heerenveen wird in einem Cafe an der Marschstraße die Besprechung abgehalten. Der Billardtisch wird zum Kartentisch, um den die Befehlsempfänger stehen. In wenigen Minuten sind Lage und Auftrag klargemacht. Sneek und Bolsward müssen heute noch vom Gros, der Einheit erreicht werden. Die Pferde werden marschieren müssen bis zur äußersten Kraftanstrengung — nicht ohne Sorge mißt der Regimentskommandeur die Marschstrecke aus. Es muß geschafft werden. Omnibusse sollen

beschleunigt Reiter vor an die Küste bringen. Der Panzerspähtrupp wird zur Aufklärung Richtung Akkrum—Leeuwarden vorausgeschickt. Es geht um nichts weniger als um den Besitz der Schleusen, die vom Gegner zu seiner Verteidigung benützt werden können. In kürzester Zeit kann er damit das weite Polderland von Zwolle bis über Steenwijk hinaus unter Wasser setzen. Darüber hinaus gilt der Befehl: Schiffsraum sofort beschlagnahmen!

Eben meldet ein Meldefahrer dem Kommandeur: „Panzerspähtrupp Ortsausgang Akkrum auf Feind gestoßen. Zwei mit Feind besetzte Omnibusse vernichtet." Sofort werden schwere motorisierte Waffen nachgeschoben, wir fegen in höchster Geschwindigkeit über die Klinkerchaussee Richtung Akkrum—Leeuwarden. Akkrum bildet ein Bild staunender Erregung seiner Einwohner, die nicht zu wissen scheinen, was eigentlich geschieht. Zehn Kilometer nördlich stoßen wir auf die beiden erledigten Fahrzeuge, havariert stehen sie quer über die Straße. Der Führer des Panzerspähtrupps, Oberwachtmeister R., der sich bereits in Polen das EK.I verdiente, erzählt, wie das herging:

„Um 12 Uhr fuhren wir von Heerenveen ab. Einige Holländer fragten uns da, ob wir englische Soldaten wären. Ihr Erstaunen über unser Erscheinen war maßlos. Wir brausen die Chaussee über Akkrum hinaus. Plötzlich blinkt was vor uns — die Scheiben einiger Reiseomnibusse. Wir kommen auf 50 Meter aneinander heran — wir erkennen: Holländische Soldaten. Sie spritzen aus den Wagen heraus, suchen Deckung vor unsrem MG.-Feuer in den Graben zu beiden Seiten der Straße. Unsre drei Panzerspähwagen fahren mit Vollgas an die Omnibusse heran. Ein Spähwagen konnte nicht mehr abstoppen, fuhr über den ersten Omnibus hinaus, dessen Fahrer aber saß noch am Lenkrad und versuchte ihn abzuriegeln durch Querstellung des Omnibusses. Der Fahrer wurde niedergekämpft. An die zehn Tote und zahlreiche Verwundete dürfte der Gegner zu verzeichnen haben. Die anderen Omnibusse sind wieder davongebraust. Wir fuhren sofort zurück zum Ortsausgang von Akkrum, um die Brücke zu sichern. Plötzlich zwei Schüsse, die nach Pak klingen. Wir ziehen uns zurück, nebeln uns dabei im Fahren ein... Die guten Bürger von Akkrum haben dies leider mißverstanden. Als wir so nebelpustend durch die Gasse flitzten, flüchteten sie in die Häuser und schrien: Gas! — Gas!..."

Die Omnibusse haben tüchtig eins abgekriegt — aber sie fahren noch. Das ist die gefundene Beute, um unsre Reiter eilends nach vorn zu bringen. Ein feindliches Soldbuch finden wir in dem einen Omnibus — das 12. IR. aus der Garnisonstadt Leeuwarden hat also den vergeblichen Versuch gemacht, unsren Vormarsch zu sperren.

„Das Meer — das Meer!“

Auftrag für Sonderkommando: „Schiffsraum sofort beschlagnahmen!“

Motorisierte Kavallerieeinheiten besetzen schlagartig Ostküste der Zuidersee / Holländische Küstengeschütze feuern
Wir erleben eine wunderbare Stunde / Makkum ist stark mit Feind belegt
„Erst wenn der Schuß im Damm sitzt...“

Gaast, am Damm der Zuidersee,
12. Mai, 1.15 Uhr früh.

Mitternacht ist es geworden, ehe wir uns ruhig hinsetzen, unsre Gedanken nach diesem stürmischen Tag des Vorwärtspreschens sammeln und einiges schildern können. „Ik heb een still kammer noodig — ik moet srijfen“, radebrechen wir der biederen Frau des Schlächters Y. van Boer etwas vor und vergessen natürlich nicht die landesübliche Höflichkeitsform: „Als't u blieft, Juffrouw.“ Sie zögert, sieht uns forschend an, und führt uns schließlich nach „boven“, ins Unterdachgeschoß. Schließt eine Tür auf — drei kleine Kinder liegen hier in der Kammer dichtgepfercht im Bettchen. Zweite Tür — dasselbe Bild, nur sind es vier Kinder, dritte Tür — wieder ein Korb voll kleiner Kinder. Und im Flur — wieder halbwüchsige Kinder, alle schlummern sie den seligsten Kinderschlaf. Na, dann wollen wir die Schreibmaschine hier hinstellen auf die Kiste und möglichst leise tippen, damit nicht gar —

Aber es nützt doch nichts. Jetzt starren vier Paar Kinderaugen auf den fremden Onkel Soldat, die Schlafröte liegt noch über den Gesichtchen. Es fällt keinem dieser herzigen Geschöpfe ein zu weinen. Wir verstehen uns auf den ersten Blick und sie gucken, untereinander tuschelnd, zu, wie ich schreibe. Ich mache eine kleine Pause — schaue zum Fenster hinaus. Über den Damm hinweg, der nur wenige Meter vor der Haustüre liegt, sehen wir über die Zuidersee. Klar flimmert der bestirnte Himmel darüber und der Wellenschlag einer sanften Brandung rauscht heran. Die aufgescheuchten Kleinen schlafen wieder, ich kann weiterschreiben...

Noch klingen uns die Rundfunknachrichten, die wir um 24 Uhr abhörten, im Ohr — seit drei Tagen erfahren wir erstmals, was

Müde sind Roß und Reiter, als wir in der Abenddämmerung die stillen Kanäle überschreiten



Der Feind erschwert unser Weiterkommen auch dadurch, daß er Brücken in Brand steckt (Seite 148)



Vormarsch in Nord-Holland mit Motor und Pferd in den Schrittmaßen zweier Jahrhunderte

Sonderkommando hat das Ziel erreicht. Erster Blick über die Zuidersee in der Dämmerstunde des 11. Mai (Seite 146)



Batterien feuerbereit am Ostdamm der Zuidersee. Drei tapfere Kanoniere haben hier den Heldentod gefunden . . . (Siehe nächste Seite)



Wir bestatteten unsere Gefallenen in der Dammböschung und erwiesen ihnen die letzte Ehre (Seite 152)

denn eigentlich in der Welt los ist... Unser blitzschneller Vorstoß zur Küste über Sneek — er führte uns bis auf wenige Kilometer an die feindliche Befestigung bei Kornwerderzand heran — hat uns ja kaum eine Atempause gegönnt.

*

Im Laufe des Tages haben sich die motorisierten Einheiten unsrer Kavalleriedivision nach Erkundung und Marschsicherung durch Panzerspähwagen von Havelte, unweit Meppel (Provinz Drenthe), vorgearbeitet über Noordwolde—Heerenveen—Akkrum—Irnsum—Sneek—Bolsward bis in die unmittelbare Nähe des Städtchens Makkum am Ijsselmeer (Zuidersee). Zwei Sonderkommandos sind um 2i.ioUhr, über Workum in zwei erbeuteten Omnibussen anrollend, an die Ijsselsee gekommen. „Straße von Bolsward nach Makkum unpassierbar, da vom Gegner zerstört“, schildert der Kapitän St., Führer einer Marineeinheit, den beiden Führern der Sonderkommandos in den Abendstunden in Bolsward die Lage. „Sie müssen also nach Süden ausbiegen und auf einer Nebenstraße Makkum erreichen. Der ganze Schiffsraum ist sofort zu beschlagnahmen, sowohl in Makkum als auch in Piaam.“

Aufsitzen, wir rattern wieder los! Richtung Workum. 60 Mann stark, ausgerüstet mit Karabinern und MG. sitzen wir in den beiden bei Akkrum mittags erbeuteten Reiseomnibussen „Farway“ dichtgepfercht. Eine frohgemute Fahrt ist das in den prangenden Abend hinein, der uns erstmalig die Luft der Nordsee wittern läßt. In dem für diese Landschaft typischen Tiefflug ziehen von der Nordsee her bizarre Wolkenungetüme den Horizont herauf. Die sinkende Sonne durchglüht Wasser und Wolken mit ihrem Gold — eine wundersame Phantasie, die uns für Augenblicke vergessen läßt, daß uns eigentlich ein Kampfauftrag hierherführt. Tja — das macht vielleicht der weichgepolsterte Reiseomnibus „Farway“?

Jetzt müßten wir laut Karte nach rechts abdrehen auf Makkum zu. Doch wir finden die Straße dahin siebenmal quer mit tiefen Gräben durchfurcht. Unpassierbar auch diese Strecke.

Noch weiter südlich müssen wir ausbiegen. Im Dorfe Parrega kurzer Halt — wir haben ja heute noch nichts Rechtes gegessen. Wir kaufen Schwarzbrot und geselchte Rinderzunge. Das hält vor.

Dichtgedrängte Zuschauermengen bestaunen die „Duitschers“ beim schlichten Souper auf der Landstraße. Weiter geht's. Unsre Panzerspähwagen sind schon voraus. Ortseingang Workum ist erreicht. Da kommt was Verdächtiges auf uns zu. Holländischer Polizist, denken wir, springen ab und machen uns daran, ihn zu entwaffnen.

„Mensch, jetzt war' bald 'n Unglück passiert“, sagt unser Waffenbruder, der einem Kommando der Kriegsmarine angehört, nachdem wir uns noch im letzten Augenblick erkannt haben. Vor einigen Stunden hat die Kriegsmarine schon diesen Ort besetzt. Zivilisten, ein Mann, eine Frau und ein paar Mädchen, kommen heilrufend zu uns herüber. Das Mädel hält uns die „Berliner Illustrierte“ entgegen, Titelblatt ein Führerbild. „Heil Hitler“, rufen sie immer wieder. Der Mann deutet auf sein Hausdach und meint, er habe sich damit viel Verfolgung zugezogen. „NSB“ — das Zeichen der Mussertbewegung sehen wir hier in Ziegelschrift stehen. Der wackere Mann bietet uns voll Freude seine Hilfsdienste an, die wir sofort in Anspruch nehmen. Auch dieser Weg, klärt er uns auf, sei nicht zu befahren. In Workum am Hauptplatz begrüßen wir die anderen Männer des Marinekommandos.

Doch nun weiter, wir müssen die letzte Helligkeit des Tages nützen. Um 21.15 Uhr sind wir am Damm, in Deckung fahren wir entlang des Dammweges auf Gaast zu. Da stoßen wir auf die zurückkehrenden Panzerspähwagen. „Makkum stark vom Feind besetzt — wir fuhren bis auf 600 Meter an das Städtchen heran — da hören wir plötzlich einen Hornisten Alarm blasen. Wir konnten die Bunker deutlich erkennen — einer hat mindestens sechs Schießscharten. Wir mußten kehrtmachen...“

Und wir 60 Mann werden uns für diese Nacht damit begnügen, in dem Dörfchen Gaast Gäste zu sein. Wir kriechen den Damm hinauf — der erste Blick hinaus in die weite See! Unnennbare Freude erfüllt uns in dieser Stunde, da wir die Zuidersee bleierngrau vor uns im blauen Dämmerlicht der hereinbrechenden Sternennacht liegen sehen. Da drüben können wir noch die Schleuse von Kornwerderzand erkennen... und dort die Kirchtürme von Makkum. Die kühle Meerluft weht uns an und nimmt uns die Glut aus den Wangen... Befehl: Sofort Telephondrähte durchschneiden, ehe Spionage getrieben werden

kann. Dann wieder einen Blick hinauf aufs Meer, dessen Zauber wir verfallen sind.

Wir begreifen nun erst so richtig jenen Text des griechischen Geschichtsschreibers Xenophon, jenes berühmte „Thalatta — Thalatta!“ „Das Meer — das Meer“, riefen die Männer des Griechenheeres nach dem Zuge durch Kleinasien beim ersten Anblick des offenen Meeres. Das gleiche Soldatenerlebnis — über die Jahrtausende hinweg...

Der dumpfe Donnerschlag eines Schusses, wohl aus dem Rohr des Forts Kornwerderzand, rollt zu uns herüber. Vielleicht nur ein Alarmschuß — ein zweiter folgt und ein dritter. Bald darauf sehen wir die Silhouette eines Dampfers von merkwürdigem Umriß im Gesichtsfeld auftauchen, er kommt aus der Richtung Enkhuizen auf uns zu. Auf diese Entfernung ist indes nichts Genaues auszumachen. Das Schiff kreuzt hin und her und kommt kaum von der Stelle. Wohl ein Minenleger.

Sicherungen werden ausgestellt. Wir können uns ein wenig Ruhe gönnen. Wir beziehen Quartier beim Schlächter van Boer — Kaminfeuer spinnt bald Traulichkeit um uns. Gastlich werden wir bewirtet mit starkem Tee. Wieder dröhnt das Küstengeschütz vom Fort her. „Ich unterbreche meine Schinkenstulle erst, wenn der Schuß im Damm sitzt“, wirft Oberleutnant Graf S. ins Gespräch trocken hinein. Kavallerie gerät nicht leicht aus der Fassung.

So, und nun wollen wir uns lang legen auf dem blanken Boden. Spähtruppauftrag für morgen früh: Richtung Piaam—Makkum.

In der Küche unten sitzen die Alten des Dorfes beisammen und beratschlagen flüsternd. Unruhvoll zuckt wie ein Gewitterleuchten Scheinwerferlicht in der bangen Nacht über der Zuidersee...

Spähtrupp geht auf die Bunkersperre bei Makkum vor

Vor dem Angriff auf die Schleuse Kornwerderzand

Der Feind steckt Brücke in Brand / Schleusen geöffnet / Wasser steigt Niederländische Aufklärer kreisen über uns / 100 Gefangene bei Makkum

Gaast, Ostküste der Zuidersee, M 12. Mai, 15 Uhr.

Der Vorstoß auf den Abschlußdamm der Zuidersee war noch nicht möglich, da der Feind sich vor Makkum in einer tiefgegliederten befestigten Stellung festgesetzt hatte. Zahl der Bunker und Stärke des Feindes zu erkunden, ist unser Auftrag für den heutigen Morgen.

Unsre Reiter haben ihre Pferde weit zurückgelassen. Das Fahrrad muß sie ersetzen. Die Bewohner des Dorfes Gaast leihen uns bereitwillig ihre „Fietsen“, d. h. Fahrräder, die gibt es ja hier in Fülle. Um 7.30 Uhr fahren wir los. Drei MG. haben wir mit und etliche Handgranaten. Wir fahren die dem Damm entlangführende Straße Richtung Piaam. Nach zwei Kilometer Fahrt stoßen wir auf eine Brücke, die vor kurzer Zeit erst in Brand gesteckt worden ist.

Absitzen! Wir holen Eimer aus dem nächsten Bauernhaus und löschen den Brand. Dann hinauf auf den Damm, um die feindlichen Stellungen zu erkunden. Mit freiem Auge entdecken wir sechs Erdbefestigungen, mit Grassoden ausgezeichnet getarnt. Mit dem Glas erkennen wir die Besatzung, die sich noch arglos vor ihren Befestigungen bewegt. In der Deckung, die uns die Westseite des Dammes gewährt, kommen wir näher an Makkum heran. Jetzt hat der Gegner uns entdeckt — ein paar Schüsse fallen. Es ist 8.30 Uhr. Holländische Flugzeuge kreisen über der feindlichen Befestigung Kornwerderzand und fliegen auch über uns weg. Einmal müssen wir in Fliegerdeckung gehen.

Auftrag ausgeführt, wir können umkehren. Es fällt uns während der Heimfahrt entlang der Wassergräben auf, daß der Wasserstand erheblich gestiegen ist seit gestern abend. Die Wiesen sind zum Teil schon überflutet. Das Wasser und die Schleusen, deren Öffnung das Durchkommen auf weite Strecken ungemein schwierig macht, sind Verbündete des Gegners. Er versteht von seinen Alliierten Gebrauch zu machen.

Wir machen startklar für die Überquerung der Zuidersee. Pak wird auf Verdeck gebracht (Seite 157)



In den Abendstunden sprengen Pioniere das Frachtschiff, das der Gegner zur Sperrung des Hafens Stavoren versenkt hat. Die Ausfahrt ist frei! (Seite 161)

Gewaltsame Aufklärung Richtung Feste Kornwerderzand. Schwere Flak beschießt erst die Festung, ehe wir . . .
Unten: . . . immer wieder in die unzureichende Deckung gezwungen, auf dem Abschlußdamm vorstoßen (Seite 155)

In Gaast verläßt die Bevölkerung eben das Dorf mit Kind und Kegel. Es wäre nicht nötig gewesen, denn um 14.30 Uhr hat der Gegner bei Makkum, wohl unter dem Eindruck des gelungenen Vorstoßes auf Pingjum—Kornwerd, den eine Radfahrerabteilung erzwang, seine Stellungen geräumt und ist teilweise auf Motorbooten über die See nach der Befestigung Kornwerderzand geflüchtet. Insgesamt betrug die Zahl der Gefangenen bei Makkum 100 Mann, denen es nicht mehr gelang, die zur Flucht bereitgestellten Omnibusse zu erreichen, die unsre Beute wurden samt MG. und reichlicher Munition.

Bis zum Bauche im Überschwemmungsgebiet watend

Die dreifache Befestigungslinie im Räume Makkum—Harlingen durchstoßen

Befestigungsgürtel vor Kornwerderzand im flüssigen Vorstürmen von Radfahrereinheiten gesprengt
Feind aus fünfzig Erdbefestigungen herausgeworfen
Trotz Minensperren und Betonriegel der Abschlußdamm erreicht
Unsre Pak brach den Widerstand

Pingjum am Nordseedamm, Prov. Groningen,
13. Mai, 8 Uhr.

Als wir gestern morgen mit unsrem Spähtrupp den Befestigungsgürtel erreichten, der sich im Bogen hinzieht von Makkum nach Harlingen, hätten wir es nicht geglaubt, daß diese sorgfältig ausgebaute Stellung des Feindes den Abend nicht mehr erleben würde. Schon durch die dreifache in die Tiefe gehende Gliederung der Befestigungssperre gab der Feind seinen Willen kund, den Zugang zum Abschlußdamm der Zuidersee mit höchstem Einsatz zu verteidigen. In der Tat, die Abriegelung der Zufahrtsstraße durch dicke Drahthindernisse, Betonpfeiler und „Tank“-Hindernisse ließ erkennen, wieviel dem Feind an der Schlüsselstellung Kornwerderzand gelegen ist.

Allein, langanhaltende Luftangriffe durch das Geschwader Schumacher hatten den Feind zermürbt. Seine Transportkolonnen wurden durch Luftbeschuß auf dem Damm zersprengt, die Besatzungen des Verteidigungsgürtels waren also bedroht, abgeschnitten zu werden. In frontalem Angriff gingen die Radfahrereinheiten auf die Bunkerlinien bei Witmarsum—Pingjum—Schraard—Longerhou und Makkum vor.

Der Feind hatte mit Hilfe von Deichdurchstichen weite Landstrecken unter Wasser gesetzt. Die Wassergräben und Kanäle erschwerten an und für sich schon jedes Weiterkommen in diesem unwegsamsten Land Europas. Zahlreiche Brücken fanden wir brennend. Dennoch kamen unsre Truppen überraschend schnell durch die Sperren. Das konnte nur gelingen kraft der Draufgängerei der Truppe, die zuweilen bis zum Bauche im Wasser watend und in flachen Tümpeln liegend sich vorgearbeitet hat, die unter Feindfeuer mit Floßsäcken ihre

Pakgeschütze in Feuerstellung brachte und mit gut gezieltem Beschuß eine Erdbefestigung nach der anderen — es sind wohl über 50 gewesen — erledigt hat. Die zielsichere Pak hat eine geradezu lähmende Wirkung auf den Feind ausgeübt, der meist nach einigen Volltreffern die weiße Fahne schwenkte.

Unter dem Eindruck des Vorpreschens unsrer Kampftruppe wich der Feind teilweise in überstürzter Flucht zurück zu den Dämmen, hinter denen Motorboote zur Flucht nach Kornwerderzand bereitstanden. Ein überlastetes Boot ist infolge des schweren Seegangs gekentert, schwimmend erreichte ein Unteroffizier das Ufer, wo er Gefangener unsrer Pak geworden ist, die sofort ihre Geschütze zur Verteidigung des Dammes in Stellung gebracht hat.

Um 21.10 Uhr haben die motorisierte Artillerie unsrer Kavalleriedivision und die Pak Makkum trotz ungezählter Draht- und Wasserhindernisse erreicht. Damit war die Verbindung entlang des Dammes von Workum an der Zuidersee über Makkum nach Harlingen, dem Nordseehafen Nordhollands, hergestellt, damit fiel auch die Auffahrt zu dem Zuidersee-Abschlußdamm in unsre Hand. Der Widerstand an dem Beginn des Dammes wurde von Stoßtrupps der Radfahrabteilung gebrochen. Entlang des Dammes ist Artillerie und Pak eingebaut worden, die Verteidigung der Deiche gegen etwaige Landungsversuche des Gegners ist gesichert.

In Makkum erreicht uns die Nachricht vom Hinscheiden eines Kameraden, der als Bildberichter den Soldatentod beim Angriff auf den Befestigungsgürtel bei Pingjum gefunden hat. Aufrecht stehend, so erzählen die Männer, die ihn zuletzt sahen, soll er die Kamera auf die Stürmenden gerichtet haben, als die Kugel ihn traf.

Es folgt nun die Bereitstellung zum Angriff auf die befestigte Schleuse Kornwerderzand mit dem Einsatz der schweren Waffen.

Unsre Stukas setzen den holländischen Kanonen- und Torpedobooten zu

Hafen Stavoren, Zuidersee,
14. Mai, 17 Uhr.

In Zusammenarbeit mit Einheiten der Kriegsmarine hat unsere Kavallerie die Ostküste der Zuidersee von Makkum—Hindeloopen—Stavoren—Lemmer zur Verteidigung eingerichtet. Der Feind versuchte von der See aus die Verteidigungsanlage zu zerstören. Unmittelbar nachdem unsere Artillerie in Feuerstellung gegangen war, erschien überraschend vor dem Hafen Stavoren ein feindliches Torpedoboot und feuerte aus der Entfernung von 1.000 Meter aus drei Rohren. Nur eines unsrer Geschütze ist dadurch vernichtet worden. Drei Mann der Geschützbedienung fanden hierbei den Soldatentod. Wir betteten sie in die Dammböschung, dicht neben die Geschütze, deren Rohre hinausragen in die Zuidersee. Auf ihren Gräbern pflanzten wir die Blume des Landes: die Tulpe. Voll stummen Schmerzes standen wir vor den frischen Gräbern, die Brandung rauschte, die hellen Wolken flogen über uns hin, und in ihrem Flügelschlag flüsterte das ewige Leben. Der Batteriechef sprach in seiner Grabrede aus, was wir empfanden. Er sprach von der Notwendigkeit des Opfertodes um Deutschlands willen, er legte den drei Gefallenen das Gelöbnis treuen Gedenkens und den Dank des deutschen Vaterlandes aufs Grab.

Die Sühne für das vergossene Blut üben an den feindlichen Kriegsschiffen nachmittags die Stukas. Wir sehen sie wiederholt aus der Deckung der tiefziehenden Wolken auf feindliche Schiffe herabstoßen. Aufsteigende Rauchsäulen bezeugten den Erfolg des Bombenabwurfs.

Der Feind hat versucht, durch Versenkung eines Getreideschiffes die Hafeneinfahrt in Stavoren unbrauchbar zu machen. Unsre Pioniersprengtrupps haben inzwischen das Hindernis beseitigt.

Verdächtige feindliche Schiffe kreuzen zwischen Mendelike und Stavoren, wir vermuten Minenlegschiffe. Nachts läßt der Feind zehn Scheinwerfer über der Zuidersee spielen.

Drei weitere Kanonenboote sind heute durch Luftaufklärung in der Zuidersee festgestellt worden.

Ein Stoßtruppunternehmen ohne Deckung

Gewaltsame Aufklärung — Stoßrichtung Kornwerderzand

Hartnäckige Verteidigung des Feindes
Die große Dammschleuse — ein starkes Befestigungswerk
Mit Panzersprenggranaten gegen die Betonfestung
Radfahrerbataillon geht auf dem Damm vor

Harlingen, Prov. Groningen,
14. Mai, 22.15 Uhr.

Kornwerderzand! Das stark ausgebaute Betonbefestigungswerk auf einer schmalen Landzunge, die senkrecht zum Abschlußdamm der Zuidersee steht, ist eines der Zugangstore zur Provinz Holland. Sie nennt sich von altersher eine natürliche Festung, die bisher als so gut wie uneinnehmbar gegolten hat.

Kornwerderzand — wir sehen von der Dammhöhe der Ostküste der Zuidersee mit dem Fernglas hinüber, schmale Kasernenbauten erkennen wir, die wuchtigen Betonblöcke sind wegen ihrer Tarnfarbe schwerer zu entdecken. Unablässig kreisen darüber unsre Aufklärungsflugzeuge, trotz des heftigen Abwehrfeuers des Gegners stoßen sie immer wieder auf geringe Höhe herab, um die Ziele für den kommenden Beschuß in die Kamera einzufangen. Von der Nordsee her treibt über den Damm schweres tiefes Gewölk, das unsre Flieger der Sicht der feindlichen Flak rasch entzieht. Diesig und trüb, regenschauernd, hängt der Himmel über dem Damm. Neben uns liegt ein Panzerjäger mit dem Auftrag, als Gasspürer sofort jede Wahrnehmung von Gas seinem Einheitsführer zu melden. Wir liegen unweit von dem Brückenkopf des Abschlußdammes, etwas nördlich Kornwerd. Beim Brückenkopf, heißt es, sei von unsren Stoßtrupps Senfgas aufgespürt worden — einige Kanister, mit „Mostardgas" überschrieben, hätten sie dort vorgefunden.

Diese Gaswarnung wiederholte sich in Zürich, das wir auf Umwegen durch überschwemmtes Gebiet erreichen. Zürich, ein kleines Dorf, unmittelbar am Nordseedamm gelegen, ist eine einzige Festung. Bunker neben Bunker — die als harmlose Misthaufen getarnt sind, entpuppen sich bei näherem Zusehen als Erdbefestigung. Drahthindernisse im Verein mit tiefen

Wassergräben, Kanälen und überfluteten Wiesen lassen einen etwa hier angesetzten infanteristischen Angriff als kühnes Wagnis erscheinen. Dennoch — gestern ist es, wie berichtet, von unsren Radfahrern vollbracht worden.

Eine Pionierabteilung ist eben daran, an der Chaussee, die nach Harlingen führt, umfängliche Betonhindernisse zu sprengen, der Weg muß für die Anfahrt der motorisierten schweren Flak freigemacht werden. In 35 Minuten soll es losgehen. Wir eilen auf den Damm hinauf, sehen hinab nach Kornwerderzand — zahlreiche Bunker und Drahtsperren quer über den Damm in einer Tiefe von vier bis fünf Kilometer. Vor uns die Nordsee — das Wattenmeer, das jetzt zur Zeit der Flut die zahlreichen Inseln überdeckt. Nun fahren wir hinüber zum Brückenkopf — das Dröhnen der Explosion und die Rauchwolke hinter uns besagen, daß die Straßensperre bei Zürich beseitigt ist. Wir begegnen den Stoßtrupps, die sich eben für das Unternehmen fertigmachen, ihr Sturmgepäck auf die Räder satteln und sich Handgranaten in die Stiefelschäfte stecken. Auch der Damm zu beiden Seiten des ziemlich zerschossenen Brückenkopfes steht im Zeichen der Bereitstellung. Bespannte Artillerie ist hier in Feuerstellung gegangen. Der Nordsee- und Zuiderseedamm bietet ihr Deckung.

Drei durch Pioniere verstärkte Stoßtrupps einer Radfahrereinheit haben den Bereitstellungsraum erreicht. Jetzt rattern auch die schweren Geschütze, hart erwartet, auf den Brückenkopf zu. Es ist 18.35 Uhr. Ruckzuck sind sie auch schon in Feuerstellung gebracht — die paar durch Luftbeschuß erledigten Omnibusse, die die flüchtenden Holländer am Damm haben stehenlassen, dienen zur Tarnung. Es ist für jeden Soldaten eine helle Freude, zuzusehen, mit welcher Schnelligkeit und Präzision die Bedienungsmannschaften der schweren Geschütze arbeiten — Prachtkerle! Scherenfernrohr der B.-Stelle ist aufgebaut und lugt nach den Befestigungen hin. Feuerbereitschaft wird gemeldet. Ein Aufklärungsflieger zieht über dem Damm seine Kreise. Er soll feststellen, ob rückläufige Bewegung des Feindes nach dem Beschuß stattfindet.

Der Auftrag heißt für alle: 1. Feststellen, ob der Feind sich verteidigt. 2. Wie stark seine Verteidigungsmittel sind, ob er über Artillerie verfügt. 3. Unschädlichmachen der Minensperren durch Beschuß, Niederkämpfen der Bunker.

Der Angriffsstreifen für die gewaltsame Aufklärung ist denkbar ungünstig. 20 Meter breit ist die begehbare Bahn des etwa 40—50 Meter breiten Dammes. Nirgends eine Möglichkeit zu hinreichender Deckung — nur die vier Kilometer lange Asphaltstraße vor uns, die uns hinführt nach Kornwerderzand. Die Verteidiger aber sind auf diese Straße aufs beste eingeschossen, die können auf beide Seiten des Dammes MG.-Flankenfeuer legen und die Fahrbahn mit Artilleriebeschuß zudecken.

18.45 Uhr. Die Beschießung hat begonnen. Die Geschosse zischen auf das Ziel zu. Zu kurz — zu weit. Dann aber Treffer — schwarzer Rauch wölkt hoch. „Panzersprenggranaten — laden“, kommandiert in einem fort der Geschützführer. „Feuern!“ In den Bunkern drüben rührt sich nichts. Kein Schuß wird erwidert. Von der B.-Stelle fliegt nach der Korrektur das Kommando herüber: „Feuerüberfall.“ Wieder sitzen die Schüsse im Ziel. Das Dröhnen der Kanonade schwillt an und hat längst das Rauschen der starken Brandung der Nordsee überschlagen. Die Artillerie feuert aus allen Rohren, die Ziele verschwinden für Minuten im Rauch der Einschläge. Über eine Stunde lang rollen die Donner der Batterien über Damm und See hin. Mit blaugrüner Düsternis fällt der Abend ein, sie wird durchflammt vom grellgrünen Mündungsfeuer der Geschütze.

Stoßtrupps auf Rädern schieben sich jetzt lautlos die Dammstraße hinauf Richtung Kornwerderzand. Etwa zwei Kilometer tief sind wir schon vorangekommen — da beginnt der Feind dazwischenzufunken, als ob er erst jetzt aus seinem Schrecken erwacht wäre. Ganz dicht vor uns liegen die Einschläge. Alles haut sich in die eine flache Rinne seitlich der Fahrbahn — eine Gruppe sucht jenseits des Dammes Schutz, wird aber vom feindlichen Flankenfeuer zurückgetrieben. Die ersten Verwundeten werden in Krädern eilends zurückgeschafft. Dicke Luft auf diesem verdammten Damm. In langer Reihe liegen wir in der Rinne — dann wieder: Vorwärts, marsch — marsch!

Bis auf 500 Meter arbeiten sich unsre tapferen Stoßtrupps an die Tanksperre heran, ungeachtet des wütenden Abwehrfeuers. Pakgeschosse zerpfauchen auf dem Asphaltbelag, man beschämt, am Boden liegend, an Flachheit eine Nordseeflunder...

Der Kommandeur der bespannten Artillerie und sein Adjutant werden schwer verwundet auf Krafträdern zurückgebracht.

Langsam lösen sich die Stoßtrupps wieder vom Feind. Die gewaltsame Aufklärung hat ihren Auftrag erfüllt.

Wir stehen knapp vor Einbruch der Nacht. Es ist 21 Uhr geworden. Gemessen am Ergebnis sind die Verluste gering. Das Stoßtruppunternehmen ohne Deckung, das todentschlossene, mutige Vorgehen der Trupps auf der blanken Dammstraße, den feuernden feindlichen Rohren kalt entgegensehend, wird als schneidige Tat unsres Radfahrerbataillons in Erinnerung bleiben.

Oben: Teilstück des Befestigungsgürtels bei Makkum vor Kornwerderzand. Weder Stahl, Beton, noch künstliche Überschwemmungen konnten verhindern . . . Unten: . . . die Kapitulation Hollands. Deutsche Parlamentäre, gefolgt von einem holländischen Pionieroffizier, überschreiten die Tanksperre der Seefeste Kornwerderzand (Seite 162)



Erst räumen die holländischen Pioniere von Kornwerderzand die Minensperren weg und dann . .

. . . rauchen wir zusammen vor den Kasematten die Friedenszigarre
(Seite 163)

Gecharterte Flottille klar zum Auslaufen

Auftrag: Gruppe Max überquert die Zuidersee

Eine tolle Karriere: Statt des Zügels — das Ankertau
„In Kiellinie aus dem Hafen,
auf Kommando Max in befohlene Dwarslinie“
Gegenbefehl in letzter Stunde / Zwischen Trauer und Freude

Im Hafen Stavoren, an Bord der WK. 26,
15. Mai, 0.25 Uhr.

„An Bord der WK. 26“, das klingt doch großartig! Wenn man die Sachlage näher besähe, zerflatterte allerdings die Vorstellung von einem eleganten Schiff, auf dem es sich wohl leben läßt. WK. 26 ist keine Luxusjacht, Gott bewahre. WK. 26 ist eigentlich auch kein Kriegsschiff, kein Zerstörer, auch kein Kanonenboot. Dennoch, es ist kein ganz friedsames Schiff. WK. 26 — WK. ist die Abkürzung für Workum, ein Fischerhafen an der Zuidersee — hat nicht mehr als 15 Bruttotonnen, also ein biederer Fischkutter. Hinter uns — wir sitzen und schreiben nämlich in dem engen Logis des Führerschiffes der Gruppe Max — haben an der Mole des Hafens Stavoren noch neun solche Kutter angelegt, die von dem Unternehmen Stein bereits am 11. Mai im Hafen Workum gechartert worden sind.

Im Handstreich wurden die flüchtenden Schiffe an die Kette gelegt. Nach tagelanger schwieriger Vorbereitung ist es nunmehr so weit — das Hindernis in der Hafeneinfahrt, ein von den Holländern versenktes Frachtschiff, wurde gestern von Pionieren weggesprengt —, alle nötigen Fahrzeuge sind herbeigeschafft worden auf den Kanälen, und die Maschinen wurden instandgesetzt. Es gelang dies trotz passiver Resistenz der holländischen Schiffer, die wohl nicht dran glaubten, die „Duitschers“ würden mit der gecharterten Flottille klar kommen.

Nun ist es so weit — die Flottille ist startklar. Die Geschütze der bespannten Artillerie sind bereits bei sinkender Sonne auf die Kutter verladen worden, desgleichen die Pak. Auf der Back hat man sie in Feuerstellung gebracht, wohlverschanzt hinter Sandsäcken. Die Rohre starren in Kurslinie des Schiffes, wir sind gegen jede Überraschung gesichert. Die Stukas haben ja heute nachmittag in der Zuidersee mit den feindlichen Kanonenbooten

aufgeräumt, die können uns nicht mehr gefährlich werden. Da haben wir also nur noch die Küstenartillerie gegen uns und wahrscheinlich die Minen. Matrose Mecklenburg und der Maschinist Nordheim behaupten allerdings fest, daß wir drüben auf den Tommy treffen werden. „Dem wollt' ich ja noch eins upn Kopp geb'n“, stößt der Matrose hervor, „das ist mein einziger Wunsch.“

Eben ist Besprechung beim Kommandeur. Werden wir in See stechen oder nicht? Die Frage liegt uns allen auf den Lippen, mehr noch auf dem Herzen. Im Geiste sind wir ja schon seit drei Tagen an der Gegenküste der Zuidersee, in Altholland. Heute gegen Abend flogen unsre Stukas noch das Befestigungswerk Kornwerderzand an. Die Sicht war allerdings für die Stukas schlecht. Nur einmal dröhnten und tosten die Bombeneinschläge herüber über das Wattenmeer. So mag es wohl kommen, daß wir auf dem Seewege früher dort sein werden als jene, die über den Damm das andere Ufer erreichen sollen.

Wundersames Mondlicht überflutet den Hafen Stavoren. Wir haben das Logis unsres Kutters für die Zeit eines Hafenrundganges verlassen. Es wurde uns zu heiß da drinnen, die Ölfunzel verbreitet ziemliche Wärme, und die Lötlampe, der von Mund zu Mund wandernde Genever, hat das Seine zur Erhöhung der inneren Temperatur getan. Ha, abenteuerlich sieht sie schon aus, unsre Flottille, das muß man sagen, verwegen wie eine Freibeuterflottille des 17. Jahrhunderts. Das Abenteuer, das uns bevorsteht, kribbelt schon jedem von uns im Blute. Auf dem Rücken des Pferdes sind wir bei Coevorden nach Nordholland 'reingaloppiert, zwischendurch hat uns der Motor weitergetragen, dann haben wir uns aufs Fahrrad schwingen müssen, um Spähtruppaufgaben zu erfüllen, und nunmehr sind wir Seefahrer geworden! Von einem Tag zum andern. Selbst für vielgerittene Kavalleristen eine tolle Karriere... Das hätten sich unsre braven ostpreußischen Reiter auch nie im Schlafe einfallen lassen, daß sie die Zügel ihrer Pferde mit dem Ankertau vertauschen müßten. In Gruppen stehen sie zum Teil vor ihren Kuttern und besprechen in der freudigen Erregung, die durch unsren ungewöhnlichen Auftrag berechtigt erscheint, was wohl kommen mag. Für diese Reiter gilt immer noch, was ein Weltkriegs-Kavallerist von seiner Waffe sagt: „... denn es war das Wunder der deutschen Kavallerie, eines jeden einzelnen Mannes, daß der Kampf, die

Gefahr ihre schönste Freude, das Ruhen der Waffen ihre Verdrossenheit war.“

Sondermeldungen sollen durchgegeben worden sein, die Niederlande hätten kapituliert... Ob das stimmen kann? Irgendwo an der Mole singen Reiter und Matrosen zusammen: „... denn wir fahren, denn wir fahren übers Ijsselmeer...“

Das ist eine Bombenstimmung hier, wahrhaft! Vor einigen Stunden noch klirrten in dem Dorfe Molkversum, wo wir in Quartier lagen, die Fensterscheiben unter dem Druck ferner Bombardements. Uns soll jetzt nichts mehr hindern, 'ran an den Feind! Auch keine Minensperre kann uns davon abhalten. Trockener Seemannshumor wird mit der Zweideutigkeit der Lage fertig. „Matrosen mit abstehenden Ohren“, scherzt der eine, „sollen sich klar machen zum Sammeln. Die zum Sterben eingeteilten Matrosen hinter den Gewehrwagen antreten zum Särgeempfang...“

„Wir machen uns nichts aus dem Sterben“, erklärt der Maschinist Horst Nordheim ohne einen Hauch von Pathos später im Logis unsrer WK. 26, „sie können uns hinschicken, wohin sie wollen. Wir haben uns freiwillig hierher gemeldet. SU. Stein (Sonderunternehmen Stein) ist 'n bißchen Himmelfahrtskommando“, erklärt er auf Platt mit dem spitzen „st“.

„Wir haben uns schleifen lassen“, ergänzt Matrose Mecklenburg, „und den Buschkrieg“ — so bezeichnen Matrosen offenbar die infanteristische Landausbildung — „mitgemacht ein halbes Jahr lang, Kinner — Kinner... Wir wollten unsren Teil dazu beitragen, daß wir gewinnen.“

„Nich, Willem, wir lassen uns nich die Haare schneiden und rasieren uns nich und lassen den Sauerkohl stehen bis wir in England sin?“ meint Horst, der Maschinist.

„Belgien tut's auch“, meint Willem, sonst oller Handelsseemann, „da bin ich in jedem Hafen bekannt wie ein bunter Hund — von Antwerpen bis Dünkirchen.“

„Ja, Horst, das war schon eine phantastische Fahrt über Groningen-Leeuwarden nach Makkum. Weißt du noch — in Bolsward haben sie uns für englische Matrosen gehalten? ‚You are englishmen?' haben die verdutzten Holländer uns gefragt. ‚Yes', hab ich damals mit kalter Schnauze gesagt.“

„Und ich ‚allright' — das einzige englische Wort, das ich kenne“, fügt Horst hinzu.

„Hast die langen Gesichter gesehen, wie ich schließlich gesagt habe: ‚Wij zyn Duitschers'? Ein kleiner Jung, der dabeistand, platzte los: ‚God verdomme, dat zyn ook menschen, die zien er niet zoo kwnad uit...' (soll auf niederländisch heißen: — sehen gar nicht so übel aus...).“

Auf der Back poltern Schritte. „Achtung!“ Der Führer der Spitzengruppe Max tritt herein. „Um 4 Uhr springen die Maschinen an, gleich darauf werden wir auslaufen. Verstanden? Seid vernünftig, Jungs, und stoßt kein Bier auf...!“

Hurra! Es geht los! Kinder, her mit der Flasche Genever, noch ein kleiner Schluck rundum zur Feier des Tages!

Wer denkt jetzt noch an Schlaf? Es geht schon gegen 2 Uhr.

Wieder hören wir Schritte der Mole entlang. Ein Gespräch läßt uns aufhorchen. Verflucht und zugenäht, das klingt so gedämpft, so komisch.

Gleich drauf ruft Leutnant R. zur Tür herein: „Für heute Feierabend, Jungs, ihr könnt schlafen gehen...“

Wir sehen starr zur Türe hin. „Ja, ja — ihr könnt schlafen gehen, der Krieg ist aus für heute — Holland hat kapituliert.“

Aus unsrer Wikingerfahrt über die Zuidersee wird also nichts, es sei denn, wir fahren friedensmäßig über die See. Aber das will unsren Kerlen von Matrosen nicht schmecken.

„Willem“, gurgelt Horst mit gebrochener Stimme, „jetzt schreib' ich eine Ansichtskarte nach Haus' — Willem, Willem — jetzt rasieren wir uns...“ Der junge Maschinist Nordheim hockt als Trauerkloß in der Ecke. Willem hält sich beide Hände vors Gesicht. Man hört den Wellenschlag durch die Bordwand. Es ist ganz still geworden in unsrem Logis. Die Lampe knistert, dann und wann ein schwerer Atemzug...

„Willem“, sage ich schließlich, „wir tun doch besser dran, uns zu freuen, daß es so gekommen ist. Ich kann verstehen, wie Seemannsblut, Soldatenblut überhaupt, in diesem Augenblick schäumt... Aber wir haben schon noch unsre Aufgabe vor uns, Willem“, versuche ich ihn zu trösten, indem ich dem zerknickt Dasitzenden ein neues Rückgrat einfädle, „wir fahren schon noch gegen Engeland... Alter Knabe, Kopf hoch!“

4 Uhr morgens ist es geworden. Der Schlaf zwingt uns in die Kojen. Wir schlafen hinein in den Morgen, der die Übergabe der Befestigung Kornwerderzand bringt und damit uns den Landweg öffnet zur Festung Holland hin.

Der Festung Holland entgegen reiten die Schwadronen, vorbei an der Seefeste Kornwerderzand und ...
Unten: .. entlang des Abschlußdammes zwischen Zuidersee und Nordsee (Seite 165—166)

Nach dem Bombardement von Rotterdam. Hier sahen wir die Stätten des helden-mütigen Kampfes unserer Fallschirmjäger und Luft-landetruppen



Blitzschnell erfolgt die Be-setzung des Landes. Motori-sierte Verbände kommen uns entgegen bei einer Fähre nächst Amsterdam; wir fah-ren nach Belgien weiter . . .

Die Friedenstaube auf der Kasematte

Schleusenfort Kornwerderzand hat sieh ergeben

Mit einem Parlamentär in der Schleusenfestung
Drehbrücke zerstört — wie kommen wir weiter?
Holländischer Soldat rühmt die Ritterlichkeit der deutschen Kampfflieger
Gemeinsamer Kaffee vor dem Festungswerk A 4

Kornwerderzand am Abschlußdamm,
15. Mai, 17 Uhr.

Als gestern abend unsre Radfahrereinheiten sich wieder zum Sturme bereitgemacht hatten — nach einem Stukaangriff auf Kornwerderzand sollte es losgehen —, dachten wir nicht, daß zwölf Stunden später die Festung den Widerstand aufgeben würde unter dem Eindruck der deutschen Machtmittel in anderen Frontabschnitten. Wir machten uns noch darauf gefaßt, unter stärkstem Einsatz den Widerstand der Festung zu brechen, den wir freilich nach der Erfahrung der gestrigen gewaltsamen Aufklärung nicht unterschätzten. Jetzt soll ein Stoßtrupp in Stärke von 125 Mann eingesetzt werden: Eine Pioniergruppe, ein Gasspürtrupp, ein Nebeltrupp, ein Sprengtrupp und so fort — drei weitere Stoßtrupps dieser Art stehen bereit. Unsre Stukas stoßen immer wieder auf die Höhe der Festung vor, um 17 Uhr etwa kündigt uns ein Tosen und Dröhnen, daß die ersten Einschläge gesessen haben... Dann aber tritt Stille ein.

Inzwischen liefen die ersten Verhandlungen wegen der Kapitulation der holländischen Streitkräfte. Davon ahnten wir freilich nichts, die wir wartend auf den Einsatz am Damme lagen. Am 14. 5. um 19 Uhr erreichte uns der Befehl: Das Unternehmen unterbleibt für heute — alles zurück! Wir glaubten: Nun geht es über die Zuidersee mit Gruppe Max...

*

Am Morgen des 15. Mai fahren wir mit einem Parlamentär der Pioniertruppen den Ostdamm der Zuidersee entlang nach Kornwerderzand. In der Nacht um 22 Uhr haben die ersten Verhandlungen zwischen unsrem Divisionsstabe und der holländischen Admiralität und der Landstreitkräfte stattgefunden.

Am heutigen Morgen von 4—7 Uhr wurden sie fortgesetzt. Die Schleusenfestung Kornwerderzand hat sich also ergeben. Offiziere der niederländischen Festungspioniere — Genietruppen nennen sie sich hier — kommen uns entgegen und erklären sich bereit, uns bei dem Auftrag behilflich zu sein. Es geht darum, in kürzester Zeit an Stelle der gesprengten großen Drehbrücke über die Schleuse einen Nebenweg zu erkunden bzw. zu schaffen.

Wir erkennen im Vorüberfahren die Stelle wieder, wo wir gestern unter dem feindlichen Pakfeuer in der flachen Rinne rechts von der Fahrbahn gelegen haben. Rechts und links von uns die Minenfelder unter dem Rasen, die ihre Fortsetzung finden in den quergestellten Omnibussen, die, von der Brandung der Zuidersee halb überflutet, wohl das Herankommen von Motorbooten erschweren sollen. Wir stehen vor der großen Tanksperre — ein dichter Saum aus hochragenden, vorgeneigten Stahlschienen starrt uns entgegen. Mit dem Schneidebrenner wird gerade ein Weg gebrochen. Bereits entwaffnet, sind die holländischen Pioniere dabei, das Vorgelände zu entminen, sie schleppen die entschärften Tellerminen durch die Tanksperre. Vor uns liegt ein Bild der Zerstörung — ein Werk der von den Holländern selbst gestern abend noch vorgenommenen Sprengungen und die Folge des Beschusses unsrer schweren Waffen. Von der Kaserne ragen nur mehr Trümmer auf — die Drehbrücke über die Schleuse ist auch schwer havariert. Dahinter die Anlagen des Forts mit ausgezeichnetem Tarnungsanstrich.

Die erste Begegnung mit der Kasemattenbesatzung. Uns trifft kein Blick des Hasses, es liegt in den Gesichtern dieser Männer, die ihre Soldatenpflicht taten wie wir, ruhige Fassung, kein Zug von Bitternis. Mit einer stillen Würde, die uns zur Bewunderung nötigt, tragen diese Männer ihr Geschick. Sie grüßen uns freundlich und wir sehen uns offen an, als wären wir nicht zwölf Stunden zuvor Gegner gewesen, die aufeinander schossen. Wir alle, Sieger und Besiegte, fühlen: Das, was sich ereignet hat, war im Grund ein tragischer Konflikt. Der Krieg, den wir hier führen, kam nicht als zwangsläufige Folge einer innerlich verspürten Feindseligkeit der Menschen oder auch nur einer Fremdheit. Es ist das Bewegende, ja Erschütternde dieser ersten Begegnung mit dem geschlagenen Gegner, daß wir empfinden, das alles hätte nicht zu sein brauchen, gleiches Blut hätte nicht müssen

gegen gleiches Blut eingesetzt werden, wenn nicht die Verblendeten dort in Den Haag es leichtsinnig so gewollt hätten...

Es drängt sich uns das Geständnis auf die Lippen, daß die niederländische Bevölkerung uns nahezu überall mit beispielhafter Vornehmheit aufgenommen hat. Die holländischen Festungspioniere lassen sich das gerne erzählen. „Ritterlich — das können wir auch von den deutschen Streitkräften sagen“, erklärt einer der tapferen Kasemattenbesatzung in fließendem Deutsch, „eure Kampfflieger, die Jäger und Bomber, hätten auf diesem Damm unsre Soldaten zu Tausenden kaputtschießen können — aber sie haben es nicht getan.“

Wir stehen an einer schmalen Schleuse. Darüber müssen die Hölzer gelegt werden, damit unsre Division ihren Marsch nach der „Festung Holland“ in kürzester Zeit antreten kann. Die niederländische Festungsmannschaft gibt sich unter der Führung ihrer Offiziere alle erdenkliche Mühe, unsre Pioniere dabei zu unterstützen.

Im ersten Festungswerk empfängt uns die Besatzung mit freundlicher Geste. Sogleich bieten sie uns Zigarren an — wir nehmen sie gerne und ein erster Händedruck bekräftigt die Achtung vor unsrem Gegner.

Wir erwähnen, daß wir Durst hätten. Sie bieten uns mit eben der vielgerühmten holländischen Gastlichkeit, die uns selbst schon begegnet ist, zu essen und zu trinken an. Die eine halbe Stunde, die wir vor dem Festungswerk A 4 mit unsrem Gegner von gestern zusammen Kaffee getrunken haben unter frohen Gesprächen, wird für uns denkwürdig bleiben. Mehr als einmal ist uns hier versichert worden, daß diese Männer sich uns Deutschen jeweils verwandter gefühlt haben als den Engländern gegenüber. Ein alter, in Ehren ergrauter niederländischer Sergeant entdeckt uns plötzlich inmitten seiner Männer. „Och“, platzt er los, „dat zyn Duitschers!“ Er hat uns hier nicht vermutet. Auch der wackere Alte zeigt keine Spur von Bedrückung, obwohl die Stunde ihm nicht ganz leicht fallen mag. Der Krieg ist für sie aus — sie atmen leichter, sie sind alle, Offizier und Mann, unsrer Achtung sicher, das fühlen sie.

„Wann werden wir nach Hause kommen?“ fragen sie uns. „Rasch“, können wir ruhig sagen. „Unser Führer ist sehr großzügig, ihr werdet das bald erfahren.“

Die bedeutsame Stunde gibt oft ihre Zeichen. Wir reden vom Frieden in diesem schönen Lande und schon flattert uns das Symbol des Friedens zu. Ein Taubenpaar hat sich auf dem begrasten Betondach der Kasematte niedergelassen und äugt zu uns herab. ,.Kijk eens, daar boven op zet een duif — een vreedesduif!“ „Schaut“, ruft einer, „da oben sitzt eine Taube, eine Friedenstaube!“ Alle gucken hoch, und ein heiteres Lachen macht die Runde.

Gerne nehmen wir für einen holländischen Artilleristen Post an seine Frau in Workum mit, sie soll rasch erfahren, daß ihr Mann wohlbehalten lebt. Unterwegs begegnen wir einem holländischen Jungmatrosen von der „Koninklijken Marine“, er grüßt — wir trauen unsern Augen und Ohren nicht — stramm mit Heil Hitler!

Morgen früh soll der Marsch unsrer Reiter über den Damm nach der Provinz Holland beginnen.

Nach dem Fall Antwerpens. Durch den noch unzerstörten Fußgängertunnel gelangt die Infanterie ans andere Schelde-Ufer, . . .

. . . wo sie sogleich Gefechtsbereitschaft einnimmt

(Seite 171)

Antwerpen liegt hinter uns, wir stoßen auf das Dorf Zwyndrecht vor, das der Feind noch verteidigt

(Seite 172)



In Schützenreihe zu beiden Seiten der Straße vorgehend, säubern wir den Ortsausgang Zwyndrechts. Plötzlich verdächtiges Motorengeräusch (Seite 174, Fortsetzung nach Textseite 175)

Nach der Ergebung Kornwerderzands

Kavallerie marschiert über den Abschlußdeich

Radfahrereinheit besetzt den Brückenkopf bei Den Oever
Die Besatzungen der 13 Betonfestungen bei Den Oever werden abgelöst
Militärflugplatz bei Den Helder wird instand gesetzt

Kriegshafen Den Helder,
16. Mai, 15 Uhr.

Gleich nach der Fertigstellung der Behelfsbrücke über die Schleuse der Festung Kornwerderzand — die Brücke wurde von den Pionieren auf den Namen „Generalmajor Feldt" getauft — fuhr noch am Abend des 15. Mai eine Radfahrereinheit über den Deich, um das andere Ufer, vor allem den Brückenkopf bei Den Oever zu besetzen. Heute morgen folgen ihr die anderen Einheiten der Division. Wie froh sind wir, da wir an der Festung vorbeizogen und den Damm entlang reiten dem anderen Ufer zu, das etwa 30 Kilometer vor uns liegt. Der Weg zur „Festung Holland" steht uns offen...

Flüchtlinge kommen uns auf Rädern und Kraftwagen entgegen, freudig kehren sie in ihre Dörfer zurück, die sie zumeist in übertriebener Besorgnis verlassen hatten. Das Leben beginnt nun wieder allenthalben seinen gewohnten friedsamen Lauf zu nehmen und das Aufatmen nach der Ergebung ist überall zu vernehmen.

Den Oever — ein in Eisen und Beton starrendes gewaltiges Festungswerk, bestehend aus 13 Anlagen moderner Festungsbauart. Wir besuchen die Anlage rechts der Straße — unsre Radfahrer haben sich hier bereits häuslich eingerichtet, vor den Festungswerken sind einige beschäftigt, aus den Händen der holländischen Mannschaft die Unmengen Munition zu übernehmen. Dort über der „Tanksperre", wo jetzt die weiße Fahne flattert, ist die Munition für die Küstenartillerie gestapelt.

Links der Straße stoßen wir auf ein Werk, dessen Besatzung überhaupt noch keine Weisung erhalten hat. Sie warten auf Ablösung. „Hat man uns vergessen?" fragen sie besorgt, denn sie wollen heim, nur heim. Sie haben genug vom Krieg, wie sie uns versichern, über ein Jahr lang leben sie zum Teil schon in diesen Bunkern. In anderen Werken sind die Holländer schon abgelöst

worden, nur ein paar bleiben vorläufig noch zurück, um unsre Männer einzuweisen. Sie haben, zumeist guter Dinge, ihre Bündel und Koffer gepackt und fahren per Rad oder mit einem der stehengelassenen Omnibusse heimzu. Den Anschein hat es wenigstens.

Wir haben nicht den Eindruck, Gefangene vor uns zu haben. Sie selbst haben wohl, wie sie uns versichern, ungeachtet ihrer Entwaffnung, auch nicht das Gefühl, Gefangene zu sein. Nirgendwo sahen wir einen Posten mit Bajonett niederländische Soldaten bewachen. Die Offiziere durften ihre Waffe behalten. Auch grüßen wir einander. Eine ritterliche Begegnung in jeder Weise.

Den Helder, der Kriegshafen an der Nordspitze der Provinz Holland, ist ebenfalls bereits von einem Kommando der Kavallerie besetzt. Bevor wir in die Stadt kommen, schauen wir uns um auf dem Militärflugplatz. Hier hat das Geschwader Schumacher gründliche Aufräumarbeit geleistet unter den militärischen Flugzeugen, die großenteils durch Brandbomben vernichtet worden sind. Arbeitsstaffeln der ehemaligen „Koninklijken Marine" sind auf der Weite des Rollfeldes eben dabei, die Trümmer der Flugzeuge zu verladen bzw. abzuschleppen. Ferner werden die hunderte Meter langen, kreuz und quer führenden Sperrgräben wieder eingeebnet, die das holländische Flugplatzkommando, wohl um deutschen Landungen vorzubeugen, mit Motorpflügen hat ziehen lassen.

In dem Hafen von Den Helder ist eben eine Einheit der Marine-Küstenpolizei eingetroffen, die sogleich den Kriegshafen, Festung und Schiffe übernehmen wird. Auf dem höchsten Krane weht die weiße Fahne. Zur Zeit verhandelt der deutsche Kapitänleutnant noch mit der Admiralität über die Art der Übergabe. Wir wandern hinauf zu dem Panzerfort Harssens, wo die Rohre der Küstenbatterien in die Nordsee hinausragen unter flachen Panzerkuppeln. Ein Minenlegboot liegt davor vor Anker. Die Besatzung räumt eben die Schiffe, die holländischen Matrosen kommen die Molen herauf, sie treten offenbar zum letzten Appell an. Einige haben ihre Mädchen untergefaßt und sie machen aus ihrem Glück kein Hehl, daß der Krieg für die Niederlande beendet ist.

Meldung an die Division, Osteingang Scheldetunnel 9.05 Uhr

„... Reichskriegsflagge auf Antwerpener Rathaus gehißt“

Fortgürtel in verwegenem Vorstoß überrannt
Ein Scheldetunnel bereits gesprengt
400 Kisten Sprengstoff im Handstreich erbeutet
Pak-Stellungswechsel über hunderte Stufen stiegab, stiegauf

Vor Antwerpen, 18. Mai, 20 Uhr.

In einem Vorstoß von ungeheurer Schwungkraft ist heute Antwerpen eingenommen worden. Unsre Infanterie hat wieder einmal gezeigt, was sie ungeachtet vorausgehender tagelanger Marsch- und Gefechtsleistungen aus sich herausholen kann in dem Augenblick, wo es drauf ankommt. Indem wir uns der Stadt nähern, schlagen wir in Gedanken die Brücke zurück zu dem glorreichen 8. und 9. Oktober 1914, da die Sturmbataillone General von Beselers in unaufhaltsamem Vorwärtsdrang den letzten Widerstand des durch die 30-Zentimeter-Skoda-Mörser zermürbten Festungsgürtels Antwerpen gebrochen haben und das Stadtzentrum besetzten. In Brandqualm lag damals die Stadt — diesmal liegt ein fast heiterer Maihimmel darüber. Eine uneinnehmbare Bastion in dem Vorfeld britischer Machtinteressen sollte auch diesmal wieder die Stadt an der Scheide werden... Es schweigen nun die Gürtel der modernen Forts, überrannt in verwegenem Vorstoß. Diesmal haben unsre Truppen den Belgiern nicht mehr den Atem gelassen, aus der verteidigten Stadt Ausfälle zu versuchen wie am 25. August und am 9. September 1914.

„Ohne Rücksicht auf Flankierung“ durchstoßen — der Gedanke beherrscht die Führung, er treibt unsre Truppen vorwärts. Dahin lautet der Korpsbefehl für den 18. Mai:

„Das AK. setzt sich in Besitz der Festung Antwerpen und verfolgt den Feind in Richtung Gent. Die x. Division marschiert ohne Rücksicht auf Flankierung durch noch haltende Teile auf Antwerpen vor, stößt durch Antwerpen unter der Scheide durch und gewinnt auf dem Westufer der Scheide die Gegend westlich Zwyndrecht. Hierzu stößt IR.... auf der Straße Maria ter Heide,

Btraschaet, Merksem vor. Das Regiment nimmt Fort Merksem, setzt sich in Besitz der Brücke über den Albertkanal, nach schnellem Durchstoß durch den Nordteil Antwerpens ist die Besitznahme des Tunnels unter der Scheide von entscheidender Bedeutung.“

Der Panzerabwehrgraben liegt schon hinter uns — Pioniere und Infanterie haben ihn im Sturmlauf überwunden, die Stadtrandverteidigung ist niedergekämpft. Alles deutet darauf hin: Der Feind flieht! Radfahrereinheiten — Aufklärungsschwadron — unter Führung des Oberleutnants Seh.-S. und die vordersten Teile der Infanterie unter Führung des Oberleutnants R. bleiben ihm auf den Fersen. Den Tunnel wohlbehalten zu gewinnen, ist die Aufgabe dieser Stunde.

Es schießt aus den Häusern, Handgranaten machen dem Franktireurspuk bald ein Ende. Osteingang des Schelde-Fahrtunnels ist erreicht. Von hier kann der Führer der Aufklärungsschwadron seinem Regimentskommandeur um 9.05 Uhr schriftlich melden: „Scheldetunnel (1.900 Meter) erreicht. Es wurde versucht, Tunnel an mehreren Stellen zu sprengen. Teile der Decke sind heruntergestürzt. Wasser sickert an tiefster Stelle durch die Decke. Pioniere erbeten. Erkundungen am Fußgängertunnel im Gange... Letzte Truppen (Belgier) haben in vergangener Nacht Tunnel passiert... Hakenkreuzfahne auf dem Antwerpener Rathaus gehißt. Sch.-S.“

Doch der Fußgängertunnel scheint noch unbeschädigt zu sein. Es geht jetzt um Minuten, vielleicht hält das Kommando der Nachhut gerade die Lunte an die Sprengladung, wenn es vermutet, daß unsre Spitzen im Tunnel sind. Wie eine Falle lauert die diesseitige Tunnelmündung. Aber das Glück ist groß, weil der Mut unsrer Spitze groß ist. Im Handstreich wird der Ausgang erkämpft, verzweifelt rennt der Feind mit schweren Waffen dagegen an. 400 Kisten Sprengstoff, zur Vernichtung dieses zweiten Tunnels vorbereitet, werden von uns in Sicherheit gebracht.

„Brückenkopf gebildet. Feuer aus Zwyndrecht. Feind feuert aus Fort Zwyndrecht auf Fußgängertunnel und Kathedrale. Leichte Kampfwagen greifen vergebens Brückenkopf an“, meldet die tapfere Stoßgruppe vom anderen Ufer zurück, nachdem sie den Brückenkopf auf zwei Kilometer verbreitert hat.

Nun müssen Fähren her, es darf keinen Halt geben! Doch der Feind legt sein Artilleriefeuer verdammt gut auf den Strom hin. Es gibt beträchtliche Verluste — auch die Doppelfähre ist zerschossen.

Verfolgung der belgischen Feldarmee — so hieß es auch im Herbst 1914, als die 4. Ersatzdivision die Belgier und Engländer in rasantem Vormarsch teils ins Holländische hineintrieb, teils auf Dünkirchen zu. Damals lernten die Belgier und die Tommies zum ersten Male Eilmarschtempo kennen — nach rückwärts allerdings. In vier Tagen waren sie bis auf Nieuport zurückgejagt — wir im Zeitalter des „Blitzkrieges“ müssen da zusehen, das Tempo dieser einzigartigen Verfolgung des großen Krieges zu halten. Stoßrichtung der Verfolgung: Über St. Nikolas, Sas van Gant, Brügge — Ostende. Dorthin strömt der Feind. Einladungen sind beobachtet worden.

Das feindliche Sperrfeuer, das nun — es geht gegen Abend — auf der Scheide und dem diesseitigen Kai liegt, wird nichts mehr retten können. Das II. Bataillon unsres Regiments steht bereits vor Zwyndrecht. Das war heute ein Kunststück besonderer Art, was das Bataillon vollbrachte: Über Hunderte Stufen wurden im stockdunklen Fußgängertunnel die Pak- und Infanteriegeschütze hinab- und auf der anderen Seite wieder hinaufgeschafft — damit wurde der Brückenkopf gehalten.

Tief purpurn in der Abendsonne erglüht, sehen wir die Hakenkreuzflagge auf dem wundervollen gotischen Turm der Kathedrale wehen — um 8.37 Uhr hat sie die Infanteriespitze gehißt. Gleich darauf flatterte die Reichskriegsflagge vom Rathausturm. Welches Glück für diese Soldaten, ein weithin leuchtendes Zeichen der Besitznahme zu setzen! Noch voll lachender Freude erzählt uns Hauptmann H., wie ihm das gelang:

„Ich kam gerade in dem Augenblick zu meiner Dienststelle, als der Spruch dort ankam, daß sich die vordersten Teile der Infanterie in einem Mordstempo der Stadt nähern. Ich nahm die Reichskriegsflagge unter den Arm und brauste mit meinem kampfbewährten Fahrer auf dem Beikrad los. Minen, die wir auf den Bürgersteigen vermuten konnten, kümmerten uns nicht, auch nicht das Schießen aus den Häusern. Es trieb uns nur der eine Gedanke vorwärts: Hin zum Rathaus! Wo ist es denn nur? Da stand ein belgischer Polizist, und von dort kommt schon wie gerufen ein Krad angerauscht. Ich setze den Polizisten auf den

Sozius dieses Motorrads, er führt uns zum Rathaus. Dort schnappe ich mir einen älteren Beamten, der schließlich mit einem dicken Schlüsselbund angewackelt kommt. Und nun geht's bergauf in atemraubenden Schritten, wir stehen vorm Eingang zum Turm. Eine wacklige Hühnerleiter trägt uns das letzte Stück hoch. Da stehe ich nun, den gewaltigen Ausblick auf die eroberte Stadt vor mir! Jetzt wird — die Uhr zeigt 8.50 Uhr — die Reichskriegsflagge aufgerollt in dem frischen Morgenwind. Sie können mir glauben — ich will kein Hehl daraus machen —, ich habe dabei vor Freude gebebt. Es war der stolzeste Augenblick meines Lebens... Ich danke es dem Schicksal, daß es mich das hat vollbringen lassen."

Mit strahlenden Augen sieht der Offizier vor sich hin. Nach einigen Augenblicken fährt er fort: „Dieses herrliche Erlebnis könnte nur noch übertroffen werden, wenn es mir vergönnt wäre, unsre Reichskriegsflagge auf dem Londoner Tower zu hissen..."

Stoßrichtung St. Nikolas

Der Brückenkopf Tete de Flandre wird erweitert

Mit Radfahrereinheiten und Infanterie durch den Scheldetunnel
Hinhaltender Widerstand der Belgier bei Zwyndrecht
Vor dem Kampf noch ein Auge voll Schönheit

Vor Zwyndrecht, 19. Mai, 17.30 Uhr.

Im Laufe des 19. Mai stieß die Infanterie, mit den ihr zugeteilten Waffen zusammenwirkend, in die Richtung Zwyndrecht—St. Nikolas vor, über das Sandplateau der Tete de Flandre hinaus; dadurch ist der bisher nur zwei Kilometer messende Brückenkopf verbreitert worden.

Als wir uns um 15 Uhr zur Überquerung der Scheide bereitstellen, versucht der Feind wiederum Artilleriestörungsfeuer auf die beiden Ufer zu legen. Es gelingt ihm indes nicht mehr, die Überquerung durch die Motorfähren völlig zu verhindern, die die schweren Waffen am westlichen Ufer landen. Die Infanterie und Radfahrereinheiten gelangen durch den unzerstört gebliebenen Fußgängertunnel an den westlichen Brückenkopf.

Es ist ein ganz ungewöhnliches Unternehmen, diese Wanderung in die Finsternis des Scheldetunnels hinein, dessen Eingängen die besondere Aufmerksamkeit der feindlichen Batterien gilt. In musterhafter Ordnung vollzieht sich der Durchmarsch unter Tag. Etliche hundert Stufen steigen wir mit Waffen und Fahrrädern hinab auf die Sohle des Tunnels, der nur spärlich von Öllampen erhellt wird. Gespenstische Schatten wirft das rötliche Licht an die Wand. Da gibt er kein Stolpern, man merkt deutlich, daß die Einheit aus routinierten Großstadtfußgängern besteht, die an U-Bahn-Atmosphäre gewöhnt sind. Die heiteren Bemerkungen, die dann und wann kernig ins Dunkel fallen, lassen erkennen, daß wir uns unter waschechten Berlinern befinden.

Aber als wir wieder bei mattem Tageslicht stiegauf keuchen, da rinnt uns der Schweiß über die Wangen. Ein älterer Kamerad, der Munitionskästen trägt, bricht erschöpft neben uns zusammen.

Für Augenblicke lassen wir uns gefangennehmen von dem Umriß Antwerpens jenseits der Scheide. Ehe wir in die

Bereitstellung zum Angriff gehen, nehmen wir noch ein Auge voll von der Schönheit der Antwerpener Kathedrale in uns auf, ein bezauberndes Wunderwerk der Gotik... Darüber brummen jetzt unsre Bomber und Stukas hin, die gegen die feindlichen Artilleriestellungen und Forts fliegen. Die eigenen Batterien feuern unablässig, die Geschosse schwirren über uns dahin, wir ziehen die Straße Richtung Zwyndrecht, das bereits in Brand geschossen ist. Südlich der Straße, wohl im Orte Burght, brennen riesige Öltanks, eine hunderte Meter hohe schwarze Wolke wächst in den heißen Frühsommerhimmel hinein.

Es ist 18 Uhr geworden. Der Feindwiderstand in Zwyndrecht läßt nach, Gefangene werden eingebracht. Die Kompanien gehen daran, das Dorf durchzukämmen, Pak wurde entlang der Straße nachgezogen. Unser Bataillon verfügt nur mehr über zwei brauchbare Pak, denn drei Geschütze sind eben erst zerschossen worden.

Der Vormarsch ist im Fluß, gleich brechen wir auf.

Feindliche Panzerwagen rollen heran — unsere Pak feuert ihnen Granate um Granate entgegen. Hurra, der Panzer brennt!



Er ist in Deckung eines Hauses gefahren. Infanterie stößt nach, um die Besatzung gefangenzunehmen

(Seite 174—175)

Der brennende Panzer stöhnt wie ein verendender Drache ... (Seite 175)



Pak nach vorne! hallt es die Allee entlang, denn weitere Panzerkraftwagen sind gemeldet (Seite 176)

Vormarsch ohne Rast

„Hurra — der Panzer brennt!“

Franktireurs pfeffern aus den Dachluken /
Infanterie jagt den Feind aus dem Dorfe Zwyndrecht /
Wir denken schon: Aus — jetzt sind wir im Eimer
Pak erledigt zwei belgische Panzerkampfwagen

Auf dem Vormarsch nach St. Nikolas (Belgien),
19. Mai, 21 Uhr.

Noch pocht in unsren Schläfen das Erlebnis des heutigen Tages, noch wirbeln die zahllosen Bilder vor unsren Augen, die der geschehnisreiche Vormarsch uns brachte; doch bei dem sanften Licht eines Kerzenstummels beruhigt man sich einigermaßen und findet wohl auch die Sammlung wieder, zu sagen, was los gewesen ist.

Übermüdet haben die Kameraden auf der Straße der Verfolgung in dem eben eroberten Dorfe Zwyndrecht kurzen Halt gemacht. Drei Tage und Nächte ging es schlaflos dahin, die Verpflegung bestand aus zwei Stullen pro Tag. Welche Feldküche könnte auch dieses Tempo durchhalten? Noch lebt in den Männern der gewaltige Eindruck, den Panzerabwehrgraben vor Antwerpen und dann die Scheide überwunden zu haben. Und wieder sind sie ganz vorne, dem Feind im Nacken.

Das ist ihre Stärke, das ist ihr Stolz.

Ohne euer Draufgängertum, Infanteristen, ohne eure Zielsicherheit in gefahrvollsten Augenblicken, Panzerjäger, wäre das bei Zwyndrecht heute anders ausgegangen. Wir von der Infanterie wären auseinandergestoben und wären wohl von den heranbrausenden zwei Panzerwagen niedergemäht worden wie der Futterklee seitlich der Straße — hätten wir euch nicht gehabt, Männer der Pak. Und ihr habt uns gebraucht, wenn es gegolten hat, den Dachschützen ein Ende zu machen, bevor ihr Stellungswechsel nach vorn vornehmen konntet, nicht wahr?

Es geht gegen Abend. Es ist etwa 18.30 Uhr. Die Spitze ist nach ausgiebiger Artillerievorbereitung in die Ortschaft Zwyndrecht eingedrungen, man sah die Spuren unsres Beschusses auf den Dächern, der zähe Gegner hat wohl ein Tüchtiges aufs Dach gekriegt. Das feindliche Artilleriefeuer wird merklich stiller auf der

ganzen Front... Das Fort Zwyndrecht schweigt völlig — es brennt bereits...

In Schützenreihe nähern wir uns entlang den Wassergraben zn beiden Seiten der Straße, die von Zwyndrecht nach St. Nikolas führt, dem Ortsausgang. Die Kompanien gehen zu beiden Seiten vor über Hecken und Zäune. Das ist ein Gelände, wie geschaffen für den Schützen aus dem Hinterhalt. Es knallt bald dort, bald da. Aus den Häusern vor uns erhalten wir Feuer. Doch der Graben gewährt Deckung, wir kommen voran. Schießt nicht da so ein Lump aus dem ersten Stock? Schaut hin! Villa geradeaus, I. Etage, Fenster links! Wir greifen nach dem Karabiner. Aufsatz 200. Peng! Peng! Hingefeuert in das verdächtige Fenster! Jetzt kommt Beschuß von links. Am Ende sind es die eigenen Kameraden, die hier Feind vermuten. Auf jeden Fall in Deckung. Sprungweise kommen wir dem Ortsausgang nahe. Die Pakgeschütze haben wir bereits überholt. Sie sind zu beiden Seiten der Straße in Feuerstellung gegangen, mit pfingstlichen Büschen getarnt.

Wir horchen hinein in das Gebelfer der Karabiner, versuchen aus dem Klang die Stellung des Feindes zu erschließen. Ein fremder Ton schwingt da mit — Motorgeräusch, das sich von Augenblick zu Augenblick nähersurrt. Flieger? Nein. Was dann?

„Feindliche Panzerwagen! — Panzerwagen!“ schreit einer aus voller Lunge über die Straße hin.

Ja, jetzt hören wir es deutlich, da kommt mit dunklem Brummen ein Fahrzeug auf uns zu, kann nicht mehr weit sein. Wir schauen gespannt die Straße entlang — drei, vier, fünf Sekunden. Da sind sie. Zwei Panzerkampfwagen biegen 300 Meter voraus um die Kurve. Wir denken schon: Aus — jetzt sind wir im Eimer! Wir spritzen auseinander nach rechts und nach links und suchen Deckung. Aber wir brauchen sie wohl nicht mehr; ein wenig außer Atem geraten, sehen wir uns um, als von der Pak mit hellem Knall das erste Geschoß hinüberblitzt. Ihm folgen ein Dutzend weitere. Wir liegen indessen da, als ob wir bereits gestorben wären — so flach in dem Klee, so mucksmäuschenstill. Noch immer blitzt das grüne Mündungsfeuer unsres Pakgeschützes. Unsre Ohren haben genug abgekriegt.

„Hurra — der Panzer brennt!“ frohlocken sie plötzlich an dem Pakgeschütz. Mit den Händen schlagen sie vor Freude um sich.

Was ist da los? Sprung auf — marsch, marsch — zur Straße hin —.

Wir sehen, wie etwa 200 Meter voraus einer der zwei Panzerkampfwagen, entsprechend etwa dem deutschen Typ III, die Deckung eines Bauernhauses an der Straße aufsucht. Flammen schlagen aus ihm heraus. Der andere macht jählings kehrt. Die beiden Pakgeschütze feuern ihm nach, was noch aus den Rohren herauszubringen ist. Auch der zweite kommt nicht mehr weit, die Empfindung haben wir. Nach 300 Meter, meldeten uns später Männer der angelehnten Kompanie, ist er stehengeblieben — nicht mehr manövrierfähig.

„Die zwei ersten Schuß haben gesessen", jubeln die Männer der Pak. Es ist ihr erster Abschuß gewesen. Wir hören alle Ausdrücke des soldatischen Entzückens in dem Tonfall zwischen Berlin und Neubrandenburg. Aus dieser Gegend stammen nämlich unsere Panzerjäger. „Wenn der Mischke heut nich 'n Kasten Bier stiftet, denn heiß ick Franz", wirft einer in das Gespräch, das wir im Vorübergehen erhaschen. „Endlich ham wa ihn erwischt", meint ein anderer, „der hat uns heute schon etliche Kameraden jekostet." — „Unser erster Panzerabschuß! Jetzt schreib'n wa ihm eene Ansichtskarte — der wird stolz sein auf seine Jungs... Sowieso..."

Ganz nahe sind wir nun dran an dem brennenden Panzerwagen. Wir erkennen seine Nummer 2173. Ist die Besatzung drin geblieben oder ist sie in den Bauernhof hineingeflüchtet? Oder lauert sie hinter der Ecke, um uns abzuknallen? Mit Handgranaten geht einer von uns vor. Aber nichts rührt sich, die Besatzung ist geflohen oder verbrennt da drinnen.

Wir hören, wie die schwere MG.-Munition zerplatzt in der Hitze, wie die Geschosse an die Innenwand des Panzers prallen. Nicht zu nahe herangehen, es könnte der ganze Laden explodieren. Nun hebt da etwas zu singen an, nein, es hört sich fast an wie ein Stöhnen...

Wie ein verendender Stier röchelt der niedergekämpfte Panzerkampfwagen. Ein klagender Sirenenton schwingt durch den Abend. Das mag wohl von einem Kurzschluß in der Hupe kommen. Da faucht eine Granate über unsre Köpfe hin. Hat feindliche Pak geschossen? Woher nur? Nein, das war das durch dem Brand entzündete Geschoß, das noch in der 3,7-cm-Kanone

des feindlichen Panzers steckte. Es ist nichts passiert. Wir halten Respektabstand von diesem Stahldrachen, der sterbend noch um sich schlägt und Verderben speit.

!n den Männern der Pak aber glüht die Jägerleidenschaft. Stellungswechsel nach vorn! Wir dringen weiter vor, nachdem sich der Feind wieder einmal einen blutigen Kopf geholt hat. „Pak nach vorne! Pak nach vorne!“ hallt es die Allee entlang. Ganz nieder zwitschern Schüsse der feindlichen Abwehr über uns hinweg. Einen Kampf gegen unsichtbare Gegner führen wir. Die Kompanien rechts und links stoßen tiefer ins Gelände hinein. Wir sehen, wie drüben die Stoßtrupps zu hellen Haufen die verdächtige Zivilbevölkerung aus den Häusern scheuchen, aus denen wir Feuer erhalten haben. In dem Hofe vor uns fahnden wir, Pistole im Anschlag, nach der feindlichen Panzerbesatzung. Der Besitzer beteuert hoch und heilig, er habe nichts gesehen...

Verstärkung wird nachgezogen. Die Pause tut den Männern wohl. Schlafen, schlafen ist unser einziger Wunsch, um bereit zu sein zu neuer Tat.

Erstmalig in der Kriegsgeschichte

Die Gezeitenbehelfsbrücke über die Scheide im Bau

Deutscher Pioniergeist meistert die größten Schwierigkeiten
Um 5½ Meter sinkt bei Ebbe die Scheide ab / Bis 16 Uhr muß die Brücke stehen / Der alte Ruf gilt: „Pioniere wie immer!“

Antwerpen, 20. Mai, 9.30 Uhr.

Wir haben uns in einem der riesigen Magazine der Mole zu Antwerpen aus Warenballen und Kisten unsren Schreibtisch aufgebaut. Zu uns herüber tönen Kommandos der Pioniere, zischt der Glutstrahl der Schneidbrenner, ein Hämmern und Pochen erfüllt die Mole und die schweren Scheidekähne werden von unsren Männern mühevoll herangesteuert an den Ankerplatz, wo sie das Brückengelenk tragen sollen. Jeden einzelnen Pionier treibt das Bewußtsein, daß von seinem Einsatz es jetzt in hohem Maße abhängt, in welchem Tempo der Vorstoß gelingen kann. St. Nikolas ist ja erreicht. Das Regiment stellte heute im Morgengrauen fest, daß der Feind ausgewichen ist. In Eilmärschen sollen sich die übrigen Teile der Division auf den Kanal de Gant zu über St. Nikolas—Lokeren—St. Paul—Moerbeke bewegen. Das wäre etwa die Straße der Verfolgung der 4. Ersatzdivision aus den Septembertagen 1914...

Die erfolgreiche Verfolgung ist eine Nachschubfrage. Vom Pionier hängt jetzt alles ab. Unablässig pendeln seit gestern nachmittag die Fähren hinüber, herüber, am Kai stauen sich Mann und Roß und Wagen. In diesem Gedränge am Ufer hatte der Mann der Propagandakompanie seine liebe Not, dem Offizier an der Fähre es glaubhaft zu machen, daß sein Auftrag zu nichts verpuffe, wenn er und sein Kraftwagen nicht zugleich mit der ersten Welle übersetzen könne... Tja, hier kommt's für unsereinen drauf an, davon zu überzeugen, daß wir hier hinten nichts wert sind, daß wir im Gegenteil vorne wichtig sind wie ein Pakgeschütz. Unsre Pak, unsre Waffe hat eine Reichweite über ein 85-Millionenvolk, das die Taten unsrer vorstürmenden Truppen miterleben will, miterleben muß, erglühen muß im Innersten — soll der Endsieg uns gehören... Es geht hier zu langsam — die Brücke muß her. Aller Augen sind auf die tüchtigen Brückenbauer gerichtet. Der Oberbefehlshaber unserer

Armee, General von Küchler, selbst befeuert seine Pioniere mit Zurufen der Anerkennung.

Heute nacht ist die schwierige Vorbereitungsarbeit, das Heranschaffen von Bauholz usw., unter dem Störungsfeuer der belgischen Freischärler vor sich gegangen, die besonders in der dritten zur vierten Morgenstunde Gewehrfeuer auf die Mole und in die einmündenden Straßen legten. Es war eine unruhige Nacht. Welches Anrecht hätten diese Pioniere auf Schlaf gehabt! General von Küchler selbst hatte ihnen angesichts ihrer Leistungen bei dem Brückenbau über die Maas und bei der Besetzung der Insel Schouwen (Zeeland) mit Sturmbooten zugesagt, daß sie zwei Tage Ruhe haben sollten. Aber wieder ruft sie der höhere Befehl nach vorn, den sie freudigen Herzens erfüllen. Diese Männer aus dem Umkreise Wiesbadens sind zäh wie Leder, sie halten durch. Unter dem Gedröhn der Kanonade arbeiten sie, schuften sie. Mut und Todesverachtung sind für sie selbstverständliche Tugenden. Es bewährt sich jetzt zum Gelingen des Ganzen der übungsmäßig hundertmal geübte Handgriff — eben das, was der arrogante Engländer so oft geringschätzig den „preußischen Drill“ genannt hat. Kommandos lenken den Brückenschlag: „Anker — wirf! Holt — auf! Kant — um! Hinterkaffe — hoch!“ tönt es zur Mole herauf.

Sauer genug haben die Belgier ihnen die Arbeit gemacht. Die gecharterten Kähne hatten zum Teil demolierte Maschinen, Sand hat die Schmierungen unbrauchbar gemacht — Sabotage auf allen Linien.

Der hartnäckigste Gegner ist zur Stunde freilich die Natur selbst. Um fünfeinhalb Meter sinkt das Stromwasser täglich hier im Scheidehafen ab. Das ist ein ganz außergewöhnlicher Gezeitenunterschied, wenn wir bedenken, daß selbst in Hamburg nur zweieinhalb Meter Gezeitenunterschied verzeichnet wird.

Das Problem ist also, die Gezeitenbrücke zu schlagen. Das ist nicht ein technischer Sonderfall, der in der Stille eines Konstruktionsbüros gelöst werden kann. Nein, mit den vorhandenen, leicht greifbaren Mitteln muß in abgezählten Stunden die Brücke erstellt werden. An beiden Ufern wächst jetzt eine je 70 Meter breite Gelenkbrücke — ein Teilstück der ganzen Brücke — hinein in die Strommitte. Dazwischen werden die bereitgestellten Brückenglieder — die Fährenbrücken — eingeschoben. Um 16 Uhr wird und muß die Brücke in einer

Länge von 332 Meter — von der man jetzt nur die Anfänge sieht — stehen. Dann werden die Transportkolonnen darüber rollen können, die auf den Anfahrtsstraßen warten.

„Wenn das gelingt“, hörten wir eben den Kommandierenden General sagen, „dann nehme ich den Hut ab vor diesem Bataillon.“ „Es wird gelingen“, versicherte der Führer der Pioniere, „wir machen keine Pause, ehe die Brücke steht.“

Es ist das erstemal in der Kriegsgeschichte, daß Pioniere die Aufgabe, eine Gezeitenbrücke solchen Ausmaßes herzustellen, lösen. Im Weltkrieg ergab sich eine solche Notwendigkeit an der Scheide nicht.

Unter den berühmten Brückenschlägen der Kriegsgeschichte wird man auch diesen Gezeitenbrückenschlag einst erwähnen neben dem Donauübergang Prinz Eugens, neben dem größten Stromübergang aller Zeiten bei Belgrad 1915, neben dem Rheinübergang Blüchers.

Der deutsche Pionier, wie wir ihn während des Polenfeldzuges kennenlernten, und dieser Pionier an der Maas und an der Scheide, ist so ganz das, wozu ihn einst General Freiherr von der Goltz erzogen hatte, nämlich „Kämpfer der vorderen Linie“. Die Verlustziffern reden ihre erschütternde Sprache. Das ist kein militärisch verkleideter Handwerker, das ist ein Kämpfer. Kampfpionier darf er sich stolz nennen, in der Feuerzone liegt seine Werksatt. Der Geist des infanteristischen Stoßtrupps ist auch der seine.

Wie wir da so zusehen, summt uns immerfort die Melodie des alten Soldatenliedes im Ohr von dem Savoyerprinzen Eugen: „... ließ er schlagen eine Brücken, daß er kunnt hinüberrucken mit der Armee nach Beigerad.“

Wir reden doch zuweilen sinnbildlich, um eine bahnbrechende Leistung zu bezeichnen, von einer „Pioniertat“. Das, was hier in diesen Stunden geschieht unter dem Aufgebot aller materiellen und seelischen Kräfte im Zusammenwirken von Technik und deutschem Soldatengeist, das ist wahrhaft eine Pioniertat — im eigentlichen und ursprünglichen Sinne des Wortes.

Das Selbstbewußtsein der Pioniere ist wohlbegründet. „Pioniere wie immer!“ sagt der Mann mit der schwarzen Waffenfarbe von seiner Truppe. „... wie immer!“ Die Rückschau auf die großen Pioniertaten der deutschen Kriegsgeschichte rechtfertigt dieses knappe stolze Wort. Der Stoßtrupp-Pionier des

Westvvallvorfeldes ist würdig der kühnen Weltkriegssappeure, die in Flandern Sprengungen größten Stiles durchgeführt, an der Südfront Berggipfel unterminiert und in Galizien einen opferreichen Minenkrieg durchgestanden haben. Deutsches Soldatentum und deutsches Handwerk sind in unsrem Pionier seit über zwei Jahrhunderten einen Bund des Ruhmes eingegangen.

Jawohl, das stimmt: „Pioniere wie immer!"

Feuersperre bei Terdonk. Abgesplitterte Baumwipfel verlegen die Straße, Explosionsrauch eben eingeschlagener Granaten zieht darüber hin ... (Seite 193)



Glattes Durchkommen entlang der Straße nach Terdonk ist unwahrscheinlich. Daher arbeitet sich die Infanterie mit Fahrrädern auf weiten Umwegen durch dick und dünn an den Gent-Kanal heran



Kreuz und quer zischen Kugeln aus Gärten und Häusern. In der Deckung der Zäune und Büsche gehen die Sturmtrupps zum Gent-Kanal vor (Seite 186)

Die Dammkrone wurde nach erbittertem Kampf genommen. Sprungbereit liegt der Schütze auf dem Damm. In wenigen Minuten setzt die Infanterie in den Schlauchbooten über

Bei einer vorgeschobenen Division

Im Eilmarsch bis zum Genter Kanal

Umgehung gesprengter Brücken
Ausweichmöglichkeiten aufs beste ausgenützt
Dem Feinde keine Zeit lassen! / Infanterie auf Rädern schont ihre Kraft

An der Vormarschstraße, 20. Mai, 22 Uhr.

Nachdem der Feind seine Antwerpener Stellung hat aufgeben und eine schwere Nervenattacke hat hinnehmen müssen durch die unablässige Verfolgung, ist er eilends zurückgeflutet. Eine belgische Elitedivision, motorisierte Kavallerie, sollte unseren Vormarsch hemmen in dem Räume St. Nikolas—Antwerpen. In dem Gefechte bei Zwyndrecht wurde dieser hinhaltende Widerstand — anders wird man die Taktik des Feindes kaum bewerten können — gebrochen, der Weg nach St. Nikolas stand offen. In der Nacht zum 20. Mai wurde marschiert, pausenlos marschiert. Sechs Fähren haben die motorisierten Teile, die schweren Waffen, Fahrzeuge, bespannte Artillerie usw. übergesetzt — ohne Unfall. Die Fußtruppen benutzten den Fußgänger-Scheldetunnel.

Der Feind hatte seine Erwartungen wohl darauf gesetzt, durch Sprengung der Brücken auf der Strecke St. Nikolas—Lokeren—Gent unsren Vormarsch aufzuhalten. Allein dank einer überlegenen Führung hat die Marschkolonne Wege eingeschlagen, die sie noch am Abend des. 20. Mai an das gesteckte Tagesziel Terdonck am Genter Kanal, 10 Kilometer nördlich Gent, gelangen ließen. Im Sinne der großen Verantwortung, die durch den Entscheid über die Marschroute der Führung auferlegt war, setzte sich der Divisionskommandeur an die Spitze der Marschkolonne, um an Ort und Stelle die beste Lösung zu finden. Es kam darauf an, durch eine bestmögliche Nutzung der Ausweichmöglichkeiten die gesprengten Brücken zu umgehen und das Tempo der Verfolgung zu halten.

Das aber setzte voraus eine ebenso rasche wie ausgedehnte Erkundung der Wege einerseits und Sicherung der Patrouillen gegen etwaige Überraschungen von der Flanke her andererseits. Die Aufklärungsschwadron hatte keinen leichten Tag. Über St. Nikolas bewegte sich die Marschsäule nördlich, Richtung

Stekene, denn der Weg nach Gent über Lokeren war wegen mehrfacher Brückensprengungen unpassierbar. Aber auch nördlich dieser Straße hatte der Feind dem Vormarsch Hindernisse bereitet. Die Erkundung ergab, daß wir bis nach Kruisstraat durchkommen, nahe der holländischen Grenze. Ferner erwies sich als brauchbar die Straße nach Süden, Richtung Moerbeke. Dadurch waren die Truppen dem Genter Kanal schon beträchtlich nähergerückt. Spähtrupps wurden bis nach Holland hinein vorgeschickt, denn die Führung hätte sich gegebenenfalls entschlossen, dem Tagesziel zuliebe weit ins Zeeländische hinein auszuweichen, um eventuell über Sas de Gant oder Salzaete über den Kanal zu kommen. Unsre Aufklärung meldete allerdings aus diesem Abschnitt Feind, und zwar Franzosen bei Oudepolder und Zuidoorpe.

Gegen Abend rückten wir gegen Wachtebeke vor. Lebhafte Erkundungstätigkeit unsrer Luftwaffe klärte diesen Raum auf. Der Feind hat offenbar jenseits des Genter Kanals eine starke Luftabwehr liegen, das erkannten wir an dem dichten Flakbeschuß, dem allerdings keines unsrer Flugzeuge erlegen ist. 500 Meter nördlich Terwest erkennen unsre Spähtrupps den ersten Feind in der Nähe unsres Vormarsches. Es sind dies wohl Versprengte.

Die Bewegung des Feindes von Brügge nach Gent, von der unsre Aufklärung zur Luft berichtet, verhält beim Einbruch des Abends zu besonderen Sicherungsmaßnahmen, da ein Gegenstoß in unsre Flanke möglich ist.

Der Schwerpunkt unsres Vorstoßes liegt bei der Schleusenbrücke Terdonck am Genter Kanal. Wir müssen freilich damit rechnen, daß der Feind die Brücken hochgehen läßt. Für diesen Fall ist bereits die Brückenkolonne von Antwerpen her, die an der Scheidebrücke tätig war, zu uns in Marsch gesetzt worden. Die Infanterie ist in hinreichender Stärke mitgekommen, ihr bleiben erschöpfende Fußmärsche erspart. Die Landser sind in aller Eile auf beigetriebene Räder gesetzt worden, so daß sie mit unverbrauchter Kraft zum Kampf antreten konnten.

In milder, monderhellter Nacht marschierten unsre Truppen kämpfend über Walderdonck hinaus. Handstreichartig soll die Brücke Terdonck in unsren Besitz gebracht werden. Die eigene Artillerie bereitet den Angriff vor. Feindliche Batterien haben sich bisher nicht spürbar gemeldet.

Bereitstellung entlang des Kanals de Gant

Gewaltsamer Übergang soll erzwungen werden

Verfolgung bis zur Nordsee! Die Parole der Stunde
Floßsäcke in die Sturmausgangsstellungen gebracht
Langrohrgeschütze hämmern den Auftakt

Terdonck am Genter Kanal,
21. Mai, 18 Uhr.

Der rollende Donner der Langrohr- und der mittleren Geschütze erfüllt die Stunden der Bereitstellung. Er läßt die Häuser in den Grundfesten erzittern, er ist für uns, die wir in anderthalb Stunden gegen den schwer verteidigten Kanal de Gant anrennen werden, eben die richtige Musik. Zu gleicher Zeit, da wir uns fertigmachen zur Überquerung des etwa 40 Meter breiten Wasserweges, kämpfen unsre Kameraden 12 Kilometer südlich in der Bannmeile der Stadt Gent, unterstützt von den Bombern, einen heftigen Kampf gegen die schwere Betonbefestigung der Hauptstadt Ostflanderns. Wir fühlen uns in dieser Stunde besonders verbunden mit jedem Kameraden, der jetzt ein Glied bildet in der eisernen Kette der Umschließung, die den 45 feindlichen Divisionen den Garaus machen soll. Unser General hat in einem Tagesbefehl noch einmal seine Männer zu höchstem und tapferstem Einsatz aufgerufen, damit uns gelinge „die völlige Vernichtung dieser Divisionen und die Entscheidung herbeigeführt wird im größten Kampfe der deutschen Geschichte“.

Dieses erhebende Bewußtsein, daß wir hier mithelfen dürfen, das Werk Adolf Hitlers durch den verheißenen glorreichsten Sieg zu krönen, facht den Mut, erneut unsre Leistungskraft immer wieder und läßt uns nicht mehr empfinden, daß uns die Ermüdung etlicher durchkämpfter Tage und durchwachter Nächte noch in den Gliedern steckt. „Freie Bahn zur Nordsee!“ ist jetzt unsre Parole. Wir erkennen, wieviel davon abhängt, mit welcher Durchschlagskraft wir vorankommen, um den Feind in die Enge zu treiben, ihn an der Kehle zu fassen. Von den eben erhaschten Rundfunkmeldungen über den Vormarsch der anderen Armeen ist eine Welle der Begeisterung ausgegangen über uns alle. Um wieviel wird die eigene Kraft gestärkt, wenn man sich selbst

Inbegriffen fühlt in dem weitspannenden Arm der deutschen Waffen, der von Stunde zu Stunde enger den Feind umschließt.

Zwei Aufträge hat der heutige Tag gelöst: Die Säuberung unsres Angriffsstreifens zwischen dem Kanal de Moervaart und dem Räume Axel—Saas de Gant im holländischen Zeeland. Ferner die Bereitstellung für das Übersetzen, verbunden mit artilleristischer Vorbereitung. Bis hinein nach Eecloo, wo vermutlich der Stab der 1. belgischen motorisierten Kavalleriedivision liegt, haben unsre Geschütze ihr Störungsfeuer gelegt. Einleitende Rückzugsbewegung des Feindes am westlichen Ufer wurde bereits in den Vormittagsstunden durch die schwere und mittlere Artillerie gestört. Wie präzise sie schießt, bezeugen uns die Einschläge in den bisher genommenen Ortschaften. Heute nacht wird sie den Feind mit einem Hagel so zudecken, daß er nicht für einen Augenblick zur Ruhe kommen wird.

Die Schwierigkeiten des Unternehmens, das zur bereits befohlenen Stunde anlaufen wird, unterschätzen wir nicht. Wir kamen nachmittags nahe an den Damm heran, so nahe als das Feuer der Einzelschützen es zuließ, die aus den Häusern von Terdonck die Straße zur Schleusenbrücke hin unter Feuer nahmen. Der diesseitige Uferdamm erhebt sich etwa fünf Meter hoch, darauf läuft eine Straße, in der der Feind sich eingebuddelt hat mit schweren MG. und Granatwerfern. Vom anderen Ufer beschießt er die in den Bereitstellungsraum einrückende Infanterie und die Pioniere aus Betonbunkern. Darum war es für unsre Stoßtrupps heute ein sehr wagemutiges Unternehmen, auf die durch einen Seitenkanal südlich Terdonck gebildete Insel vorzugehen und die zwei Widerstandsnester niederzukämpfen. Der Feind verteidigt jetzt noch die Insel erbittert.

Die mit Buschwerk dicht bestandene Sandlandschaft ist dem Gegner bei seiner Verteidigung behilflich. Heimtückisches Feuer aus den Häusern stellt unsre Infanterie vor besonders schwierige Kampfaufgaben. Der Feind, eine Elitetruppe, Teile der 1. belgischen motorisierten Kavalleriedivision und der 5. französischen motorisierten Division, kämpft noch am Ostufer und schießt ausgezeichnet. Das wird zu bedenken sein, wenn die Heimat die Nachricht erhält vom Durchbruch am Kanal de Gant.

Sie wird vor allem anerkennend denken müssen an die Sturmtrupps der Pioniere, die als erste ihre Floßsäcke gegen das

feindliche Feuer schleppen, um der Infanterie den Übergang zu bahnen und den schweren Waffen zu ermöglichen, über die Pontonbrücke zu folgen.

Der Auftrag ist klar. In wenigen Minuten eröffnet die nördliche Angriffsgruppe das Feuer. Es ist 18.25 Uhr.

Trotz des massierten feindlichen Abwehrfeuers

Die Dammkrone wurde im Sturm genommen

Sprungweise voran
Schlauchbootunternehmen auf die Insel bei Terdonck
Nachtkampf vor brennenden Öltanks
Unsichtbarer Feind in wendiger Verteidigung
Letztes Schlauchboot zerschossen, Sturmtrupp schwimmt zurück

Vor dem Kanal de Gant, 22. Mai, 6.15 Uhr.

In der Dämmerung des 21. Mai macht sich das Bataillon bereit. Bei fahlem Licht diktiert der Kommandeur den Angriffsbefehl, die Befehlsempfänger warten bereits. Die Armee greift mit zwei Divisionen an. Am linken Flügel 22.30 Uhr Feuerüberfall auf den Kanal de Gant, 22.37 Uhr zweiter Feuerüberfall unsrer Artillerie. Der heutige Kampfauftrag ist schwer, er fordert höchsten Einsatz von Führung und Mannschaft und setzt voraus das beste Zusammenspiel aller Waffen. Die Dammkrone des Kanals soll genommen werden, sie wird vom Feind mit starken Kräften verteidigt, wie uns der harte Tag bereits gezeigt hat. Der 40 Meter breite Kanal ist ein natürlicher Festungsgraben, die Scheitelhöhe des Deiches gewährt dem Gegner größte Vorteile für die Verteidigung. Ein zweifaches Wasserhindernis liegt vor uns: Es gilt zunächst, die durch eine Kanalabzweigung gebildete Insel südlich Terdonck vom Feinde zu säubern, ehe wir daran denken können, den Hauptkanal zu queren.

Wir kennen die Lage. Ohne Tritt — marsch! In Schützenreihe gehen wir durchs Buschwerk entlang der zahlreichen Wasserrinnen vor in den Bereitstellungsraum. Ein milder Abend steht über uns, ein trügerischer Schein verhüllt uns noch die Härte der bevorstehenden Nacht. In das Abendrot wird sich bald das Gewitterleuchten der Schlacht mischen. Wir haben nun die Häuser erreicht, in denen nachmittags ein Volltreffer der Feindartillerie ein Haus über dem Bataillonsstab zusammenstürzen ließ. Der Feind ist hier aufs beste eingeschossen. Wir stoßen auf die Männer einer Kompanie, die seit zehn Tagen ohne Unterbrechung im Kampfe steht. Sie wird durch uns abgelöst. Die Feindbatterien haben es auf Terdonck abgesehen. Wie Blitz und Donnerschlag funkt und dröhnt es in

die schmale Häuserzeile hinein, hinter der wir uns bereitstellen. Tote liegen noch ungeborgen, das Astwerk der hohen Bäume ist zerfetzt wie nach einem Orkan, der Boden zerwühlt von den Granateinschlägen, die noch ragenden Wände zerhackt von MG.-Beschuß. „Wenn wir nur schon draußen wären aus dieser verdammten Ecke", meint einer der Männer, die in die verdiente Ruhestellung zurückmarschieren.

Wir machen uns fertig zum Übersetzen. Noch einen Schluck aus der Feldflasche, noch eine Zigarette. Zwischendurch müssen wir immer wieder in volle Deckung gehen, denn hier pfeift der Zugwind des Dachschützenfeuers aus allen Winkeln und Luken. Die Schlauchboote sind hastig aufgepumpt worden. Die Uhr zeigt etwa 22 Uhr. Irgendwo klagt erbärmlich ein wundgeschossenes Haustier. Der Feuerschlag unsrer MG. zeigt den Augenblick an, wo es losgeht. Uferwechsel!!!

Im Sprung über die Dammböschung hinab erreicht die erste Gruppe mit dem mitgeschleppten Schlauchboot den Seitenkanal. Wenn jetzt nur das flankierende Feindfeuer schweigt für ein paar Minuten. Mit kräftigen Ruderschlägen ist das erste Boot hinübergebracht. Es ist leider noch viel zu hell. Der Mond ist aufgegangen als gelbrote Scheibe. Zweite Gruppe, zweites Boot — jetzt ist die Reihe an uns. Wir halten den Atem an, rudern wie besessen, wie lange dauern diese Sekunden...

Es gelingt — ohne Verlust ist unsre Kompanie am anderen Ufer, liegt unter dem Kugelgezwitscher in Deckung entlang der Häuser. Dort und da bumst eine Handgranate.

Die Heckenzäune schützen uns gegen Sicht. Zeitweilig verschwinden wir beim Vorgehen in den Wassergräben. Der Feind deckt uns mit Granatfeuer ein und mit wohlgezieltem Gewehrfeuer. „Sei gepriesen, du lauschige Nacht..." summt einer, den der Humor nicht im Stiche läßt, neben mir. „Meine Feuertaufe", wispert ein anderer, der seine Nase in das Gras steckt, „das ist schon — interessant", meint er stockend, „das erstemal..." „Interessant" — eine nicht üble Umschreibung für das merkwürdige Prickeln, das uns anderen auch einmal bis zur Zehenspitze lief. „Ich bin nämlich von der Schreibstube", meint er ergänzend und gleichsam entschuldigend.

Es gibt unverschämten Dunst auf der Insel. Aber warte, gleich kommt die eigene Artillerie, um 22.30 Uhr, dann wird dein Herz ruhiger schlagen... In vier Minuten funkt sie los. Nur etwa 30

Meter trennen uns mehr vom großen Deich. Eine ohrenbetäubende Kanonade setzt ein, das Feindfeuer verstummt sogleich. Schruums — schruums, sitzen die ersten Einschläge am anderen Ufer. Zwei Minuten stockt uns der Atem unter der donnernden Feuerglocke der eigenen Artillerie — Herrgott, schießt die prächtig. Kein Schuß geht zu kurz. Ein Heulen und Zwitschern, Prasseln und Dröhnen, Orgeln und Surren preßt die Luft. Ja, so muß es 1914/15 auch in Flandern gewesen sein — wir lernen das Opfer unsrer Väter in diesen Minuten so recht zu würdigen. Wir erhalten auch eine Ahnung von der Materialwirkung des Stellungskrieges in Flandern von einst, wo mehrere Schlachttage allein von der Artillerie durchgefochten worden sind. Dieser gigantische Aufmarsch von Material gegen Material, diese stumpfsinnige, ideenlose Kriegführung des wahnwitzig geballten Stoffes — das bleibt uns erspart. Wir haben es nicht nötig, uns länger als zwei, drei Tage einzubuddeln in den vom hohen Grundwasser quellenden unbarmherzigen Boden, der nicht einmal die Gnade eines richtigen Unterstandes gewährte... Was müssen die damals erlitten haben, indem sie jahrelang ertrugen, was für uns Vorwärtsstürmer nur Episode ist von Tagen, von Stunden. Und da fühlen wir das Glück so recht unsrer einfallsreichen draufgängerischen Führung, die uns zwar den Schlaf kürzt, ohne Erbarmen, die uns aber auch dadurch das Bitterste erspart. Lieber marschieren, marschieren als sterben.

Erdfontänen spritzen auf — am anderen Ufer schießt eine Flammensäule zum Himmel und überleuchtet das Gelände so grell, daß der gelbe Mond verbleicht. Ein Öltank ist getroffen worden, er wird zur Fackel, die unser Geheimnis dem Feind preisgibt, sie beraubt uns des einzigen Schutzes, der Dämmerung. Der zweite Feuerschlag unsrer schweren Geschütze haut ins andere Ufer hinein. 22.37 Uhr. Da kommen nun die Augenblicke, wo sich die Gewalt des Schauspiels, das der Soldat „Feuerzauber“ nennt, mächtiger erweist als das Gefühl für die eigene Geborgenheit. Da recken sich die Hälse über die Böschung des Grabens hinaus, wir sehen erschaudernd das grausige Farbenspiel des Vernichtungsfeuers, das von der ganz nahen Feindstellung her zuckt. Ein aufheulender Tornado hat sich auf das Gegenufer gestürzt. Die Feindbatterien haben ihre Sprache wiedergefunden und antworten jetzt, es ist die Hölle los auf der Insel Terdonck.

Vor dem Kanal de Gant. Jetzt aber Schluß gemacht mit dem Feuer aus dem Hinterhalt! Durchs Kornfeld hindurch — 'ran an den Bauernhof . . .

. . . wo ein belgischer Soldat aus dem Dachbodenfenster feuert



Die Gent-Kanal-Stellung ist durchbrochen. Pioniere legen sich tüchtig ins Zeug beim Einrichten . . .

. . . der Motorfähren, die die Sanitäts-Kraftwagen rasch ans andere Ufer schaffen (Seite 196)

Die erste Kompanie arbeitet sich im Kornfeld an den Damm heran. Ihr Kompaniechef, Hauptmann Malle, ist eben still umgesunken — für immer.

Wir folgen der ersten Kompanie, sprungweise gewinnen wir die steile Dammböschung. Schlauchboote sind nach oben geschleppt und die MG. auf dem Scheitel in Stellung gebracht. Wir sehen den Feind am diesseitigen Ufer in hastiger Flucht.

Zwei Schlauchboote sind inzwischen im eben überquerten Seitenkanal zerschossen worden — eine böse Botschaft von hinten in dem Augenblick, da sich der erste Sturmtrupp zum Uferwechsel am Kanal de Gant bereitstellt. Die schwerste Stunde der heutigen Nacht hat begonnen.

23.20 Uhr. Unsre schweren MG. legen ihre Feuerstöße über den 40 Meter breiten Kanal in die Häuser. Unter diesem Feuerschutz bringt der erste Stoßtrupp seinen Floßsack über den Deich, blitzartig rutschen die vier Männer, von einem Unteroffizier geführt, die 70 Grade geneigte Steilböschung hinab. Jetzt sind sie in der Mitte — jetzt haben sie das andere Ufer erreicht und sind mit ihren MG. in Stellung gegangen, von wo aus sie ihre Erkundung über die Feindstärke durchführen wollen. Der Feind duckt sich unter dem Eindruck ihrer Feuerstöße. Mit brennender Sorge verfolgt umsichtig der Führer des Unternehmens, Hauptmann B., vom erleuchteten Damm her das Schicksal des Stoßtrupps am anderen Ufer. Da wird gemeldet: „Floßsack zerschossen — die drüben können nicht mehr zurück!“

Ein zweiter Floßsack wird flottgemacht und gleichsam im Sturzflug zum Wasser hinabgebracht. Der zweite Trupp soll übersetzen, um die Feuerkraft der Gruppe jenseits zu verstärken. Immer heller lodert der Ölbrand und offenbart dem Feind unsre Übergangsstelle völlig. Dunkel heben sich für seine Beobachtung unsre bemannten Floßsäcke vom hellspiegelnden Wasser ab. Das sind Zielscheiben für ihn!

Die Mitte haben unsre Männer noch nicht erreicht. Jetzt müßten sie doch in Sekunden sichtbar werden. Wir liegen, gequält von dem Gedanken, daß da etwas vorgefallen sei, am Rande des Deiches, bis die Ungeduld uns fortreißt und wir den Damm hinabstürzen, um zu erkunden. Wir kommen gerade dazu, wie ein schwerverwundeter Kamerad schwimmend unser Ufer erreicht. Der Floßsack ist zerschossen, zwei weitere Verwundete, die sich

ans versinkende Schlauchboot klammern, bemühen sich, zurückzukommen zum eigenen Ufer.

Der vierte und letzte Floßsack ist zerschossen, wie bringen wir nur unsren ersten Stoßtrupp zurück, der ohne Hilfe drüben ist?

Ein quälender Gedanke.

Meisterlich getarnt hat sich der Feind zur Verteidigung am Damm eingerichtet, so viel wissen wir bisher, und nur nachhaltiger Einsatz der schwersten Waffen kann ihn werfen.

Zwei Tote zählen wir, acht Verwundete. Diesen spricht der Bataillonskommandeur, Hauptmann B., Trost zu noch während des Gefechtes. Es ist eine erhebende Stunde des Zusammenstehens aller für einen und der Bewährung des einen für das Ganze.

Hier auf dem Damm, über den im Augenblick die Kampflinie einer weltgeschichtlichen Schlacht läuft von Abbeville bis Narvik — bewährt sich herrlich jene innere Flamme, die Adolf Hitler im jungen Deutschen entzündet hat, sie verlöscht auch in dem rasenden Sturm dieses Stahlgewitters nicht.

„Weiterkommen zunächst ausgeschlossen", erklärt Oberleutnant R., indem er hinuntersieht auf die vermutlichen Befestigungen des Feindes drüben. Der Angriff blieb stecken. „Aber die eine Freude habe ich eben erleben dürfen — meine Männer sind vorgegangen, daß mir das Herz gelacht hat, mit einer Selbstverständlichkeit wie im Manöver. Geärgert haben mich die Kerle oft genug, doch jetzt haben sie ihren Mann gestanden — der da wird von mir sofort zum Unteroffizier befördert, so viel Einsatzbereitschaft muß belohnt werden."

„Ich habe vier Jahre Weltkrieg hinter mir, habe gekämpft im Westen und im Osten — aber einen solchen Hexenkessel wie auf dieser Insel habe ich noch nie erlebt", stößt fluchend Oberleutnant R. hervor.

„Eingraben zur Verteidigung", wird befohlen. Es ist 1 Uhr morgens geworden.

Wir Melder müssen zurück. Ehe wir uns abmelden, können wir noch die eine Freude mitnehmen: Der Bataillonskommandeur hat durch einen Schwimmer dem abgeschnittenen Spähtrupp drüben den Befehl übermitteln lassen, daß die vier Männer, Kleidung und Waffen zurücklassend, den Kanal durchschwimmen sollten. Heil haben sie alle unser Ufer wieder erreicht.

Nun wollen wir den Spießrutenlauf antreten durch monderhellte Häuserzeilen, aus denen der Gegner im Rücken durch die Spalten der Rolläden Kugeln speit.

Ein Melder aber bringt um 3.45 Uhr morgens dem heldenmütigen I. Bataillon auf die eroberte Deichkrone den Befehl des Regimentskommandeurs:

„Ich spreche dem Bataillon mit allen seinen Teilen nach den mir zugegangenen Meldungen meine vollste Anerkennung aus. Für das Mißglücken des Angriffs trifft das Bataillon keinerlei Schuld.

Sodan."

Belgier in breiter Front zurückgeworfen

Verteidigungslinie Kanal de Gant zerschlagen

Ab 14 Uhr Sturmangriff in drei Wellen / Unsre Stoßtrupps am anderen Ufer hielten eisern stand / „Mit Gottvertrauen — dann stimmt die Sache“
Munitionstransport durch die Feuersperre
Brückenkopfbildung nach erbittertem Kampf um 2 Uhr morgens geglückt

Vor dem Kanal de Gant,
24. Mai, 4.45 Uhr morgens.

Der deutsche Frontalangriff auf die belgische Verteidigungsstellung am Kanal de Gant wurde in der Nacht zum 24. Mai von Erfolg gekrönt. Nach einer ungemein zähen Gegenwehr ist der Feind geworfen worden. Hunderte Gefangene wurden eingebracht. Unablässig belegt durch feindliches Flankenfeuer, das entlang des Kanals strich, im Splitterhagel des intensivsten feindlichen Granat- und schweren Artilleriefeuers, im Schußfeld der gut betonierten feindlichen MG.-Stände, ist das Übersetzen auf Floßsäcken geglückt. Stoßtrupps hielten eisern die schmalen Brückenköpfe so lange, bis im Laufe der Morgenstunden das Gros übergesetzt werden konnte.

Das Angriffsgelände ist denkbar ungünstig, das hat Terdonck gelehrt. Es kommt hier nur der Frontalangriff in Frage gegen den Feind, der sich am anderen Ufer des Kanals mit stärksten Kräften eingegraben hat und aus nahezu unerkennbaren Betonbefestigungen, die sich das ganze Ufer entlang ziehen, in unseren Bereitstellungsraum schießt. Der Einsatz seiner schweren Waffen ist beträchtlich. Dennoch — wir müssen durch in kürzester Zeit. Die Notwendigkeit fühlt jeder.

Um 14 Uhr soll der Angriff vorgetragen werden. Zwei Divisionen sind angesetzt, in drei Wellen gegliedert. Die Einheiten, die vorne am Damm sich eingegraben hatten, haben keine Zeit gefunden, sich so bereitzustellen, wie es wünschenswert gewesen wäre. Denn der Feind hat die vergangene Nacht über mit verzweifelten Gegenstößen unsre vorderste Kampflinie zu durchbrechen versucht. Teilweise war es ihm gelungen, an unser Ufer zu gelangen, er ist indes wieder zurückgeworfen worden. Ohne eine Feuerpause gehabt zu haben, steht also unsre Infanterie zum Angriff und zum übersetzen bereit.

Verfolgung des Feindes. Die „landesüblichen Fahrzeuge" helfen Kräfte sparen. Schneller als mit dem Bauernkarren . . .



. . . kommt man mit der Limousine voran, wenngleich die PS. leicht überlastet sind

(Seite 197)

Oben: *Verfolgung der Belgier bis zum Kanal de la Lys. Fahrgerät aller Art muß herhalten, um die Schultern unserer Landser zu entlasten*

Unten: *Radlos — aber nicht ratlos! Kleiner Verkehrsunfall auf der Vormarschstraße*

Um die Mittagszeit deckt uns das feindliche Störungsfeuer dicht zu. Wir hören genau, wie die Einschläge immer näher kommen, die drüben haben ja einen verteufelt genauen Schießplan. Die Feuerwalze rollt dröhnend über uns hin. Es ist ein schwüler, mit Gewitterwolken verhangener Tag. Gute Deckung für die deutschen Flieger, die eben heranbrummen. Alle sehen erwartungsvoll nach oben. Wenn uns jemand aus dieser dicken Brühe Kanal de Gant heraushaut, dann sind es die Flieger. „Hermann kommt! Hermann kommt!“ rufen freudig erregt die Männer, die aus ihren Gräben und Löchern hervorkrabbeln. „Det is doch 'n schönet Jefühl“, gesteht mit strahlendem Gesicht einer vom Radfahrerzug, ein Berliner, als er sieht, wie unsre Bomber sicher ihren Weg durch den von zerplatzenden Flakgeschossen schwarzgesprenkelten Himmel nehmen. „Ruumms — ruumms — ruumms“, hauen jetzt die Bomben ein. „Schaut, wie sie die Eier fallen lassen!“ Einige davon gelten dem belgischen Divisionsgefechtsstand, der durch Luftaufklärung erkannt worden ist.

Gleich wird unser Artilleriewirkungsfeuer einsetzen. 13.50 Uhr. Die ersten Kohlenkästen rauschen ganz nieder über unsre Köpfe hinweg — und sitzen auch schon im Ufer drüben. Die feindlichen Batterien schweigen von da ab für einige Zeit. Im Schutze dieser Feuerwand wollen wir zum Damm nach vorne kommen. Wir stehen auf der Straße, die durch Terdonck nach der Schleusenbrücke führt. Gleich einem Orkan rast unser Artilleriefeuer über uns hin, ein Heulen, Toben, Zischen, Splittern und Krachen schlägt uns um die Ohren, die Erde zittert, brüllend steht das Hausvieh in den Höfen umher, die Baumkronen sind zersiebt, Brandsäulen steigen auf, und über alles breitet sich der graublaue Dunst der Explosionen.

14 Uhr. Das Wirkungsfeuer verstummt mit einem Schlage. Unsre tapfere Infanterie springt „unverzagt im Stürmen“ aus ihren Schützenlöchern, faßt die bereitgestellten Schlauchboote, stürzt übers Ufer hinab. Mörderisches MG.-Abwehrfeuer aus den noch nicht erledigten Betonbunkern am Ufer schlägt ihnen entgegen. Dieses und jenes Schlauchboot bleibt wie in der vergangenen Nacht zerschossen in der Mitte des Kanals hängen — und mancher gute Kamerad erreicht blutend mühsam das eigene Ufer wieder. Ein Stoßtruppführer ist bereits gefallen. Aber im ganzen gelingt es den Trupps, Fuß zu fassen. Da nicht mehr genug

Floßsäcke da sind, bringen schwimmend die Melder Befehle hinüber. Im Angesichte solchen Opfermutes und todverachtenden Draufgängertums fühlen wir Jungen uns erinnert an das Gewaltige der deutschen Weltkriegsoffensiven von den heiß umkämpften Strömen Nordfrankreichs bis hinab zur Piave.

Der Feuerschutz für die Stoßtrupps drüben wird so stark als nur möglich gemacht. Darum ist der Munitionsverbrauch enorm. Das Bataillon hat Munitionsnachschub dringend nötig.

In einen PKW. laden wir auf Befehl des Regiments 15.000 Schuß. Aber wie bringen wir sie nach vorn — die einzige Straße liegt unter dem Artilleriesperrfeuer der Belgier? Sie ist schon von Granateinschlägen zerrissen. Rechts im Graben liegen in voller Deckung die Männer. Links liegt auch einer mit der Nase auf dem Pflaster. „Menschenskind“, ruft unser Fahrer in blutechtem Berlinerisch, „Menschenskind, da drüben mußte in Deckung jehen, nich hier auf dem blanken Parkett!“ Er rüttelt ihn an den Schultern. Der Mann aber rührt sich nicht. „So hör doch—!“ Tot.

Abgesplitterte Baumwipfel verlegen die Straße. Explosionsrauch eben eingeschlagener Geschosse zieht darüber hin. Pfui Teufel — das sind keine sehr erfreulichen Perspektiven für unser Munitionsnachschubkommando. Einen Augenblick überlegen wir: Wenn nun ein Splitter 'reinpfaucht in unsre Pulverkisten da hinten, dann sind wir hopsgegangen. Klar.

Abwarten? Und die am Damm wissen nicht, womit sie sich den Gegner vom Leibe halten sollen. „Nee“, meint unser Berliner und seine Rechnung ist auch schon fertig: Sie ist so einfach, wie alles einfach wird im Denken und Ausdruck da vorn, wo nur der eine herrliche und schlichte Gedanke regiert, der Königsgedanke: Pflicht. „Mit Gottvertrauen —“, stößt er knapp hervor, während Geschosse in der Wiese dicht nebenan krepieren, „dann stimmt die Sache!“, drückt auf die Tube, und wir sausen mit 80 Sachen durch die Feuersperre.

„Mit Gottvertrauen — dann stimmt die Sache.“ Das ist die andere Seite des sogenannten „schnoddrigen“ Berliners. Man muß freilich auf die seltene bitterernste Stunde warten, damit man auch diese andere Seite der scheinbar entgötterten Großstadtseele erblicken kann.

Über den Seitenkanal zur Insel schleppen wir unsre Kisten, mit Fahrrädern schaffen wir sie weiter querfeldein und kümmern uns

einen Dreck um das Gebaffe der Baumschützen, die unsre hellblinkenden Munitionskisten zum Zielpunkt nehmen.

Jetzt liegen wir wieder wie gestern Mitternacht beim I. Bataillon am großen Kanaldeich, Munition ist nun genügend zur Stelle, wie froh sind wir. Die ersten Gefangenen werden herübergerudert. Es sind meist Flamen. Wenn sie sich ergeben wollen, erzählen sie, schießen die Wallonen von rückwärts auf sie.

„Die Sache wird jetzt vorwärtsgehen, wir haben den Belgier weich gemacht", meint im Schützenloch eine halbe Stunde vor seiner zweifachen Verwundung der Bataillonskommandeur, um 20.30 Uhr, als beim Einbruch der Dämmerung vor uns wieder ein Öltank hellauf loderte, diesmal Fanal unsres Sieges bei Terdonck.

*

Denn die Sache ist vorwärtsgegangen! Um 2 Uhr früh geht an die Division die Meldung zurück: „Bildung von Brückenkopf geglückt."

Junger deutscher Infanterist, würdig hast du dich gezeigt des hohen Vermächtnisses der grauen Front aus dem großen Kriege.

Nach dem Durchbruch am Kanal de Gant

Verfolgung der Belgier bis zum Kanal de la Lys

Ein Bild überstürzter Flucht
Tiefgegliedertes Verteidigungssystem verlassen
„... 'ran! 'ran! Wo ihr ihn findet, wird er gepackt!“
Lyskanal — auf 1 Kilometer 14 Bunker

Auf dem Vormarsch zum Kanal de la Lys,
24. Mai, 17 Uhr.

„Divisionsbefehl für den 24. Mai 1940:

1. Feind ist heute morgen vor der Front der Division ausgewichen. Es ist damit zu rechnen, daß er sich hinter dem Kanal de la Lys erneut setzt.
2. Die Division verfolgt den ausgewichenen Feind und verhindert, daß er sich erneut hinter dem Kanal de la Lys setzt.“

Nach der Flucht des Feindes, erzwungen durch die Zähigkeit unsrer Infanterie, durch die Schlagkraft unsrer schweren Waffen, durch Schockwirkung unsrer Luftbombardements und durch den opfermütigen Einsatz der Sturmpioniere, rollte Welle um Welle unsrer Vormarschtruppen über den Kanal. Zunächst waren nur Floßsäcke und Zweibootfähren bereit, gegen Abend war die Pontonbrücke fertiggestellt, um die Kolonnen hinüberzutragen an das vier Tage lang umkämpfte Ufer. Stoßtrupps und Späher waren vorausgeeilt, um dem fliehenden Feind auf den Fersen zu bleiben; bis zur Stunde ist indes keine Feindberührung zu verzeichnen. Alle Kraft wird darangesetzt, damit er sich nicht wieder eingräbt. Keine Zeit dem Feinde lassen, ist schon der halbe Sieg.

Wie froh sind wir, daß wir aus diesem Hexenkessel Terdonck heraus sind und nach vier harten Tagen wieder den Feind vor uns hertreiben, der zwar im Besitze einer geradezu idealen Verteidigungsstellung war, aber mürbe werden mußte unter der unablässigen Bestürmung unsrer Waffen. Etwa um 4 Uhr morgens folgte die Reserve unsrer Division den vorausgestoßenen Sturmtrupps, die im Laufe der Nacht ihre schmalen Brückenstellungen gegen den verzweifelt dagegen anrennenden Gegner zu verteidigen hatten. Schwere Waffen sind zugleich mit der Infanterie in Eile über den Kanal geflößt worden,

allerdings ohne die schweren Zugkraftwagen; die Männer selbst haben sich vor ihre Pak und IG. gespannt und die Geschütze kilometerweit gezogen. Fußtruppen sind, soweit es möglich war, auf beschlagnahmte Kraftwagen gesetzt und in Eile vorgeworfen worden, Bauernfuhrwerke sahen wir mit Infanteriegeschützen beladen, sogar mit Hilfe einräderiger Schubkarren ist das schwere MG. und der Granatwerfer „motorisiert“ worden. Vorwärts so rasch als möglich, dieser Notwendigkeit dient alles, was Geeignetes des Weges kommt. Das Wägelchen für Speiseeis wird im Handumdrehen zum martialischen Troßwagen, der die Schultern eines Landsers entlastet.

Pioniere schuften auch nun, wo es gilt, mit allen Kräften Truppen und Waffen hinüberzuschaffen. Was täten wir ohne sie, wir stünden händeringend am Ufer. So aber setzen sie uns glatt über den Kanal.

Wir bestaunen die zermalmende Wucht unsrer Artillerie und Luftbomben, stehen vor den geborstenen, über zwei Meter dicken Betondecken der feindlichen Uferbefestigungen. Rundum liegen Tornister, weggeworfene Waffen und was sonst noch eine kopflose Flucht bezeichnet. Entlang der Vormarschstraße begegnen wir Hunderten Erdbefestigungen, vom Schützengraben und Schützenloch angefangen bis zum wohlausgebauten Bunker, der sich in dem friedsam aussehenden Garten eines flämischen Bauernhauses duckt. Viele Kilometer in die Tiefe des Landes hinein gliedert sich das wohlvorbereitete Verteidigungssystem des Feindes, das nun sinnlos geworden ist. Sein Versuch, uns durch Sprengtrichter auf der Landstraße aufzuhalten, wird zunichte — wir umfahren rasch oder lassen die Dorfbewohner die Löcher wieder zuschütten.

Ein abrasierter Beobachtungsturm des Feindes und eine zerschossene Transportkolonne sprechen für die Zielsicherheit der eigenen Artillerie. Wir gelangen zu einer verlassenen belgischen Batteriestellung, reichlich Munition ist zurückgelassen worden. Um 20 Uhr des 23. Mai sind die Batterien, erzählen uns Dorfbewohner, ausgebüchst. Die belgische Infanterie habe Sleydinge um 3 Uhr des heutigen Tages verlassen.

In breitem Fächer schwärmen unsre Radfahrerspähtrupps aus und durchkämmen das Gelände. Dort und da verbirgt sich eine Feindgruppe in einem Bauernhof und wird von unsren Männern vorgeholt. „Wij zyn Flaming“, beeilen sich die gefangenen Flamen

zu beteuern, die uns entgegenkommen. Vielleicht wollen sie damit sagen: Wir haben im Grunde genommen nichts gegen euch — wir sind zu den Waffen gepreßt worden.

Um 12.30 Uhr meldet eine Vorauseinheit der Pioniere der Division: „... Eecloo auch von deutschen Truppen besetzt. Hinter dem Kanal de la Lys sind Bunker, auf 1 Kilometer vierzehn Stück. Nach Aussage von Gefangenen gehen die Belgier noch weiter zurück. Sie sagen aus, ihre Kameraden wollen alle die Hände hochheben.“

Ein Regimentskommandeur überholt den Spähtrupp, fährt selbst als erster hinein ins Ungewisse. Zurückkommend feuert er seine Truppen an: „'ran! 'ran! Wo ihr ihn findet, wird er gepackt!“

Was zupacken heißt, hat diese Truppe, die die Maaslinie und den Panzerabwehrgraben überwand, eindeutig dargelegt. Für sie wird es auch keinen unüberwindlichen Kanal de la Lys geben.

„Sprengung der Brücke bei Stoktevijver über Kanal de Lieve konnte durch raschen Zugriff unter persönlicher Führung des Kommandeurs verhindert werden“, meldet eine andere Vorauseinheit, „9. Kompanie stieß unverzüglich besonders schneidig über Lyskanal vor, dessen Brücke zwar gesprengt war, der aber mit Hilfe eines Steges überschritten werden konnte.“

Wir machen kurze Rast und senden der Heimat diesen Zwischenbericht vom Vormarsch, vom Siegesmarsch unsrer prächtigen Soldaten zurück. Von wo aus werden wir den nächsten Bericht absenden? Weiß Gott — vielleicht von Brügge aus — oder gar von Ostende?

Schade, daß ihr daheim es nicht sehen könnt, das glückliche Lachen in den Gesichtern unsrer Soldaten, das alle Spuren der harten Tage, die hinter uns liegen, auslöscht.

Kolonnen Gefangener fluten zurück

Die Flamen wollen nicht mehr kämpfen

Flamen ergeben sich geschlossen in größeren Einheiten
Vier Panzerjäger schießen weiter trotz Verwundungen / Vom General selbst das EK. empfangen / Engländer als Zivilisten getarnt...

Vor dem Kanal de la Lys,
25. Mai, Mitternacht.

Der Feind hat sich wieder am Kanal de la Lys gestellt. Ungeachtet der Straßensperren — wir fanden Trichter von mindestens 10 Meter Durchmesser vor — und trotz der Minen gelang es unsren Truppen, planmäßig den Raum zwischen den beiden nahezu gleichlaufenden Kanälen zu besetzen.

Dem blitzartigen Vorgehen der Vorauseinheiten ist es zu danken, daß es gelang, sich im Laufe des 24. Mai in den Besitz eines Steges zu setzen, der über den Kanal führt. Für den Pendelverkehr der belgischen Truppen hüben und drüben gedacht, fiel er unsren Radfahrern unzerstört in die Hände. Ein Brückenkopf ist gebildet worden, der die ganze Nacht hindurch dem geballten feindlichen Artilleriefeuer standgehalten hat. Wir müssen bedenken, daß diese Truppe zum dritten Male innerhalb weniger Tage vor die Aufgabe gestellt ist, eine Brückenkopfstellung gegen den stärksten feindlichen Druck zu verteidigen.

Die Männer haben dabei wieder die Nervenprobe eines Trommelfeuers durchgestanden und sich dabei in einer beispielgebenden soldatischen Haltung gezeigt. In den Schlamm hineingepreßt, mußten sie stundenlang in Deckung liegen. Selbstredend bekam dabei das Gewehr etwas ab. Mit jener Gewissenhaftigkeit, die in der Mannschaftsstube der Kaserne zu Hause ist, gingen die Soldaten später bei dickster Luft daran, ihre Knarren gründlich zu reinigen, selbst das Schloß wurde auseinandergenommen, der Lauf durchgezogen, damit das Abwehrfeuer klappte. Und das geschah haarknapp am Feinde. Man kann das Drill nennen oder verdammtes Pflichtgefühl oder darin etwas von jener anspruchslosen und so respektgebietenden Haltung des Infanteristen sehen, die ein Stück vom stillen Heldentum ist — wie man eben Neigung hat.

Die vier Männer an der Pak, ein Unteroffizier und drei Panzerjäger, die heute morgen bis zum Kanal vorrückten, ohne daß ihnen ein Infanteriespähtrupp vorausgegangen wäre, dachten auch nicht daran, daß sie etwas Besonderes vollbracht hätten, als sie aus 60 Meter Entfernung vom feindlichen MG. gefaßt, sämtlich verwundet, an ihrem Geschütz blieben und noch ein Dutzend Schüsse Sprenggranaten 'rausfeuerten, ehe sie sich in volle Deckung warfen. Ein Fall von ungezählten, die sich täglich und stündlich in der Feuerlinie ereignen. Der General selbst hat den Männern zum Ausdruck gebracht, was solch ein Einsatz ohne Selbstschonung für das Gelingen des Ganzen bedeutet, indem er persönlich den Geschützführer mit dem EK. II auszeichnete. Wir konnten dem Tapferen im Vorbeiziehen nur die linke Hand drücken, denn seine rechte war durchschossen.

Gefangenenkolonnen fluten die Straße unsres Vormarsches zurück. Die gefangenen Flamen erklären wie aus einem Munde: „Wir wollen nicht mehr kämpfen — wir wissen nicht wofür — die Franzosen und Engländer haben uns im Stich gelassen — die letzten Franzosen sahen wir bei Antwerpen — sie haben sich empfohlen. Groß waren sie nur im Vorführen ihrer Paraden in Brüssel. Ha — aber nun ‚adieu mon ami, es war wunderschön'.“ Verbittert zieht ein gepreßtes Volkstum die Defizitbilanz seines Schicksals.

Als Franktireurs treiben sich Engländer in unsrem Gelände herum, zivilistisch verkleidet, die Pistole unter dem Jackett als echte „Gentlemen“, vergiften sie die Moral ritterlicher Kampfführung. Zwei davon sind heute geschnappt worden.

Eben trifft der Divisionsbefehl für den Angriff am 26. Mai ein:

„Feind verteidigt sich hinter dem Kanal de la Lys. Das AK. greift mit drei Divisionen in vorderer Linie an und wirft den Feind auf den Brügge—Gent-Kanal zurück. Eine Division mit einem Rgt. rechts und einem Rgt. links.“

Vor dem Kanal de la Lys. Floßsäcke werden von Pionieren aufgepumpt und in die Sturmausgangsstellungen gebracht



Die Lyskanalstellung ist zerschlagen worden: Der Feind hat sich ergeben, Tausende Gefangener säumen das erstürmte Ufer — rasch werden Pak-Geschütze übergesetzt (Seite 202)

Am Kanal de la Lys. In einer Breite von 10 Kilometer pendeln die Floßsäcke, bringen Waffen und Männer hinüber und ... *(Seite 203)*



... schaffen Gefangene und Verwundete zurück. Feindliche Haubitzen legen Störungsfeuer auf den Damm ... *(Seite 203)*

Unabsehbar die Kolonnen der Gefangenen. Die beiden haben mit dem Zählen viel zu tun



Dem verwundeten Gegner wird durch unsre Sanitätssoldaten Fürsorge zuteil



28. Mai morgens. Deutsche Parlamentäre suchen einen belgischen Führungsstab. Vor Staunen erstarrt eine feindliche Patrouille

Sie wollen nicht mehr kämpfen und bekunden dies eindeutig angesichts der weißen Flagge

(Seite 208)

Kraft des besten Zusammenwirkens aller Waffen

Die feindliche Lys-Kanal-Stellung zerschlagen!

Maas — Scheide — Kanal de Gant — Kanal de Lieve — Kanal de la Lys — unsre herrliche Infanterie nahm alles im Stürmet
Das Wettrudern mit dem Tode / Durchbruch in breiter Front geglückt trotz erbitterter Verteidigung des Uferdammes
Gesammelte Denkarbeit einer genialen Führung

Auf dem Vormarsch zum Brügge—Gent-Kanal,
26. Mai, 22 Uhr.

Zum vierten Male standen während unsres Vormarsches diese Truppen, denen es heute abend gelang, mehrere belgische Divisionen zurückzuwerfen, vor einem Wasserhindernis, das der Gegner mit stärksten Kräften zu verteidigen entschlossen war. Es standen heute nicht etwa Truppen zum Angriff bereit, die Zeit hatten, sich auszuruhen, sondern Männer waren zum Sturmangriff in die Floßsäcke gesprungen, die noch vor 14 Tagen an dem Durchbruch der Maasstellung entscheidend beteiligt gewesen sind, die dann die Scheide im Hagel der feindlichen Artillerie überwunden haben, die den verzweifelten Widerstand der Belgier am Kanal de Gant in den folgenden Tagen zu spüren bekamen.

Nun liegen sie wieder in ihren Sturmausgangsstellungen vor dem Kanal de la Lys, eingegraben in dem unheimlichen Moorboden, der weitum aufgewühlt ist von den Sprengtrichtern der belgischen Artillerie, die wütendes Sperrfeuer in unsren Bereitstellungsraum legt. Um 17 Uhr Angriffsbeginn. Ihm geht von 16.35 Uhr bis 16.40 Uhr voraus der erste Feuerschlag des Vernichtungsfeuers aller unsrer Batterien. Dazwischen Feuerpause. Jetzt, 16.50 Uhr bis 17 Uhr kracht der zweite, doppelt so wuchtige Feuerschlag am anderen Ufer auf.

Die Erde zittert. Der Infanterist im Schützenloch atmet auf, denn jetzt schweigen zum ersten Male seit Stunden die belgischen Geschütze, die Hauptwaffe, mit der der Feind sich noch halten konnte.

Bewundernswert übrigens die Präzision dieses Punktfeuers, das der Feind nahezu in die geometrische Mitte der Anmarschstraße Waerschoot—Stoktevijver gelegt hat. Ein paar Sekunden später

um das Straßenknie gebogen, und unser braver „Wanderer“-PKW. wäre unser Sarg geworden. „So'n Dusel“, pflegt man da etwas sehr knapp zu sagen, wenn man glaubt, einen behütenden Fittich leise rauschen zu hören.

Wenige Minuten vor 17 Uhr. Die Bomber eines Kampfgeschwaders brummen heran und ziehen sicher ihre Bahn durch den konfusen feindlichen Flakbeschuß. Sie fliegen entlang des Kanals — und da dröhnt auch schon die erste Bombenreihe hinein in die Erdbefestigungen und Batteriestellungen. Ganz nahe an den Feind sind die vorgeschobenen Artilleriebeobachter herangekommen, sie lenken das eigene Haubitzenfeuer in die MG.-Widerstandsnester auf dem anderen Ufer.

Die Nerven der Männer der ersten Welle sind gespannt bis zum Äußersten, sie wissen zu gut, daß eine Kanalquerung ein Wettrudern mit dem Tode ist, der, wenn er mild ist, einem die Floßsäcke unter den Füßen wegnimmt. Sie kennen die Tücke flankierenden MG.-Feuers, das den Kanal entlang säuselt als tödlicher Strichregen. Aber die Bomben haben heute drüben Explosionsdonner gesät, damit wir Schweigen ernten sollten.

17 Uhr — die zusammengefaßte Feuerkraft aller unsrer Rohre richtet sich auf die befohlene Einbruchsstelle. Nun ein Herz gefaßt zum großen Sprung! „Kompanie — auf! Marsch!“ Da fängt es an zu leben vor dem Kanal — alles schien erstorben. Noch MG.-Geknatter aus den Büschen diesseits. Der Wald wird durchgekämmt. Voran! 'rauf auf den Damm! Der Feind versucht sein Heil im Sperrfeuer mit schwersten Kalibern — ein Inferno aus Stahl und Feuer ist entfesselt, aber es liegt schon hinter der stürmenden Infanterie. So dick klingt das Gedröhne nicht mehr, es sind schon etliche belgische Batterien ausgefallen, unsre Schallmeßtrupps und Kampfflieger sind ja nicht müßig gewesen.

Wir hören jetzt die eigenen Artillerieeinschläge in der Tiefe des feindlichen Hauptkampffeldes toben, unsre Feuerglocke schwingt 300 Meter feindwärts. Die Dammkrone ist erreicht, die Floßsäcke sind zum Übersetzen bereit. Sollte der drüben mürbe geworden sein? Wahrhaftig, sie sind aus ihren Stellungen hervorgekrochen, halten die Hände gefaltet über ihre Stahlhelme. Glatt geht das Übersetzen vor sich — da haben wir die ersten hundert Gefangenen, die bald einschwenken werden in die Kolonne der sich ergebenden Verteidiger am diesseitigen Ufer. Die Leuchtpistole knallt die Rakete: „Hier sind wir!“ Am anderen Ufer

Fuß gefaßt. Bald ist ein Bataillon drüben und stößt dem fliehenden Feind nach. Die Gefechtsaufklärung geht ihm nicht von den Fersen. Es ist 18 Uhr. Der Gewitterregen hat die Luft reingefegt, unsre Bomber haben gut erkennbare Ziele. Wie beruhigt doch das Brummen dort oben, wo wir die unbestrittenen Herren sind!

Zwei Tage in Schlamm und Dreck gelegen ohne Schlaf unter dem trommelnden Feindfeuer, nichts Warmes im Magen seit Tagen — und jetzt stehen sie doch alle am Damm und gehen 'ran an den Feind mit einem Elan, der seinesgleichen sucht! Aus den mit Moorgrund geschwärzten Gesichtern leuchten helle Augen. Deutsche Infanterie 1940 schlägt sich heldenhaft wie die 1918 in dem Grauen des flandrischen Stellungskrieges.

Wir sehen den schnurgeraden Kanal entlang auf und ab — in einer Breite von 10 Kilometer pendeln die Schlauchboote, bringen Waffen und Männer hinüber, schaffen Gefangene zurück. Wir sind jetzt wieder Ziel der feindlichen Haubitzen, die die Anmarschwege unter mörderisches Feuer nehmen, den Wald am anderen Ufer abstreuen und die Kanaldämme fassen möchten. Im Umkreis von 50 bis 100 Meter liegen ringsum die Einschläge, wir hören sie kaum mehr in der Begeisterung des geglückten Übersetzens, nur die Gefangenen laufen kopfscheu durcheinander und drängen sich nach den Booten, um aus dem ungemütlichen Dunst ihrer eigenen Rohre ehestens herauszukommen.

Bei Einbruch der Nacht sind unsre Stoßtrupps schon kilometerweit nach Westen Richtung Ursel vorgedrungen, Stoßrichtung südlich an Brügge vorbei. Der Feind muß zurückgeworfen werden bis zum Gent—Brügge-Kanal. Daran wird das Brüllen der Haubitzen, das uns bis in die tiefe Nacht hinein verfolgt, nichts mehr ändern, das Brüllen des belgischen Löwen — vielleicht ist seine letzte Stunde schon da?

Der Kampfgeist der Stoßtrupps hat den Sieg errungen — aber er ist nur möglich geworden durch das wunderbare Zusammenwirken aller Waffen. Die Artilleriebeobachtung hat ihren entscheidenden Anteil am Gelingen, das Zusammenspiel zwischen Erd- und Bordfunker unsrer Flieger, der Einsatz der Pioniere der Wagemut unsrer Bomber und über all das die gesammelte Denkarbeit einer genialen Führung in den Stäben,

ihre Entschlußkraft im richtigen Augenblick - dies ist in dem Gesamterfolg enthalten, der da heißt:

Die Lys-Kanal-Stellung ist am 26. Mai 1940 im rasanten Angriff zerschlagen worden!

Tagesmeldung an die Division

„... Regiment hat nur etwa 60 v. H. seiner Gefechtskraft...“

„Soldaten, ihr habt neuen Ruhm erworben...“
Allgemeine Richtung Ostende! / 6500 Gefangene am Lys-Kanal
Ein Regiment erbeutet 5 bespannte Batterien und 8 schwere Geschütze

Oostwinkel, 27. Mai, 3 Uhr morgens.

In früher Morgenstunde erst überschauen wir das Ausmaß unsres Sieges am Lys-Kanal. Nach vorläufiger, noch nicht abgeschlossener Zählung wurden 6.500 Gefangene gemacht. Allein ein Regiment hat fünf bespannte leichte Batterien und acht schwere Geschütze erbeutet. Allerdings, es ist hierbei vielfach das Allerletzte aus Mensch und Material herausgeholt worden. Während unsre Batterien ihr Vernichtungsfeuer auf Knesselaere legen, lesen wir mit Erschütterung, die Meldung des in diesem Raume liegenden andern Regimentes: „.... einen Angriff“, meldet der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Sodan, „mit dem zur Zeit stark mitgenommenen Regiment halte ich augenblicklich nicht für erfolgreich. Das Regiment hat nur etwa 60 v. H. seiner Gefechtskraft und 50 v. H. seiner schweren Waffen...“

Wir sahen heute nachmittag den Regimentskommandeur in seinem Gefechtsstand weit vorne, über seine Karten gebeugt, wie von einer unsichtbaren Last niedergedrückt. „Wie geht es Ihnen?“ fragt er uns ganz langsam. „Danke gehorsam, ausgezeichnet, Herr Oberstleutnant.“ Eine Lücke des Schweigens klafft. Dann rollt schwer jedes Wort seiner Entgegnung wie ein umfallender Steinblock: „Wohl dem —, der — das — von sich — sagen kann.“

Stumm verabschieden wir uns. Und jetzt wissen wir es genau, was der Kommandeur auf seinen Schultern trug: 40 v. H. verlorene Gefechtskraft — 50 v. H. Ausfall an schweren Waffen...

Der Korpsbefehl für morgen ist da: „Außerordentlicher Erfolg des Angriffes gegen stark überlegenen und sich auf das zäheste verteidigenden Feind. Dieser gewaltige Erfolg ist in erster Linie dem unwiderstehlichen Vorwärtsdrang von Infanterie und Pionieren sowie ihrer vorzüglichen Unterstützung durch Artillerie und Luftwaffe zu verdanken. Damit ist das Armeekorps, wie stets,

wieder an der Spitze der Angriffskolonnen der Heeresgruppe B. Soldaten des Armeekorps, ihr habt neuen Ruhm erworben! Ich bin stolz auf euch!... Weichendem Feind ist nachzustoßen... in allgemeiner Richtung Ostende. Feindliche Landungsversuche verhindern.“

Das Grollen der Feindbatterien verebbt mehr und mehr. Im Osten geht schon der fahle Schimmer des neuen Tages auf. Der Divisionsbefehl trifft nun bei den siegreichen Regimentern ein: „Die Vernichtung der eingekreisten Feindarmee geht ihrer Vollendung entgegen. Vor dem Angriffsstreifen der Division ist der Feind entscheidend geschlagen worden. Mehrere feindliche schwere und leichte Batterien wurden teils nach erbittertem Nahkampf genommen, teils verlassen erbeutet. Die Zahl der Gefangenen ist noch nicht zu übersehen. Mit vielen anderen Waffengattungen gebührt der Lorbeer des Sieges in erster Linie dem Regt.... Auch das Rgt.... hat wesentlichen Anteil am Erfolg. Rückzugsbewegungen des Feindes. Marschkolonnen mit Bomben angegriffen. Feind hält noch Knesselaere-Oostmeulen. Die Division bleibt dem Feind an der Klinge. Nur mehr Kampf gegen schwache Nachhuten.“

Das Gros ist ausgerissen. Das Bild, das uns die verlassenen Batteriestellungen boten, bezeugte eine panische Flucht. Vom Tornister bis zu den angehalfterten Batteriepferden — alles, alles ist zurückgelassen worden. Wir stöberten da auch dicke Packen Kartenmaterial über Westdeutschland auf, das gebündelt und versiegelt den Vermerk trug in französischer Sprache: „Geprüft und in Ordnung befunden, 1. Juni 1933.“ Oh, wie vorsorglich — vor sieben Jahren schon völlig bereit, in Deutschland einzumarschieren.

Tja, schon damals spielte der franzosenhörige belgische Generalstab mit dem gefährlichen Gedanken eines Feldzuges gegen uns. Der „militärische Spaziergang“ von Brüssel nach Westdeutschland wird nun allerdings bald im Dünensand von Ostende sein Ende finden.

Die ersten Stunden nach der Kapitulation

Deutsche Parlamentäre im belgischen Hauptquartier

Wir suchen Fühlung mit einem belgischen Stabe
Mit 80 Stundenkilometern hinter der weißen Fahne her
Feindkolonnen erstarren vor Staunen / Spontane „Heil"- und Freuderufe und ein paar Schimpfworte Der Generalstabschef empfängt uns

Brügge, 28. Mai, 13.30 Uhr.

Aus dem Divisionsbefehl der x. Division vom 28. Mai, 4.45 Uhr:

„Das belgische Heer hat die Kapitulation angeboten. Ab 5 Uhr ist das Feuer einzustellen. Die Regimenter und selbständigen Abteilungen stellen sofort alle auf Kraftfahrzeugen und Fahrrädern beweglich zu machenden Teile zu Vorausabteilungen zusammen."

Aus dem Korpsbefehl des Armeekorps vom 28. Mai, 6.30 Uhr:

„1. Der belgische Oberbefehlshaber hat die Waffenstreckung angeboten. Mit Widerstand in Belgien befindlicher kleiner französischer und englischer Truppenteile muß gerechnet werden.
2. Belgische Parlamentäre sollen sich am 28. Mai, 5.40 Uhr deutscher Zeit, an den vordersten deutschen Linien einfinden. Sie sind dort durch die Division in Empfang zu nehmen. Als Kapitulationsbedingung gelten bis auf weitere Befehle: Bedingungslose Niederlegung aller Waffen, Munition und alles sonstigen Kriegsmaterials an Ort und Stelle."

*

„Die Belgier haben die Kapitulation angeboten!" Mit diesem Zuruf rüttelte man uns heute frühmorgens aus dem kurzen Schlaf. Noch bis in die späten Nachtstunden hinein kämpften unsre Gefechtsvorposten vor Knesselaere, das der fliehende Feind noch verzweifelt verteidigte. Aber nun ist die Stunde da, die kommen mußte — erzwungen durch Zähigkeit und Tapferkeit

unsrer Truppen und des unbändigen Draufgängertums ihrer Führung.

Ab 5 Uhr morgens schweigen die Gewehre. Die weiße Flagge ist hochgezogen worden! Wir suchen, wie befohlen, die Fühlung aufzunehmen mit dem Feinde von gestern da drüben. Bisher sind noch keine belgischen Unterhändler bei unsren Gefechtsvorposten erschienen. Es ist 7 Uhr morgens, die Notwendigkeit, Klarheit zu schaffen, wird immer dringlicher. Um 7.55 Uhr befiehlt der Kommandierende General des Armeekorps, General der Artillerie Wodrig:

„Sofort durch Parlamentär feststellen, ob bei den Belgiern Schießverbot durchgedrungen. Wenn ja, sofort mit motorisiertem Verband antreten. Küste so schnell wie möglich erreichen. Zeitpunkt des Antretens und des Erreichens der Küste sofort melden."

Auch am Kraftwagen der Parlamentäre unsrer Division wird also die weiße Fahne aufgerichtet, sie müssen die Fragen mit der belgischen Führung klären, die seit 5 Uhr morgens bestehen. Wir fahren, wie befohlen, sofort los. Über Ursel nach dem eben noch heißumkämpften Knesselaere. An einem frischen Heldengrab, neben dem als ergreifendes Sinnbild der rote Mohn blüht, knapp an der Straße, vorbei, die letzten Gefechtsvorposten bleiben hinter uns. Hier in diesen Wäldern hat erst gestern mittag eine kleine Gruppe, geführt von Unteroffizier Hermann Ritter von Ingram, einem Steiermärker, die letzte feindliche Widerstandslinie durchbrochen und in verwegenem Handstreich zwei motorisierte Batterien, eine Feldhaubitzenstellung samt Trossen und Munitionslagern erbeutet und ein halbes Tausend Gefangene eingebracht. Aus letzter, wirklich allerletzter Kraftanstrengung ist diese Leistung zustande gebracht worden, dem Feind aber habt ihr keine Hoffnung mehr gelassen. Tapfere Kerle, endlich ist die Stunde für euch gekommen, um zu verschnaufen. Der Feind hat kapituliert, ein Leuchten steht in den Gesichtern unsrer prächtigen Soldaten.

Es knattert unsre weiße Fahne im Morgenwind, wir fahren durch die Dörfer mit dieser Botschaft: Es ruhen die Waffen! Und mit der Verheißung: Es wird Friede für Belgien kommen! Freudiges Erschrecken zeichnet die Mienen der Zivilisten, der Männer und Frauen, die uns kommen sehen. „Die Deutschen sind da — der Krieg ist aus!" Wie eine windgepeitschte Flamme fliegt die Kunde

Wir überholen eine feindliche Batterie. Der Kanonier, der auf der Protze schläft, läßt es sich nicht träumen, daß . . .



. . . der Krieg schon aus ist. Auch die noch voll bewaffnete Infanterie kann's noch nicht recht fassen
(Seite 209)



Mit der erhobenen Rechten grüßen uns freudig Zivilisten. Es kommt Frieden für Belgien!

Der Dolmetsch erklärt einer belgischen Infanterie-Kompanie die Lage: Legt die Waffen nieder — nach dem Willen eures Königs!
(Seite 209)

Um 11 Uhr haben wir den Kasernenhof in Zedelghem erreicht. Der Befehlshaber eines Armeekorps weist uns weiter nach Brügge in das Hauptquartier ...



... nachdem uns bereits in Oostcamp ein belgischer Divisionskommandeur, der sich nicht für zuständig hielt, an das Armeekorps verwiesen hatte (Seite 209)

Nach der Kapitulation Belgiens. In Oostcamp legt eine bespannte schwere Batterie die Waffen nieder



Unter Aufsicht eines deutschen Offiziers werden die Verschlüsse von den Geschützen entfernt *(Seite 212)*

die Häuserzeilen entlang. Was Beine hat, läuft mit spontanen Rufen der Freude an die Straße heran. Zivilisten grüßen mit erhobener Hand — wir hören deutlich „Heil — Heil!“

Dann wieder starren uns die versteinerten Gesichter derer an, die von der Wucht dieser Stunde wie gelähmt vor dem Geschehnis der Waffenstreckung stehen. Wir stoßen, indem wir uns über Knesselaere—Oedelgem südostwärts Brügge nähern, auf versprengte belgische vollbewaffnete Truppen, die nichts ahnen. „Es ist Waffenruhe — Krieg ist aus“, machen wir ihnen deutlich. „Wo ist ein höherer Führungsstab?“ Sie zucken die Schultern. Allenthalben ein Bild chaotischen Rückzuges, keiner weiß recht, was sich tut und wer wo ist. Immer dichter werden die Kolonnen der geschlagenen belgischen Armee.

Wie vielgestaltig ist der seelische Ausdruck, den bei den Truppen aller Waffengattungen unser plötzliches Auftauchen hervorruft. Zwischen Entsetzen und heller Freude, zwischen dem Heilruf und dem gezischten Schimpfwort der Chasseurs d'Ardennes — alle Stufengrade der Überraschung können wir erleben.

Manche heben die Hände hoch, als wollten sie sich gefangen geben. Die Flamen rufen uns in aufrichtiger Freude Frohes zu, ganz spontan und stark in Oostcamp südlich Brügge.

„Fahr, daß die Fetzen fliegen!“ spornen wir unsren Fahrer an. Wir müssen den Stab einholen, der zurückgeht — irgendwohin. Um 11 Uhr haben wir in Zedelghem ein Armeekorps erreicht, es weist uns weiter an das Hauptquartier nach Brügge. Bevor wir weiterfahren, sprechen wir kurz im Kasernenhof mit deutschen Gefangenen, die gestern noch am Kanal de la Lys in Feindeshand gerieten. „Wartet, in einigen Stunden seid ihr frei!“ Wir können aber nichts für sie tun, denn als Parlamentäre müssen wir auf strengste Zurückhaltung bedacht sein.

Wir nähern uns gegen 13 Uhr Brügge. Ein belgischer Polizeioffizier ist unser Lotse. Maßlos ist das Staunen in den Straßen bei unsrem Erscheinen. In einem herrlichen Park bei St. Andre, südwestlich Brügge, liegt das Hauptquartier. Ein Schloß im Tudorstil beherbergt den Stab. Den Soldaten der Stabswache fallen die Augen aus dem Gesicht vor Überraschung. Wir treten — nach kurzem Grußtausch mit den Generalstäblern — ein in das Arbeitszimmer des Generalstabschefs Michaels. Er empfängt

uns mit freundlicher Höflichkeit. In wenigen Minuten ist unser Auftrag erfüllt.

Zurück zur Division! Die Eindrücke bedrängen uns so sehr, daß wir für Augenblicke uns im Wagen zurücklehnen müssen. Die Bilder einer Armee im Zustand völliger Verwirrung fluten ohne Unterlaß an uns vorbei. Gestern sahen wir noch in einer belgischen Bürgerwohnung jenen verruchten Öldruck, der Erzberger zeigt, wie er bei Compiegne den Marschällen Foch und Weygand die Kapitulation Deutschlands anbietet. Die Bitternis, die in jedem Deutschen aufsteigt beim Anblick dieses höhnischen Bildes unsrer Entwürdigung, wird gemildert, wir fühlen es, durch den heutigen Tag des Sieges. Heiß fiebert es in unsren Schläfen, die Größe dieser Stunden erfüllt uns ganz.

Friede ist das Wort, das wie ein Glockenhall über das Land weht. Das Volk wollte den Krieg nicht, es atmet auf, daß seine Frondienste für England so rasch vorüber sind — allerdings dank der Entscheidung und Kraft unsrer Waffen.

„Wo sind die Engländer?“ fragen wir einen flämischen Infanteristen auf der Landstraße von Brügge. „Die waren einmal da, aber sie spielten nur Verkehrspolizisten“, meint er gallebitter.

Die Verachtung für Albion und Frankreich ist abgrundtief. Das sagen nicht zuletzt die Hunderttausende zurückflutender Flüchtlinge, die an der belgisch-französischen Grenze vor verschlossenen Toren standen.

„Ist Hitler böse auf Belgien?“ fragte uns mit dem arglosesten Blick ein belgischer Soldat, der aufseufzend ausdrückte, wie glücklich er ist über das, was in aller Mund ist: „La guerre est finie — Der Krieg ist aus.“

Stoßrichtung England — 'ran ans Meer!

Der Siegesmarsch zur belgischen Nordseeküste

Tagesziel Ostende — Nieuport — Zeebrügge — Blankenberghe
Im Eilmarsch durch das Chaos einer sich auflösenden Armee
Der Belgier, der auf der Protze schlief / „... nun ist es umgekehrt mit der Schokolade“ / Erste Kampfberührung mit den Briten

St. Georges (vor Nieuport),
28. Mai, Mitternacht.

Wir wollten eben nach unsrer Vorsprache im großen Hauptquartier der belgischen Armee, St. Andre bei Brügge, zurück zum Divisionsgefechtsstand nach Most, als wir unsre Division bereits in eiliger Marschbewegung in Oostcamp, südlich Brügge, wieder trafen. So schnell wie möglich nach vorn, die Küste gewinnen, die Städte besetzen, Ostende, Nieuport, Zeebrügge, Blankenberghe sind unser Tagesziel. Welch ein kühner Traum geht uns in Erfüllung! Abgekämpft sind unsre Männer, allein das Gefühl, so knapp vor der Küste zu stehen, Luftlinie nur 30 Kilometer, reißt uns alle wieder hoch und gibt uns Kraft, die Erschöpfung zu überwinden.

Motorisierte Abteilungen sind vorgeworfen worden, sie bahnen sich mühsam den Weg durch die verstopften Straßen, die angefüllt sind mit belgischen Truppen und rollendem Material aller Art.

Ein schweres Gewitter zieht von der Küste her, es grollen die Donner wie ein Echo der harten Kampftage, da Tag und Nacht die Batterien sich duellierten. Wir stehen an einer Wegkreuzung an der Straße Brügge—Thourout. Zwei Marschkolonnen sind hart im Raume aufeinandergestoßen. Für die eine ist nun endgültig Halt geboten: Es ist eine belgische Artillerieabteilung, der die motorisierten Einheiten unsrer Division entgegenkommen. Denkwürdig diese Begegnung zweier bewaffneter, sich eben noch auf Sein oder Nichtsein bekämpfender Heere. Die belgischen Soldaten bilden ein Spalier teils der Neugierde, teils des fassungslosen Staunens. Gerade haben sie erfahren, was los ist. Der belgische Kanonier, der auf der Protze eingeschlafen war und eben aufschreckt, meinte vielleicht, es würde nur, wie so oft in den letzten Tagen, ein kleiner Stellungswechsel nach rückwärts

vorgenommen werden. Im Spiegelbild seiner erstarrten Mienen und entsetzten Augen lesen wir die erdrückende Wucht dieser Augenblicke. „Die Deutschen —sind da!“ stammelt er nach einer Weile. „— die Deutschen —“ und reibt sich die Augen, faßt jäh an die Stirn, als wolle er ein quälendes Traumbild verscheuchen.

Nun rauscht blitzumzuckt der Sturzregen nieder auf Mann und Troß und Wagen, auf Freund und Feind. Klärung der wochenlangen wetterbangen Atmosphäre — auf dem alten blutgetränkten flandrischen Schlachtfeld und da droben in den ahnungslosen Götterwolken. Mühsam zwängt sich unsre Marschsäule durch die Engpässe der verstopften Straßen. Teilweise tragen die Belgier noch ihre Waffen, zum anderen Teil sind sie bereits entwaffnet.

Vielfach haben sie schon die weiße Flagge gehißt. Belgische Kradfahrer haben sich ein weißes Taschentuch durchs Knopfloch gezogen, andere Marschgruppen haben sich um ein Fähnlein, bestehend aus Spazierstock mit Handtuch, geschart. Unser Marschweg führt uns über Lophem—Zedelghem—Aertrycke nach Eerneghem. Halbstündiges Stocken und flüssige Fahrt lösen einander ab. Wir haben auch mit der Gegenbewegung der Flüchtlinge zu rechnen, die entweder von der Küste her ins Hinterland ziehen oder die wieder mit uns nach der Küste wollen. Wir kommen an einer belgischen Artillerieabteilung vorbei. Unsre Sicherheit erfordert es, daß noch rasch unter Aufsicht unsrer Offiziere die Geschütze unbrauchbar gemacht werden. Die Verschlüsse fliegen ruckzuck heraus.

Und wieder weiter, damit wir's noch bis zum Einbruch der Nacht schaffen. Die flämischen Soldaten wenden sich mit ihren Sorgen an uns: Was sie nun eigentlich machen sollten. Da guckt wieder ein belgischer Soldat zum Wagenfenster 'rein, tiefnaß, und redet uns in rheinfränkischer Mundart an. Was soll denn das?

„In Deutschland gewesen?“

„Nein, aber aus Eupen bin ich.“

„Menschenskind, dann bist du ja deutscher Reichsbürger!“

Allein dieser Meldefahrer bei der belgischen Flakartillerie, Gruppe 4, weiß von nichts und gerät aus den Fugen vor Freude.

„Maginotlinie durchbrochen — ja, ja.“

„Ich hab' keeeine Ahnung“, meint er, von einem Staunen ins andere fallend. „Und da haben sie immer gesagt: Die

Ein MG.-Bataillon überquert die Yser bei St. Georges. Hier findet unser erster Kugelwechsel mit den Engländern statt

Leicht bespannte Artillerie bezieht Feuerstellung im Stadtkern der Hafenstadt Nieuport. Im Hintergrund die von den Engländern bombardierte Kathedrale

(Seite 216)



Die ersten gefangenen Tommies bei Nieuport. Hm, so sehen sie also aus, die Burschen . . . (Seite 217)

Die ersten gefangenen Franzosen an der Yser (Seite 216)

Siegfriedlinie ist Schokolade — nun ist es umgekehrt mit der Schokolade!“

„Reichsbürger Peters, willst dich nicht sofort in deutsches Feldgrau umkleiden, wir brauchten so 'nen Kradfahrer. Deine ‚Sarolea' kannst gleich mitnehmen.“

„War' zu machen“, geht der andere auf den Spaß ein, „aber erst“, er spitzt die Lippen, „zum Frauchen, Junge, Junge!“ lacht er. „Ja, unser General hat heute morgen mit den Tränen gekämpft, aber ich lache. Es war für uns Deutsche nicht ganz leicht, aber nun ist's vorbei. Wir sehen uns schließlich wieder!“ sagt er und rattert hinein in sein neues Schicksal als Staatsbürger des Dritten Reiches.

Volksdeutsche Tragik —- wir lernten es so im Herbst 1938 in Böhmen kennen, im März 1939 in Brünn, dann auf dem Marsche nach Lemberg und nun auf dem Siegeszug an die belgische Nordseeküste. Diese Gewissensqual ist nun zu Ende, zum Soldatendienst gepreßt zu sein, um gegen das eigene Volk anzutreten.

Leke — ein Städtchen, worin noch die Erinnerung schwingt an die deutsche Besetzung 1914—1918. Der Landarbeiter Delaeter erzählt uns, wie gut er sich mit den Deutschen, die bei ihm einquartiert waren, verstanden habe. Da war einmal Max Vogtland, Hans Vogelsang und so fort, Berliner und Neubrandenburger. Das Herz geht ihm weit auf, während er im biederen Flämisch erzählt, in dem sich auch mancher gute deutsche Brocken des Soldatenlexikons befindet.

St. Pierre-Capelle ist erreicht. Flämische Soldaten erzählen uns während knapper Zwangsrast, wie übel Frankreich die belgischen Flüchtlinge aufgenommen habe, und sie beteuern, daß drüben den Flüchtlingen ein Glas Wasser mit 2.50 Francs berechnet worden ist.

*

„Das belgische Heer hat kapituliert“, heißt es im Korpsbefehl für den 28. Mai, „die im belgischen Raum befindlichen Franzosen und Engländer haben sich aber von der Waffenstreckung ausdrücklich ausgeschlossen. Sie werden sich spätestens an der kanalisierten Yser zwischen Nieuport und Dixmuiden zum Kampfe stellen. Die Armee greift den Feind an.“

Um 18.15 Uhr erreicht unsre Vorausabteilung die Yser. Knapp vor unsrem Erscheinen auf der Straße nach St. Georges ging die Brücke hoch. Wir haben Franzosen vor uns, die meinen wohl, sie könnten noch etwas retten aus ihrer Konkursmasse. Weg nach Nieuport also versperrt. Auch drüben bei Schoorbakke ist die Brücke gesprengt. Großbritannien ist hier wieder einmal mit Panzerkampfwagen vertreten, die gleich zur ersten Begrüßung auf unsre Vorauseinheiten ballerten. Siehe da, nun hätten wir sie also vor uns, diese fragwürdigen Freunde Belgiens. Drei Messerschmitt-Maschinen umkreisen uns und schießen weiße Leuchtsignale ab. Die Luftwaffe wacht. Wir wollen uns einrichten, hier die Nacht zu verbringen.

Entlang der Straße St. Pierre—Capelle—St. Georges bilden die Einheiten vor ihren Alarmunterkünften nachts den Igel. Wir hauen uns in dem Einzelgehöft ins Stroh und legen Taschenlampe und Pistole, geladen und gesichert, dicht ans mollige Schlummerkissen, den regenfeuchten Mantel. Artilleriefeuer, das wohl von englischen Schiffsgeschützen stammt, MG.-Geknatter und das Brummen von Feindfliegern über dem schwarzen Wolkenvorhang verspricht keine zu erholsame Nacht.

Die Zange schließt sich

Fluchtmanöver des Tommy bei Nieuport

Wir jagen Engländer und Franzosen ins Meer / Nieuport nach zähem Häuserkampf genommen / Nur mehr ein gedeckter Rückzug — an der Küste warten Transporter / Unsre 15-cm-Langrohrgeschütze feuern in die See hinaus / Die ersten gefangenen Poilus — eine Riesenkolonne Das Husarenstück des Feldwebels Reinefarth

Nieuport, 29. Mai, 21 Uhr.

Aus dem Korpsbefehl für den 29. Mai:

„Ostende, Westend und Mannekensvere sind von den Vorausabteilungen erreicht worden. Mehrere hundert französische und englische Gefangene wurden gemacht. Voraustruppen des Armeekorps erreichten Berst und Dixmuiden. Die Panzerdivision hat Befehl, auf Furnes vorzudringen.“

Einmal noch: Sprung auf — marsch, marsch! und wir sind am Meer — zum zweiten Male seit Kornwerderzand! Wir wittern die Seeluft schon, wir haben nur noch die Yser zu überschreiten, Nieuport zu säubern und wir stehen am Ziel.

Ja, so dachten wir heute morgen in St. Georges, als uns ein englisches Aufklärungsflugzeug wie eine einsame Schwalbe, die für Albion keinen Frühling mehr bringt, umkreiste. Und nun, die Sonne steht noch hoch am Himmel, haben wir's geschafft. Mit pochendem Herzen eilen wir die Düne hinauf — frei liegt die blaue Nordsee vor uns, und die Rohre unsrer Geschütze, die wir raschest vorgezogen haben, starren hinaus in die See vor Nieuport. Dort unten entdeckt unser Glas den Bug des eben erst durch unsre Schnellboote versenkten englischen Zerstörers. Da liegen noch die wuchtigen Betonklötze der alten deutschen Befestigungen aus dem Weltkrieg, unsre Fahne ist nun über die alte Kampfstätte hinausgestürmt, mit tiefer Bewegung erfühlen wir, wie das heldische Vermächtnis der deutschen Küstenverteidiger von damals gleichsam wie ein Stafettenstab von unsren siegreichen Truppen aufgenommen und im Sturmlauf vorwärtsgetragen wird nach 25 Jahren.

Wie damals das Feuer der englischen Schiffsgeschütze hier hereingeschlagen hat, so auch jetzt wieder, freilich nicht zu toll, denn unsre 15-cm-Langrohrbatterien, die seit morgens hinter den

Dünen in Stellung gegangen sind, halten die lauernden englischen Panzerhaie in Respektsabstand. Unsre Pak hat sich auf der Dammkrone der Düne eingegraben, bereit und imstande, jeden Landungsversuch abzuwehren. Doch hat der Tommy Lust dazu? Es scheint nicht. Er kämpft ja noch um Nieuport. Es dröhnen die Einschläge in die Hafenstadt herüber, eben sahen wir im Vorüberfahren, wie unter der Einwirkung einer englischen Brandbombe das Feuer aus dem Turm der Kathedrale schlug. Aber unsre Artillerie brennt dem Tommy tüchtig eins aufs Fell, der sich in dem Winkel zwischen Nieuport und Furnes zusammendrängt, wohl um den nächsten Schiffsanschluß nicht zu verpassen. Ja, das gibt dem heutigen Tage die köstliche Würze, daß wir wissen, wir haben diese Brüder in der Zange, die wir nun stramm schließen wollen. Ringsum greifen Engländer und Franzosen in die Stacheln. Es bleibt ihnen nur mehr der Weg ins Meer — wir werfen sie hinein, sofern sie sich nicht gefangen geben.

Gestern abend haben sich englische Panzerkampfwagen noch bei Schoorbakke gezeigt an der Yser, als unsre Stoßtrupps übersetzen wollten. Aber nun ist der Spuk verraucht. Um 10 Uhr gehen unsre Truppen in breiter Front über den Fluß, in Schoorbakke allein leisten Franzosen stärkeren Widerstand. Im Schutze des belgischen Flüchtlingsstromes, also unter Mißbrauch der weißen Flagge, sind die Poilus herangekommen und feuern aus nächster Entfernung aufs andre Ufer. Wir dringen auf Evakuierung des Dorfes, und dann hagelt es auf die Poilus, die sich bald zu Hunderten ergeben. Welcher Stolz erfüllte diese Truppe, hier an der Yser den Zug der geschlagenen Franzosen entlangzuführen! So endet das verzweifelte Bemühen der Feindmächte, an der Yser noch so was wie eine allerletzte Verteidigungsstellung zu beziehen. Schweigend kommt die Kolonne der Gefangenen auf uns zu, wir glauben zunächst, es seien Belgier wegen der großen Ähnlichkeit der Uniformen und Stahlhelme. Doch da wir die Kokarde „R. F.“ lesen, macht der Ruf die Runde: „Kommt — seht — unsre ersten französischen Gefangenen!“

Ein MG.-Bataillon setzt über bei St. Georges. Die Brücke ist gesprengt, wir haben nur einen elenden alten Kahn. Zurückpendelnd nimmt er Flüchtlinge auf, die aus Nieuport kommen. Da sehen wir wieder, wie ritterlich unsre Landser

empfinden und handeln: Sie nehmen sich die Zeit, einem Ehepaar beim Verfrachten und Ausladen eines Kinderwagens zu helfen — drüben und herüben. „Die typischen deutschen Greuel in Belgien“, wirft ein Kamerad sarkastisch ein, „abgehackte Kinderhände...“ Und dabei geraten die rauhbärtigen Landser in Begeisterung, als sie ein rosiges Kindergesichtchen auf dem Kissen liegen sehen. Doch dies soll nur als winzige Episode eines Tages von unerhörter Dramatik vermerkt sein.

In Nieuport hatte der Feind nicht mehr Zeit, die Sprengladungen an den beiden Zugbrücken zu entzünden. Das Feuer seiner Artillerie liegt über der Hafenstadt und verwüstet sie sinnlos. Im Schutze des König-Albert-Denkmals machen sich unsre Truppen zum Angriff bereit. Unsre vorderste Linie geht bereits durch die Stadtmitte, aus der MG.-Geknatter und das Gedröhne der Granatwerfer herüberschwillt. Im Galopp überquert bespannte leichte Artillerie ein vom Feind eingeschossenes Straßenstück. Englische Bomber brummen heran und bombardieren die nicht evakuierte Stadt. Die Kathedrale steht bis auf den letzten Betschemel herab in Flammen — Englands Werk. Aber der Erzbischof von Canterbury wird gewiß heute noch eine ölige Pharisäerrede über religiöse Bilderstürme in Deutschland halten.

Schallendes Hallo zieht unsre Aufmerksamkeit zum Gefechtsstand hin. Die ersten fünf gefangenen Tommies sind eingebracht worden. Verkniffene Gesichter.

Hm, so sehen sie also aus, die Burschen.

Das Artilleriefeuer aus dem Süden von Nieuport machte uns schwer zu schaffen. Nun wird's stiller, merklich stiller. Die Vorhutabteilung eines Regiments meldet um 18.35 Uhr: „Vier französische Batterien mit Munitionskolonnen gestellt und gefangengenommen.“ Ein Bravourstück des Feldwebels Reinefarth, das seinesgleichen sucht.

Mit dem Auftrag: „Stellen Sie fest, aus welcher Stellung die französische Batterie in südlicher Richtung unseren Angriff in der linken Flanke aufhält“, war Reinefarth als Führer einer kleinen Gruppe entlassen worden. Unterwegs teilt ihm ein Offizier einer anderen Einheit mit, daß eine feindliche Kolonne auf Avecapelle zu marschiere. Reinefarth sieht sie durch das Glas herankommen, fährt ihr entgegen, erwartet sie in der Ortschaft Avecapelle. An die zwanzig Belgier ergeben sich ihm und seinen zwei Männern sofort. Der Führer der gemeldeten Marschkolonne,

ein französischer Oberst, kommt angeritten. Reinefarth fährt im Geländewagen auf ihn zu, fordert ihn mit Pistole im Anschlag auf, sich zu ergeben. Sofort bringt der Feind ein MG. in Stellung. Der Oberst weigert sich, verweist auf die zahlenmäßige Überlegenheit seiner Truppe. Reinefarth hat die Geistesgegenwart, ihm entschieden zu widersprechen, er habe ein ganzes Regiment hinter sich, es sei um die Franzosen geschehen, wenn nicht...

Und doch sind nur zwei Pakgeschütze im Anrollen — gegen vier Batterien. Reinefarth setzt alles auf eine Karte: Entweder er nimmt die ganze Kolonne gefangen oder er ist mit seinem Fahrer und einem Schützen der Gefangene der Franzosen. Das ist jetzt Nervensache. Er bringt den Oberst dazu, in seinen, Reinefarths, Wagen einzusteigen und schließlich die Pistole abzulegen. Und in letzter Minute, ehe noch die Franzosen in ihrem berechtigten Verdacht bestätigt sind, treffen unsre beiden Panzerabwehrkanonen ein. Die Franzosen kapitulieren, ehe noch ein Schuß gefallen ist. Das Husarenstück ist gelungen: Vier Batterien, drei Munitionskolonnen, zwei französische Bataillone in unsrer Hand. Überwältigt durch Mut und Kaltblütigkeit eines deutschen Feldwebels.

Das Störungsfeuer auf Nieuport war damit ausgeschaltet.

Im zähen Häuser- und Straßenkampf ist der Feind aus Nieuport geworfen worden. Nur im Westen der Stadt kann er sich dank seiner Erdbefestigungen jenseits des kleinen Kanals noch halten. Durch das Bersten und Krachen des Gefechtslärmes und der Brände hören wir, indem wir vorgehen, aus der wie erstorbenen brennenden Stadt plötzlich fidele Schallplattenmusik. Ja, unsre jungen Soldaten haben, da sie schon durch so viele heiße Kämpfe geschritten sind, nunmehr die Ruhe weg. Die Bataillonsreserve macht sich eine vergnügte Viertelstunde, wer weiß, was kommt, wer hat, der hat — altes, goldrichtiges Soldatenwort. Das gilt wohl auch für den zweifelhaften Ohrenschmaus, den ein ausgeleiertes Grammophon im Lärm des Gefechtes trotz alledem zu bereiten scheint.

Der Tag hat uns die Erfüllung gebracht dessen, wovon wir geträumt haben, als wir noch an den belgischen Kanälen im Splitterregen gelegen haben: An der Küste stehen, unsre Geschütze im Dünensand des Kanalufers sehen, hinüberschauen und hinüberhauen ins Land jenseits des Wassers, wo die Heuchler der Welt zu Hause sind.

Nun durchkosten wir das Gefühl, daß wir's schon zum guten Teil geschafft haben, indem wir am Strand von Westende den Horizont vergebens nach den „meerbeherrschenden“ Britenschiffen absuchen. Wir empfinden zugleich, es kann diese Begegnung mit der Meeresküste nur ein kurzes Atemholen sein — jetzt beginnt die Sache erst so richtig.

Unser Herz schlug seit dem 10. Mai wohl noch nie so hoch wie an der Brandung bei Westende.

Ein fiebernder Puls der Ereignisse

Kleinigkeiten, aufgelesen an der großen Heeresstraße

Wir stehen am Wegrand und warten...
Tausende Schicksale ziehen an uns vorbei / Die Straße hat ihre Gezeiten
Jesuiten ohne Standhaftigkeit und kopfstehende belgische Gewehrläufe

Ghistelles, 30. Mai, 19 Uhr.

Man hat Straßen Adern genannt, Adern des Verkehrs, durch die der Blutstrom des Lebens rinnt, Handel und Wandel fließt. Die Straße ist Ader zumal im Kriege, die zuckt und pocht unter dem fiebernden Puls der Geschehnisse. Wir hätten von den großen Dingen, die diese Tage erfüllten, nichts an Ort und Stelle zu erblicken brauchen, nur an einem Wegrand hätten wir stehen müssen und das in uns aufnehmen, was hier vorbeihastet, sich hier vorbeischleppt hinauf und hinab — wir würden ein erregendes Bild dieses Siegesmarsches zur belgischen Küste gewonnen haben. Die neue Kriegsführung folgt dem Gesetz der Straße, der atemberaubende Krieg sucht die glatteste Bahn. Der „Blitzkrieg" gießt auf die Straße vulkanisch seine Lava aus, die brodelt und siedet im Weiterfließen.

Die Division ist für kurze Zeit zur Ruhe übergegangen. Heißverdiente Ruhe. Wir haben seit 20 Tagen erstmalig Muße, zu stehen und zu schauen, kurz: Zuschauer zu sein und nichts weiter. Wir stehen also am Wegrand der großen Vormarschstraße, die hinabführt nach Nieuport und Ostende, und warten, was da auf uns zukommt.

Die Straße beginnt zu erzählen, sie spült wie ein Strom vorbei, trägt Flöße und Kähne mit sicherem Steuer und sie schwemmt das Treibholz. Sie hat ihren Wellenschlag, ihre Gezeiten und hat ihr Rauschen.

Da sind einmal die Schleppkähne in endloser Reihe: Die ratternde Auffahrt der motorisierten Marschkolonnen, schwere Artillerie bringt eine donnernde Lärmbrandung mit, dann huschen auf leisen Sohlen Radfahrabteilungen vorbei. Die letzten Silhouetten davon überschneiden bereits die Gestalten der Gegenbewegung in diesem Strom: Gefangene Engländer ziehen stromauf mit schleppendem Schritt. Ihnen folgt die dünne



Am Kanal Nieuport—Furnes: Der Sprung aus dem Schützengraben

Am Kanal Nieuport—Furnes. Die ersten setzen im Floßsack über — sie rudern um ihr Leben (Seite 224)



In der Deckung der Gräben arbeitet sich in eingeschossenem Gelände ein Nachrichtentrupp an den Nieuport-Furnes-Kanal heran

unabsehbar lange Reihe der Flüchtlinge, die ihre Fahrräder vor sich herschieben, so vollgepackt, daß man kaum mehr die Speichen sieht. Ein schreiend buntes Durcheinander von Farbklecksen spiegelt die Wirrnis dieses traurigen Aufbruches. Mittendrin ein versprengter Gefangener. Ein Franzose. Fragt uns müde, wohin er sich wenden solle. Ein Landarbeiter aus der Bretagne. Wie glücklich er ist, daß es für ihn aus ist, beteuert er. Fünf Kinder! zeigt er mit der gespreizten Hand. Wieder Flüchtlinge, die abgehetzte Hunde vor ihre Karren gespannt haben nach Landessitte, um rascher nach Hause zu kommen. Ziel Antwerpen. Schimpfen auf die Hartherzigkeit der Franzosen, die ihnen sogar Wasser verweigerten. „Wir sollten eigentlich bis Abbeville, allein wir sind nicht hingekommen, die Deutschen waren früher dort“, meinen die Flamen mit einem Anflug echten Humors auf ihrem Heimweg.

Das vorüberhastende Schattenspiel auf dem Bühnenbild, das gerahmt ist von den Alleebäumen, die Laterna magica unsrer Vormarschstraße geistert weiter. Die jetzt nahenden Silhouetten sind in tiefem Schwarz gehalten: Jesuiten, sieben an der Zahl, haben Reißaus genommen. Auf ihren steifen Jesuitenhütlein liegt der Staub der frommen Wanderung. Scharlachrote Wolldecken haben sie sich auf den Rücken gebunden. Ihr Glaube war offenbar nicht so stark, um seßhaft zu bleiben und das Schicksalhafte abzuwarten in schöner Seelenfassung. Tja...

In unsrer Nähe haben sich am Graben entlassene belgische Soldaten hingesetzt. Einer bittet uns — und nicht umsonst — um Zigaretten. Der andere schnitzt sich nach Soldatenart während der Rast einen Spazierstock. Gestern haben die Stöcke der belgischen Heimkehrer noch weiße Fähnchen getragen, heut' ist's nicht mehr nötig.

Blicken wir den Straßengraben entlang. Verröchelte belgische Motorfahrzeuge, denen bereits das brauchbare Eingeweide entrissen ist, haben hier ins Gras gebissen. Visitenkarten der Panik. Dicht dabei ein alter bemooster Betonbunker, aus dem längst ein friedsamer Stall geworden ist. Alte deutsche Weltkriegsstellung, ein Stück flandrisches Inferno von einst.

Mit Spitzhacken kommt jetzt eine Abteilung deutscher Brückenbaupioniere auf uns zu und beginnt ein verödetes Straßenbahngeleise auszuheben. Das sollen Traversen für die neue Brücke da drüben werden. Gehen wir an die hundert Meter

die Straße hinauf, hier wühlt die arme Bevölkerung in dem Wust verlassener belgischer Heeresgerätschaften und sucht aus zertretenen Hemden, Zwieback, Schreibpapier, Schuhwichse und Tornistern noch irgendeine Köstlichkeit zu erhaschen.

Die Heiterkeit, die wir über diese Goldgräberemsigkeit auf verlorenem Posten empfinden, teilt sich auch den Männern an dem Pakgeschütz mit, die am Ortseingang auf der Hut sind als die auf allen Straßen zu findenden treuen und unermüdlichen Wächter.

Eine deutsche Kolonne ist ins Stocken geraten. Ein junger schwarzer Köter gerät quietschend unter einen Tankwagen. Der Fahrer holt ihn behutsam hervor und ernennt ihn zum Tankwagenbegleithund und Talisman. Glückbringer an Kühlerhauben und Motorradgabeln sahen wir heute an die Hunderte. Menagerien von Figuren sind hier aufgeboten worden.

Seht dort unten am Wegrand das bizarre Bild: Etwa ein Dutzend belgischer Karabiner stecken mit ihren Läufen kopfüber im Boden. Desgleichen einige Bajonette. Ein harmlos demonstrativer Abschied der Soldaten von der aufgelösten Armee. Vielleicht heißt das auch: Hatten wir das alles nötig?

So erzählt die Straße ohne Unterlaß: Tausende Schicksale, beredte und stumme, ziehen an uns vorbei. Nur Kleinigkeiten, nur Treibholz im gewaltigen reißenden Geschehnisstrom dieser Tage. Die große Heeresstraße hat ihre Gezeiten, Straße des Kampfes, der Flucht, des stürmischen Vormarsches, Straße des Lachens und Weinens, des Sieges — sie wird bald wieder eine Straße des Friedens und neueuropäischen Aufbaues sein.

Das South-Lancashire-Regiment liegt uns gegenüber

Rückzug der Engländer — erbitterte Nachhutkämpfe

Zähes Ringen mit dem zur Küste entweichenden Feind
Verzweifelte Anstrengungen, den Rückzug zu decken
Wir erleben einen Luftkampf über uns
Englischem Jäger sitzt der rote Hahn im Nacken
Engländer feuern auf Verwundetenträger

Am Nieuport—Furnes-Kanal, 31. Mai, 19 Uhr.

Zum fünften Male liegt die schlachterprobte Infanterie sprungbereit und sturmbereit hinter der Dammkrone eines belgischen Kanals. Diesmal ist der Engländer unser Feind am anderen Ufer, er kämpft verbissen um jeden Fußbreit des nur fünf Kilometer schmalen Streifens, den der Vormarsch ihm zwischen uns, d. h. der Küste und dem Nieuport—Furnes-Kanal, gelassen hat südlich des Hafens Nieuport bis hinab nach Dünkirchen. Entlang des Kanals Nieuport—Furnes sind unsre Truppen gegen den Tommy angesetzt, wir liegen ihm in schnurgerader Front gegenüber. Der Feind — es liegt das South-Lancashire-Regiment vor uns — hat eine Elitetruppe aufgeboten, um seine letzte wenig ruhmvolle militärische Unternehmung am Kontinent, die „erfolgreiche“ Verschiffung durchzuführen, so wie er es tat in Andalsnes und Namsos.

Wir müssen nach diesem heißen Kampftag, der zur Erde wie zur Luft heftige Auseinandersetzungen brachte, gestehen, daß der Gegner sich mit ungemein großer Zähigkeit gegen unsre schneidige Infanterie zur Wehr setzte, die nur schwer ihre Brückenkopfstellung am Schiffskanal westlich Wulpen aufrichten konnte. Jetzt, da es ihm selbst an den Kragen geht, wird der fahnenflüchtige Alliierte wild und kampfentschlossen wie ein Berserker; so wohlfeil ihm die Haut anderer ist, so teuer ist ihm seine eigene. Nur weg von dem ungemütlichen Kontinent — damned — heimzu, rette sich, wer kann und wie er kann, das ist das Ethos dieser wohl allerletzten britischen Waffentat am Festland. Sie wollten sich auch nicht gefangengeben, ihr eigenes schlechtes Gewissen stachelt sie, sie fürchten wohl Vergeltung für das, was sie unsren Gefangenen zufügen. Zehn Gefangene, die eben ein Posten vom Kanal zurückbringen wollte, sind

ausgerissen, sie haben schwimmend das andere Ufer zu erreichen versucht. Keiner hat es erreicht.

Der Feind hat die Vorteile des Geländes für sich: Auf den etwa 20 bis 30 Meter hohen Dünen, die sich jäh über der flachen, völlig eingesehenen Tafel unsres Angriffsstreifens erheben, hat er seine schweren Waffen in Stellung gebracht. Wir haben ihre Wirkung den langen Tag über zu spüren bekommen, zumal seine schweren MG. und sein Granatfeuer. Aber unsre Batterien schossen nicht faul in die Pferche des schmalen Uferstreifens hinein.

Um 9 Uhr früh begann das Übersetzen am Kanal. Die übliche Lage: Flankierende, nahezu unerkennbare feindliche MG. bestreichen die Länge des Wasserweges. Es mußten diese Nester erst durch unsre Pak- und IG.-Züge niedergekämpft werden, ehe die Infanterie ohne zu große Gefahr mit ihren Schlauchbooten übersetzen konnte.

Der Kampf um das diesseitige Kanalufer war allerdings von einer Heftigkeit, wie sie vielleicht nur noch am Kanal de Gant verspürt worden ist. Wären die Engländer nicht so kaltrechnende Taktiker — in diesem Falle geht es ihnen wieder einmal um den rechtzeitigen Schiffsanschluß —, man könnte glauben, das South-Lancashire-Regiment würde versuchen, den stark ramponierten Soldatenruhm des Tommy ein wenig auszubügeln beim Adieu vom Kontinent. Aus Dachluken zumeist mußte wohl das Feuer stammen, das wir zuweilen noch hinter uns vernahmen. Stoßtrupps hatten stundenlang zu tun. um diese heimtückischen Nester unwirksam zu machen. MG.-Duelle kennzeichneten den Nachmittag und das gezielte Einzelfeuer, das zu besonderer Vorsicht und Deckung zwang.

Wir sind ritterlich genug, um ohne Zögern anzuerkennen, daß der Feind sich gut geschlagen hat, allein wir verachten jenen Mangel an Anständigkeit in der Kriegführung, den der Engländer heute wieder zeigte, als er unsre Sanitätssoldaten unter Feuer nahm. Unsre Verluste sind nicht gering.

Der Heftigkeit des Erdkampfes um den Küstenstreifen entsprach eine ebensolche dramatische Auseinandersetzung in der Luft. Die feindliche Aufklärungstätigkeit und sein Luftbeschuß waren sehr rege. Das noch von Zivilbevölkerung erfüllte Nieuport nahmen sich englische Bomber etwa um 17.30 Uhr zum billigen Ziel, nachdem die feindlichen Jäger unsren Beobachtungsfesselballon



Oben: Am Nieuport-Furnes-Kanal: Ein Laufsteg wird über die Kähne gelegt, damit ...
Unten: ... die Sturmtrupps sich am Feindufer zu neuem Vorstoß sammeln können. Das South-Lancashire-Regiment, eine Elitetruppe, liegt uns gegenüber (Seite 225)



Nach der Flucht der Briten: Landser stehen zum ersten Male an der Nordsee ... (Seite 228)

... und sehen zum ersten Male, wie so'n britischer Torpedo beschaffen ist, der morgens angerauscht kam (Seite 228)

Oben: Ortseingang La Panne — Verlassene britische Panzerkampfwagen
Unten: Erster Blick auf den Strand von La Panne: Der Königlich-Britische Kraftwagenpark zum Teil ein rauchender Trümmerhaufen. Im Hintergrund die „Autobrücke“ (Seite 229)

Die „Autobrücke“ von La Panne, ein Denkmal im Zeichen des britischen Schlachtrufes: Rette jeder sein nacktes Leben!

Über den Dächern der Kraftfahrzeuge ein schwankender Laufsteg angstgepeitschter Flucht. Husch-husch, welch reizvoller Rückzug, welch reizvoller Krieg! (Seite 230)

vergeblich angegriffen haben. Den Luftraum fegten die deutschen Jäger rein. Wir erlebten einen wechselvollen Luftkampf über uns, sahen, wie zwei deutsche Jäger den Engländer in die Feuerzange nahmen, bis ihm der rote Hahn im Nacken saß. Aber er blieb noch oben, zwei Minuten lang zog er die Flammenfahne hinter sich her, als könnte er ihr noch entfliehen. Dann neigte sich der Jagdeinsitzer plötzlich kopfüber, sauste auf die Wiese herab mit voller Fallgeschwindigkeit — eine Rauchsäule zeigte uns die Absturzstelle jenseits der Dächer. Wir fanden nur noch Trümmer vor, der Motor steckte tief in der Erde. Bis in den Abend hinein rauschte es über uns, bald waren es Feindflieger, bald zogen sicher unsre Bombengeschwader ihre Bahn nach dem Westen, obwohl der klare Himmel dicht getupft ist mit Flaksprengwölkchen.

Am Kanal aber ist über den Schifferkähnen ein Laufsteg gebaut, worüber wir nun zur Verstärkung des Brückenkopfes eilen. Der vorgeschobene Beobachter, der mit uns kam, wird dafür sorgen, daß die Feuerglocke der eigenen Batterien sich schirmend über die Infanterie senkt.

Es wird morgen reiner Tisch gemacht da drüben.

Wir stoßen ins Leere

Heute nacht ist der Engländer ausgerückt

Wir liegen am Kanal zum letzten Sturmangriff bereit / Aufgefangener englischer Funkspruch: „Verschiffung in drei Wellen ab 12.30 Uhr!“
Geflüchtete holländische Soldaten atmen auf
Seebad Coxyde les Bains hat die Saison eröffnet...
Britisches Debakel mit Bordeauxwein begossen

Coxyde les Bains, an der belgischen Küste,
1. Juni, 13 Uhr.

Als wir gestern nachts noch am Kanal Nieuport—Furnes lagen und um jeden Zollbreit Dünenboden rangen, ahnten wir nicht, daß der heutige Morgen uns so froh begrüßen würde. Wir spürten das allerdings: Da drüben stimmt was nicht, obwohl der Tommy sogar Ansätze zu Gegenangriffen machte. Diese fünf Kilometer Gelände bis zur Küste hin hätten uns weiß Gott noch viel Blut gekostet. Wir bereiteten uns jedenfalls auf einen ganz bitteren Kampf vor, so nah am Ziel und so hart war es, das Letzte zu erreichen.

Ein wachsamer Funker eines Stabes aber hat hineingehorcht in die Wirrnis vor uns, die bei den englischen Gefechtsvorposten uns gegenüber den Mut der Verzweiflung angefacht hat, er hat einen Funkspruch aufgefangen, als noch der Tommy uns um die Ohren funkte, und dieser Spruch besagte im Klartext folgendes: „In der Nacht zum 1. Juni verläßt per Schiff in drei Wellen die englische Streitmacht im Räume Nieuport—Dunkerque das Festland, Beginn der Verschiffung 12.30 Uhr...“

Die vorne am Kanal liegen, einen Hahnensprung von der Küste ab, haben nachts eine letzte schwere Probe zu bestehen. Englische Flieger streuen Bomben in rauhen Mengen in das Gelände, wo sie die verfolgenden deutschen Truppen vermuten. In den Morgenstunden unternimmt das Bataillon der angelehnten Division eine gewaltsame Erkundung. Ergebnis: Keine Spur mehr vom Feind! Der Engländer ist ausgerückt. Um 7 Uhr früh tritt das Bataillon den Marsch zur Küste an. Ziel: Coxyde les Bains, das nach raschem Marsch um 10.15 Uhr erreicht ist.

Welches Bild der heillosen Flucht bietet sich uns! Batterie über Batterie steht am Straßenrand und ein Riesenpark von

Fahrzeugen ist verlassen. Flak, Panzerkampfwagen, Gefechtswagen, Sanitätskolonnen, eine Unmenge von Motorrädern und was sonst noch Kriegsmaterial heißt, liegt in chaotischem Durcheinander an und auf der Straße. Es muß eine Schreckensnacht für den Tommy gewesen sein.

All die freundlichen Hilfsgeräte, die dazu dienen sollten, Deutschland nach Reynauds Konzept zu zerstückeln, mußte er im Stiche lassen. Welche Pein des Abschiedes. Und welches Glück erfüllt in dieser Stunde unsre tapferen Kerle; das Bewußtsein, dem haben wir's heimgezahlt, aber feste, erhellt und erfrischt auch das müdeste Gesicht, über das der rauhe Soldatenbart gewachsen ist. Die Flieger da droben, die Kameraden in der Luft, sorgen schon, daß ihr das Glück der Sieger auskosten könnt! Es rauschen unsre Staffeln und Gruppen über die Dünen hinweg und die Jäger durchpfeifen scharfäugig den tiefhängenden grauen Morgenhimmel an der See.

Der Spuk ist zerflattert, der Expeditionskorps hieß. Ruhmlos ist der großmäulige Fighter ausgekniffen und hurtig aus dem Ring gestiegen, als der deutsche Schwinger auf ihn zukam.

Das blaugrüne Meer da draußen, aus dem die Wracks bombardierter Truppentransporter ragen, weint heute Wogen von Salztränen über die Entente cordiale. Es weinte bei Andalsnes, es weinte bei Namsos — es wird auch bald bei Narvik weinen.

Grauenhaft malt sich das Bild des britischen Abganges in unsren Augen. Es atmen auf die ungezählten Tausende, die hier unter dem Terror der Engländer tagelang gelegen haben und auf die Stunde der Heimkehr warteten. 1.250 Holländer treffen wir im Vorgehen auf St. Idesbalde und 1.000 belgische Soldaten. „Ihr seid viel zu spät gekommen“, rufen die Holländer uns zu; die flämischen Infanteristen, die hier vom Schicksal ihrer abrüstenden Kameraden getrennt gewesen sind durch die englische Herrschaft, sagen genau so überzeugt dasselbe. Der Haß gegen die Engländer, den zivile Flüchtlinge, holländische und belgische Soldaten uns gegenüber äußern, ist abgründig. Sie klagen über die englische Brutalität und nennen die Entwischten kurzerhand Diebe und Räuber.

In Coxyde les Bains trägt sich um 11 Uhr folgendes zu: Ein Kilometer vom Strand entfernt ein englischer Zerstörer, im Glas erkennen wir die Nummer „H II“. Unsre Stukas fliegen ihn an, drei Bomben fallen, der Zerstörer ist in Brand geraten, Schlagseite,

manövrierunfähig. Besatzung verläßt das Schiff. Sie wird aus den Rettungsbooten aufgenommen von einem abfahrenden Transporter. Das englische Torpedoboot „D 94“ kreuzt auf, will den angeschlagenen Kreuzer offenbar vernichten, damit er nicht den Deutschen in die Hände falle, jagt vier Torpedos 'raus, die allesamt ihr Ziel verfehlen und auf den fashionablen Sandstrand von Coxyde les Bains, ohne zu explodieren, auflaufen. Hier bestaunen unsre Landser die dicken Zigarren Churchills, deren Schrauben noch surren, während eines erholsamen Strandspazierganges, bei dem wir Zeugen werden der Heimsuchung der englischen Schiffe durch unsre Luftstreitkräfte. Welche Mühen und Entbehrungen der letzten Wochen wiegt doch diese eine köstliche Stunde auf an der Kanalküste bei Coxyde.

Übrigens: Die Saison ist eröffnet. Unsre Landser haben sie eröffnet. Splitternackt oder in Unterhose erproben sie die vielgerühmte Kraft dieses Strandes, dieses Wassers. Eine feierliche und zugleich sehr intime Begegnung mit der Nordsee. Daß der Ölschimmer der versenkten britischen Transporter und Zerstörer über den Wogen liegt, ist eher ein Reiz mehr...

Nun aber ist der Augenblick da für den geziemenden Siegestrunk. Vor wenigen Stunden lagen wir noch am Damm im Kreuzfeuer der MG., aber jetzt soll uns der Tropfen schmecken, mit dem wir die Begegnung mit der Küste und das britische Debakel begießen. „1928 St. Emilion, Grand vin de Bordeaux“ — just die passende Marke. Prost, Kameraden! Der Schluck soll uns wohl bekommen!

Er gibt einen Vorgeschmack von Frankreich — Dünkirchen liegt nur, bedenkt, 15 Kilometer weitab. Darum hören wir das dumpfe Gehämmer unsrer Stukaangriffe so gut.



La Panne: Stilleben einer Flucht.
Blick unter die „Autobrücke“



La Panne: Stilleben einer Flucht. Unternehmen Lord Gort im Sande verlaufen . . . (Seite 230)

Der Name ein Vorzeichen: La Panne — die Panne

Die Briten in chaotischer Flucht gewichen

Das nackte Leben in Sicherheit gebracht
Ein Bild namenloser Verwirrung
Das Massengrab des königlich britischen Wagenparks
Friedhofstille über einer Szenerie des Grauens

La Panne, belgische Küste, 1. Juni, 21 Uhr.

Wir treiben den Tommy ins Meer! So dachten wir und so ist es buchstäblich gekommen. Der Engländer hat in heilloser Flucht Rettung bei seinem Element, dem Meere, gesucht. Wie weit er es gefunden hat, ist eine Frage, die zur Stunde nur die kühne Besatzung unsrer Stukas und Bomber beantworten kann, die dem Tommy den Abschied vom Kontinent noch mit dröhnenden Salven hinterher recht feierlich gemacht hat.

La Panne heißt der belgische Seekurort nahe der französischen Grenze, wo sich heute morgen die Tragödie, besser die Katastrophe, für den flüchtenden Feind abgespielt hat. La Panne — die Ironie des Schicksals fügte es, daß dieser Ort im Kriegstagebuch etwa des eiligst fliehenden South-Lancashire-Regiments — sofern es überhaupt geschrieben werden sollte — nur mehr als grausames Spottwort aufscheinen dürfte. Ein kleiner Treppenwitz der Weltgeschichte, ein frivoles Scherzchen auf Kosten seiner Hoheit, des Weltbeherrschers Great-Britain: La Panne, die Panne...

Dem englischen Expeditionskorps ist hier die Panne bereitet worden, die ihm gebührte, und die Panik hat bei diesem klassischen „erfolgreichen Rückzug“ der Engländer die Regie geführt. Der Kurort La Panne ist ein Monument geworden über Nacht für eine kopflose, angstgepeitschte Flucht. Hier regierten in den Nachtstunden die Atemlosigkeit und der Schrecken, die Deutschen auf den Fersen zu haben und Albion, das teure, nicht mehr erreichen zu können.

Die Straßen der Stadt sind verrammelt von der Fülle des im Stiche gelassenen rollenden Kriegsmaterials. Pak, Geschütze, Panzerkampfwagen, Tausende Motorräder und Personen- und Lastkraftwagen verbarrikadieren die Boulevards, über die zerfetzte Drähte der Straßenbahn baumeln. Der Eindruck, daß

sich hier eben erst eine Katastrophe abgespielt hat, wird bis zum fassungslosen Staunen gesteigert durch den Blick hinab zum Strand. Er ist übersät von Kriegsmaterial aller Art, vor allem Motorfahrzeugen, die zum Teil brennen. Verlassene Flakgeschütze und Panzerkampfwagen, tief eingewühlt im Sand, daneben lagern Munitionskisten und Granaten zuhauf. Ringsum verstreut in einer Breite von nahezu zwei Kilometer Heeresgerät, Tornister, Stahlhelme, Gewehre ertrinken in den Pfützen, die die ebbende See im Strande hinterlassen hat. Konserven, soldatische Bedarfsgegenstände liegen wie von einem Tornado durcheinandergewirbelt umher, der Navy-Cut neben der angebissenen Schokolade, die aufgeweichten militärischen Schriftstücke kleben auf dem Sand von La Panne, ein wehmütiger letzter Gruß an das Festland.

Ohne Schonung und Rücksicht auf das Material ging die Flucht vonstatten, die wohl unter der Parole gestanden hat: Rette jeder sein nacktes Leben! Hunderte Motorfahrzeuge sind geopfert worden der nagenden Salzsee, um auf ihren Rücken — die Fahrzeuge stehen dicht nebeneinander und bilden eine behelfsmäßige „Landzunge“, die etwa 350 Meter ins Meer hinaus reicht — einen schwankenden Laufsteg zu errichten. Darüber sind heute frühmorgens die Tommies hurtigen Schrittes ihren draußen ankernden Schiffen zugeeilt, denn die Boote reichten nicht. Manch einer ist gestrauchelt und ist in der See ertrunken.

Zwei geflüchtete Holländer und ein Belgier stehen starr vor diesem Bild des Entsetzens: „Un cimetiere“, stammelt schließlich der eine und er fand das treffendste Wort. Ein Friedhof. Ein Massengrab des königlich britischen Wagenparks, der einmal stolz ausgerattert war — um schließlich in Sand und Salzwasser zu versacken.

Drüben brennt eben der von unsren Stukas erledigte Zerstörer „H II“ aus, wir hören seine Granaten explodieren während seines Todeskampfes mit dem lauernden Meere.

„Rule, Britannia, rule the waves“

— so klang einst der selbstherrliche Preisgesang des meerebeherrschenden Großbritanniens. Und dort drüben ragt ein neues Wrack eines gestern vernichteten englischen Kriegsschiffes.

„Ruhe, Britannia, ruhe...“, rauschen wohl an diesem Strande jetzt die Wogen, die einst unangefochten die Kiele Albions pflügten.

Die Friedhofsstille über dieser Szenerie des Grauens wird nur noch durchbrochen von den Bombeneinschlägen, die wir vom nahen Dünkirchen her vernehmen. Auch dort kämpfen mit der Kraft der Verzweiflung Engländer gegen unsre Umschließung, sie kämpfen nicht der Treue wegen oder um ihre Verbündeten zu retten, um ihre sogenannten Ideale der Menschlichkeit zu verteidigen, um, geschart unter dem Banner der „Demokratie“, als Tatbekenner zu sterben und zu verbluten mit einem letzten Aufschrei der Empörung, der vielleicht noch sieghafte Zeugenschaft geben könnte von der Heiligkeit einer Idee...

Ach nein. Sie kämpfen nur mehr um das kleine bißchen Nachhausekommen.

Kleines Gespräch a m R a n d e des Geschehens

Flüchtlinge in La Panne erzählen...

Abscheu vor der Brutalität des englischen Expeditionskorps
„Geradezu entzückt von der ritterlichen Art...“
Deutsche Truppen begrüßt wie Befreier / Jüdische Schmutzgeschäfte mit dem Krieg / „Das war ein schauderhaftes Durcheinander“

La Panne, 2. Juni, 18 Uhr.

„Warum flüchteten Sie eigentlich aus Brüssel, monsieur le docteur?“ fragen wir den Advokaten, der uns mit seiner Gattin gegenübersitzt. Wir sind in der Avenue de la mer in La Panne, dem internationalen Seebad. Eines der Häuser dieses „fashionablen“ Kurortes beherbergt uns zur Stunde, die erbaut sind in der wuchernden Stillosigkeit so einer Allerweltsstadt. Wir brauchen nicht den schützenden Keller aufzusuchen, um unsre Konversation ungestört zu Ende zu führen, denn heute ist es still über unsren Köpfen. Der Tommy ist wohl über die Maßen schlafbedürftig nach dieser katastrophalen Nacht. Unsre Luftwaffe beherrscht den Luftraum, kein Engländer ließ sich heute blicken vor La Panne. Die haben die Nase voll von gestern.

Ruuums, ruuums — die Frau vor mir zuckt zusammen, sie will in den Keller gehen. „Beruhigen Sie sich, Madame, das ist nur unsre Artillerie, die Dünkirchen sturmreif schießt. Also, warum flüchteten Sie aus Brüssel?“

„Es war eigentlich eine Dummheit, doch wir haben der britischen und französischen Propaganda geglaubt. Sie haben gesagt, die deutschen Soldaten wären bösartig. Sie würden hausen wie die Barbaren.“

„Und—“, werfen wir ein, „sind Sie bei der Ansicht geblieben?“

„Ganz im Gegenteil, wir sind geradezu entzückt von der ritterlichen Art, mit der uns die deutschen Soldaten entgegenkommen. Und das sagen alle Flüchtlinge. Alle waren sehr begeistert — die Juden ausgenommen — von Ihrem Kommen.“ („Tout le monde etait bien enchante — exceptes les juifs — de vous voir arriver.“) „Wir sind nun 14 Tage hier. Unser sechzehnjähriger Junge ist auf Befehl der Brüsseler Polizei nach Frankreich abgereist. Es wurde am 14. Mai öffentlich bekanntgegeben, daß alle Männer im Alter von 16 bis 35 Jahren

La Panne: Ende des Laufsteges. Die Brandung rauscht „Rule, Britannia, rule the waves . . .!“ (Seite 230)



Einer, der den Anschluß verpaßt hat. Britischer Munitionsschlepper am flandrischen Strand, im Hintergrund ein versenkter britischer Zerstörer

Die B-Stelle eines Granatwerferzuges in den Dünen von Dünkirchen, gegenüber den Befestigungswerken von Bray-Dunes (Seite 236)

Vor Dünkirchen. Gefechtspause mit Tafelmusik im Schatten des Buschwerks. Pariser Chansons aus britischem Kofferapparat (Seite 236)

Front Dünkirchen ist zerbrochen! Durch die schweigende Stadt über Schutthalden gelangen wir in den Hafen, verqualmt durch Feuersbrünste



Den Wirkungen unserer Luftbombardements begegnen wir auf Schritt und Tritt. Kleiner französischer Panzerkampfwagen auf einer Mole

Nach der Einnahme Dünkirchens. Völkergemisch in chaotischem Durcheinander strömt uns entgegen. Eine Parade der „naturalisierten Franzosen". Marokkaner und Neger . . .



. . . und geflüchtete Rotspanier mit verwegenen Physiognomien

(Seite 239—240)

sich nach Frankreich begeben sollten. Wir wissen nichts mehr von unsrem Sohn. Wir wissen nur, daß alle belgischen Flüchtlinge in Frankreich schlecht behandelt worden sind. Ein Großteil fand die Grenze gesperrt. ‚Wir haben kaum Brot für uns', wurde unsren Leuten erklärt. Ein französischer Arzt verweigerte einem siebzehnjährigen belgischen Jungen, der eine vereiterte Hand hatte, die ärztliche Hilfe. Das hat sich herumgesprochen. Die Belgier hassen jetzt die Franzosen und die Engländer. Es ist wahr, die Franzosen haben den belgischen Flüchtlingen Trinkwasser teuer verkauft.“

Irgendwo spielt irgendwer Klavier. Nicht eben schön, aber ausdauernd. Was für ein seltsamer Klang in dieser Stadt, die dem Luxus der reichen Leute geweiht ist und eben Stunden der schweren Heimsuchung hinter sich gebracht hat. Klavierspiel, unsre Pak knallt in die wenig geläufigen Passagen dieses unbekannten Pianisten, und das Dröhnen ferner Einschläge rollt zu uns her. Wir müssen lachen.

Ein paar unsrer Landser kommen zur Tür herein, wir sitzen zu ebener Erde, knapp an der Avenue de la mer, sie bitten um Kaffee. Trinkwasser ist nämlich rar in dieser Stadt auf dem Dünensand, und der Tag ist heiß. Die Madame aus Brüssel gibt ihnen das Erbetene aus der vollen Kanne, man merkt es ihr an, wie gern sie es tut.

„Wie waren doch die Engländer ganz anders, die kamen und forderten, die baten nicht. Sie verkauften uns nicht einmal eine Dose Kondensmilch, sie hatten Überfluß daran.“

‚Ja, stimmt“, fügt der Advokat aus Brüssel hinzu mit eindringlichem Kopfnicken, „die waren über die Maßen egoistisch und brutal. Drei Zivilisten, erzählte man uns gestern, haben sie in Furnes erschießen lassen, weil sie irgendwelchen dummen Anordnungen nicht folgten. Wie waren diese Burschen doch hochmütig!“

„Ja — und wie erging es den belgischen und holländischen Soldaten, die gestern morgens von hier abrückten?“

„Die Holländer waren todunglücklich. Sie erhielten nichts zu essen und zu trinken, und sie hatten kein Geld. Sie verkauften, was sie so Entbehrliches am Leibe hatten, im übrigen haben die Belgier ihre Ration mit den Holländern geteilt.“

„Wer kaufte denn den Holländern die paar armseligen Dinger ab?“

„Ha — wir hatten ja bis gestern an die zehntausend Juden hier!“

„Ich verstehe, wir sind diesen ewigen Flüchtlingen begegnet, in hellen Scharen zogen sie die Landstraße dahin.“

„Eine halbe Stunde bevor die Deutschen einmarschiert sind, hat ein Jude, wir sahen es mit eigenen Augen, an die belgischen Soldaten Corned beef verkauft. Am Strand hat er die angeschwemmten Kisten aufgebrochen, die Büchsen in einen Kinderwagen verstaut — nun, das Geschäft blühte. Eine halbe Stunde bevor Sie kamen... Das ist die schmutzigste Rasse der Welt.“ („La race la plus sale du monde.“)

„Und welche Eindrücke haben Sie von der Flucht der Engländer aus La Panne empfangen, monsieur le docteur?“ fragen wir schließlich.

„Sie haben den Kopf völlig verloren, das war ein schauderhaftes Durcheinander! Ihre Toten, ihre Verwundeten sogar, haben sie zurückgelassen.“ („Ils ont completement perdu la tète, c'etait une désorganisation par excellence, c'etait une vraie débandade...“)

Vor dem großen Angriff auf Bray-Dunes und Dünkirchen

Im Dünensand vor Dünkirchen...

Das Debakel von La Panne wiederholt sich / Franzosen decken die Flucht der Briten / Wir Überschreiten die belgisch-französische Grenze „... diese verdammte Wüste Sahara“

Vor Bray-Dunes (Frankreich), 3. Juni.

La Panne steht im Zeichen des katastrophalen englischen Rückzuges, der in der Nacht zum 1. Juni in völliger Kopflosigkeit vor sich ging. Auf der Straße, die von La Panne hinüberführt nach Frankreich, zwischen Adinkerke und der Grenze aber hat sich die Flucht der französischen Einheiten ein Denkmal der Vernichtung gesetzt in den unabsehbaren Kolonnen zurückgelassener Fahrzeuge und motorisierter Waffen. Unsre Kriegsbeute in dem Räume Nieuport—Furnes—Adinkerke—La Panne ist noch nicht abzuschätzen. Weltkriegsteilnehmer gestehen, daß sie dergleichen Beutemassen im Kriege 1914—1918 nie gesehen hätten. U. a. stehen drei Dutzend schwere französische Panzerkampfwagen unbeschädigt auf der Chaussee La Panne—Adinkerke, Geschütze, Artillerietrosse und Wagenkolonnen viele Kilometer lang. Unabsehbar, unabschätzbar, was da noch alles zurückgelassen wurde auf den Feldwegen und Nebenstraßen. Dokumente, die wir bei Adinkerke fanden, besagen uns, daß hier u. a. die 2. nordafrikanische Division in heilloser Flucht davongestoben ist.

Nun aber verteidigt sich der in die Enge zusammengetriebene Franzose mit eben derselben Zähigkeit, mit der aus guten Gründen die Engländer ihre nächtliche Verschiffung vor zwei Tagen gedeckt haben. Es ist Nachmittag. Wir gehen von Duinhoek einige hundert Meter am Südrande der großen Düne vor, in der das II. und das III. Bataillon Stellung bezogen haben. Im fließenden feinen Sand haben sich die Männer eingegraben, unerkennbar für feindliche Luftbeobachtung. In diesem Dünensand sind auch deutsche Soldaten im Weltkrieg gelegen, als sie die Stellungen westlich Ostende gehalten haben, damals, als der belgische Generalstab in Furnes sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Nun führt uns der Weg in die Düne hinein, in das wogende Auf und Ab des blendenden lichtgelben Sandes. Im Schatten des Buschwerkes löffeln in einer Gefechtspause unsre Männer ihr Linsengericht. Die Landser haben sich dazu Tafelmusik gemacht. Ein Beutegrammophon britischer Abkunft kreischt ein Pariser Chanson, die Stimmung ist quietschfidel. Man würde angesichts dessen es kaum für möglich halten, daß wir so nahe am Feind sind, der mit Granatwerfern diese Mulden und Hänge dicht abstreut. Unten an der Straße nach Süd-Bray-Dunes sehen wir den ersten französischen Betonbunker. Ein paar Schritte noch, wir schlüpfen durch den schmalen Spalt des Drahtverhaues, und wir befinden uns in Frankreich! Im dritten Feindesland seit 10. Mai.

Vor 24 Stunden hat der Feind die Grenzlinie verbissen gehalten. Allein in der Nacht ist er zurückgewichen, er hat die erste Bunkerlinie geräumt, sie ist von unserer Infanterie besetzt worden. Nun feuert der Feind mit seiner Pak auf die eigenen Bunker — wir sehen den Aufprall der Geschosse, hören, wie weit zurück die abgeglittenen Zünder schwirren. Feindliches Schrapnellfeuer regnet Splitter auf die Gehöfte. Doch seine Artillerie ist nur mehr schwach. Die Truppen, die uns gegenüberliegen, gehören zur 60. französischen Infanteriedivision.

Der Dünensand stäubt auf unter den MG.-Garben, die aus den Bunkern zu uns her zischen. Ohne Unterlaß feuert es aus dem gewaltigen Fort des Dunes. Da wird ohne Stukas kaum ein Durchkommen möglich sein. Jeder Angreifer muß ja über das freie Gelände, dunkel hebt er sich ab vom hellen Sand, eine lebende Zielscheibe. Es wird hart, sehr hart hergehen, Gefangene sagten eben aus, sie hätten Befehl, die Stellung unter allen Umständen zu halten. Wir haben die B-Stelle eines Granatwerferzuges erreicht und sehen hinein nach Bray-Dunes, das sich zum Teil noch in Feindeshand befindet dank der Befestigungssperre. Allein, die Truppen, die hier angreifen, sind an der Maas und am Kanal de Gant mit schlimmeren Dingen fertig geworden, die werden auch den Widerstand um Dünkirchen zertrümmern. Morgen wird der konzentrische Angriff auf Dünkirchen—Bray-Dunes den Feind aus diesem letzten Schlupfwinkel werfen.



Dünkirchen. Die Totenstille dieser Stadt war unheimlicher als das Gewittergrollen einer Schlacht (Seite 240)



40 000 Franzosen haben auf den Molen des Hafens Dünkirchen die Waffen niedergelegt (Seite 241)

„Wenn das einmal geschafft ist, dann aber wohl kopfüber hinein in die Nordsee, gelt Kamerad? Das wird uns wohltun...!“ Der Unteroffizier nickt heftig. „Wenn wir nur schon 'raus wären aus dieser verdammten Wüste Sahara.“

Brütende Hitze zittert über den Sandwellen, nur vom nahen Meere her kommt zuweilen ein erfrischender Luftzug. Mit dem Glase verfolgen wir die Spähtrupps der II. Kompanie da vorne in der Mulde, wie sie sich heranarbeiten an die Befestigungen, um zu erkunden, wie sie in die ersten Häuser von Bray-Dunes eindringen. Andere Spähtrupps versuchen eben jetzt, den Strand entlang sich vorarbeitend, das Dorf von rückwärts zu erreichen. Zu gleicher Stunde arbeitet ein Stab der Artillerieeinheiten den Schießplan aus, mindestens neun Abteilungen sind bereitgestellt.

Stukas und Bomber ziehen über das angreifende Regiment, Fort des Dunes wird bald verstummen, das wissen wir. Aus dem blaugrauen Qualm der Bombeneinschläge ragt die schon vom Bombardement zernagte Silhouette der Stadt. Zwischen Türmen und Schloten erkennen wir die unversehrte Kathedrale. Sie wird Richtpunkt unsres Vormarsches sein, wir wollen sie so lange nicht aus den Augen verlieren, bis über der Kreuzblume auch dieses Turmes unsre Fahne weht.

Wirbelndes Karussell der Panik

Das war das Ende Dünkirchens

Zusammenbruch der Front um 4.45 Uhr früh
Treibholz der Völker spült uns entgegen
40.000 Gefangene auf den Molen
Weygand war noch vor Tagen hier / Schrecken zu Lande, Tumult zur See
Französischer General suchte den Freitod im Meere

Dünkirchen, 4. Juni, Mitternacht.

Der Schraubstock um Dünkirchen ist nun so straff angezogen, daß es nur mehr eine Frage von Stunden sein kann, bis die Front zerbricht. Noch hält der Gegner von seinen Sperrforts bei Bray-Dunes aus sich die Verfolger vom Halse, noch legt er sein Artilleriefeuer hinein in die bereits von uns besetzten Orte Adinkerke, Dunhoek, La Panne. Wir antworten mit einer Massierung der schweren und schwersten Waffen, bereiten jenes Finale Furioso unsres Siegesmarsches durch Belgien vor, das in der Sprache des Soldaten kurzweg Vernichtung des Gegners heißt. Neun Artillerieabteilungen haben ihre Rohre eingerichtet auf das eine Ziel, den schmalen Uferstreifen nördlich und südlich Dünkirchens. Noch einmal werden wir das Brüllen einer Schlacht vernehmen im flandrischen Raum. Morgen, den 4. Juni, um 11 Uhr Angriffsbeginn.

So dachten wir gestern nachts noch. Im Divisionsbefehl für den 4. Juni lasen wir allerdings: „Es besteht die Möglichkeit, daß der Feind während der Nacht die Stellungen räumt."

Darum ist es für die vordersten Teile unsrer beiden Regimenter nötig, unter keinen Umständen die Fühlung mit dem Feinde zu verlieren. Die Spähtrupptätigkeit reißt die ganze Nacht nicht ab. Um 3.23 Uhr befiehlt der Regimentskommandeur: „Vorderste Stellungen handstreichartig in Besitz nehmen." Der Einbruch gelingt. Der Feind wird überwältigt. 4.45 Uhr marschiert die Infanteriespitze durch Bray-Dunes. Das Feindfeuer verebbt, doch zu einem letzten Gegenstoß holt der Gegner aus, allein die sechs Panzerkampfwagen an der Einbruchstelle können unsren Vormarsch nicht mehr aufhalten. Ein französischer Unterhändler, heißt es, sei unterwegs. Unsre Infanteriespitze motorisiert sich mit Beuterädern aus dem unabsehbaren Arsenal einer zerschlagenen

motorisierten Armee, rast über Rozendael hinein in die Stadt, erreicht um 7.15 Uhr mit drei Paks den Platz de la Republique.

Um 8.30 Uhr empfängt der Regimentskommandeur, Oberstleutnant A., die Unterhändler bei dem Fort de Dunes. Kommandeur und Unterhändler begeben sich zum Gefechtsstand der 60. französischen Division, es gilt, ein formelles Kapitulationsangebot zu erhalten. Allein der französische Divisionskommandeur, General Jansen, Mitglied des französischen Verteidigungsrats, ist nirgends zu finden, vielleicht befindet er sich im Fort de Dunes, dessen Eingänge durch Bombentreffer verschüttet sind, die 500 Mann der Besatzung und höhere Offiziere sollen darin umgekommen sein.

Wie durch jäh geöffnete Schleusen hochgestautes Wasser bricht, so quellen uns auf der Vormarschstraße die nicht abzusehenden Kolonnen der Gefangenen entgegen. Der Explosionsdruck dieser in dem Kessel Dünkirchen zusammengeballten Menschenmassen sucht sich den kürzesten Ausweg — fort aus dieser Hölle — aus der lähmenden Qual zehn Tage währender Luftangriffe — fort — fort! Das steht diesen Poilus auf den Gesichtern geschrieben.

Und was kommt da nicht alles auf uns zu!

Ein Völkergemisch in chaotischem Durcheinander, verschmutzt, abgerissen, demoralisiert, zieht die Straße der Geschlagenen. Da ist einmal eine Kolonne Rotspanier in verwegener Aufmachung, wandelnde Reminiszenzen an die anarchosyndikalistischen Blutorgien in Barcelona. Galgengesichter schauen uns an und Henkerphysiognomien mit brutalen Kinnladen. Einen kalten Zigarettenstummel in den Mundwinkel geklemmt, sehen sie scheu um sich, gestachelt vom bösen Gewissen. Da wird wohl mancher darunter sein, der ungemessene Blutschuld mit sich schleppt und nun den langen weitausholenden, zuweilen zögernden Arm der Sühne auf sich zukommen sieht.

Dazwischen Emigrantengesindel aller Sprachen, auch Deutsch hören wir. Man beteuert uns, man habe ja nicht gegen uns gekämpft, die Franzosen hätten sie zu Arbeiten gepreßt, Schanzarbeiten bei Dünkirchen. Es wäre schrecklich gewesen.

Die Reste einer nordafrikanischen Division spült dieser trübe Fluß von Dünkirchen her, Marokkaner, vermutlich von der 12. nordafrikanischen Division, deren Fahrzeugpark sein Grab an der Chaussee hinter La Panne gefunden hat. Hochgewundene weiße

Turbans, rote Fez, krause barhäuptige braune Köpfe wirbeln vorbei. Gestikulierend, „camerade — camerade“ rufend und gutes Wetter heischend. Auch sie wollen nur Schanzarbeiten verrichtet haben.

Und dann die Franzosen in schweigendem Marsch, die Köpfe gesenkt.

Treibholz der Völker im Gewitterbach einer beendeten Schlacht. Eine Parade des „Francais naturalise“, des Wahlfranzosen aus aller Herren Ländern, ein beklemmender Aufmarsch eines Volkes, an dessen Fleisch die Bastardierung frißt. Wie eine apokalyptische Erscheinung geistert dieser Zug der Geschlagenen an uns vorüber, atmet Untergang und Verrat an dem Naturgesetz. Eine Vision, die uns erschaudern macht. Das alte Europa, ausgedörrt durch die Glut des Fieberwahns von 1789, zieht im Sinnbild dieser chaotischen Kolonne ins Tal der Schatten. Altes, wahngehetztes, heimgesuchtes, armes Europa. Sähen wir nicht den Horizont lichterer Jahrhunderte vor uns, der Jammer dieses Anblicks würde uns überwältigen...

Wir fahren über Rozendael der Stadt zu durch das schwelende Trümmerfeld einer desorganisierten Armee. Es ist unmöglich, auch nur entfernt die Masse des verlassenen Kriegsmaterials abzuschätzen. Rudel abgehungerter Pferde weiden auf dem dürren Rasen, der Durst trübt ihre Augen. Sie grasen da neben den zahllosen Kadavern der gefallenen Pferde. Leidende, stumm leidende Kreatur. Wir kennen die Tierliebe unsrer Landser und wissen, diese Qual wird nun bald enden.

Die eroberte Stadt empfängt uns mit einem Schweigen, das ungleich schwerer zu ertragen ist als das Dröhnen der Schlacht. Es ist ein bohrendes, nagendes Schweigen. Totenstille über den Trümmern zusammengestürzter Hausfronten, die Straßen verlegt durch Ziegelbarrikaden. Wir gehen in einen Hinterhof, ein betrunkenes Weib lallt uns an und lacht wie von Sinnen. Sandsäcke vor einem Luftschutzraum — wir steigen hinab in die dumpfe Kühle des Kellers. Da krabbelt was in der Finsternis herum, redet Unverständliches — wir stecken das Feuerzeug an: zwei französische Soldaten kommen auf uns zu mit erhobenen Händen. Auch sie haben Schlagseite, Wein ist hier in beruhigender Menge aufgestapelt neben Eßvorräten. Zwei alte französische Landsturmmänner wollen das Unglück im Rausche

Der Abschied von der Hölle Dünkirchen fällt ihnen leicht. Sie packen ihre Tornister und . . .



. . . treten in der glühenden Hitze des 4. Juni den Marsch in die Gefangenschaft an



Er hält Wacht im Hafen von Dünkirchen, während ...

... seine Kameraden bei rauschenden Klängen auf der Mole eine kleine Siegesfeier abhalten. Es muß jetzt klingen und singen: Wir haben's geschafft!

Wracks bombardierter Schiffe im Dünkirchener Hafen. Dicht neben dem Grauen des Krieges liegt in rauhen Mengen . . .



. . . eingefangener Sonnenschein. Riesiges Rotweinlager zieht begeisterte Besucher an. Na, ein Prösterchen . . .!

Das ist „Alice", unsere nahrhafte Strandbekanntschaft im Augenblick der Entdeckung. Der erste Landser erklimmt gerade ihr Heck . . .



. . . Alsbald erhebt sich ein fröhliches Getümmel rund um „Alice" — ein Ruderboot wird sofort gechartert, damit . . . *(Seite 244)*



... die Bergung des Beutegutes leichter vonstatten gehe. Das ist ein wahres Fest, ein Strandfest, und ...

... mit glückstrahlendem Gesicht nimmt sich jeder ein kleines Andenken an die „Alice“ mit (Seite 245)



Die Heeressäule schiebt sich auf der Straße Lille—Senlis—Paris Richtung Paris vor — ein Bild straffster Marschdisziplin

verschlafen. Der eine weint jetzt, wir trösten ihn so gut es geht und schaffen die beiden aus ihrer Katakombe zutage.

Auf dem Wege zum Hafen eine kurze Visite beim königlich britischen Konsul — er hat uns nur unbedeutende Souvenirs seiner Amtstätigkeit hinterlassen. Und jetzt hinaus zu den Molen. Noch brennen Schiffe, einige sind schon ausgebrannt.

Wir kommen zu den Betonunterständen, wo vor einigen Stunden noch der Admiral Abrial seine Orders erteilt hat. „Bastion 32" war noch der einzige Rückhalt in der völligen Desorganisation im belagerten Dünkirchen. Weygand selbst, erfahren wir, war vor einigen Tagen mit dem Flugzeug nach Dünkirchen gekommen und hatte dem Admiral Abrial die Befehlsgewalt über die Landtruppen übertragen. Abrial wurde jedoch nur mehr zum Liquidator einer ungeheuerlichen Konkursmasse: Dünkirchen. Es gelang Abrial nur, einiges zu retten. Ein Teil erreichte noch die englische Küste — eine französische Elitedivision soll darunter sein —, andere verbluteten, ertranken samt ihren Transportern, und 40.000 Franzosen fallen uns in die Hand. Hier in den Molen stehen sie wartend, so wie sie seit Tagen und Nächten vergebens gewartet haben auf ihre Armada de salut, ihre rettende Flotte...

Etwa 40.000 Gefangene — vier Divisionen auf engstem Raum zusammengedrängt auf den schmalen Zungen der Molen. Ein Gefangener schildert das Überstandene, ein Gemälde, in den Farben des Weltunterganges gehalten:

„Wenn uns das jemand vor einer Woche vorausgesagt hätte, wir hätten ihn für närrisch gehalten, eine absurde Idee hätten wir gesagt. Nun ist es so gekommen, schrecklicher, als die Phantasie es hätte zeichnen können. Un desastre...", beginnt der Franzose.

Wenn doch immer Nacht gewesen wäre, schützendes Dunkel, in dessen Geborgenheit die Zehntausende ihre Schiffe hätten besteigen und entkommen können. Aber die Brandfackel Dünkirchen überleuchtete alles, die brennenden Petroleumtanks tauchten alles in rote Glut. Flammenmauern ringsum und darüber Flieger. Die Artillerieeinschläge kommen von Stunde zu Stunde näher, werden immer dichter, immer wieder braust die Attacke deutscher Bomber über der letzten Zufluchtsstätte einer eingekreisten Armee und scheucht die Schiffe durcheinander zu einem wirren Knäuel, Schiffe, die in letzter Stunde die in die Enge getriebenen Divisionen aufnehmen sollen.

Schrecken zu Lande — wo der Brand immer weiter frißt bis hinein in die Güterzüge auf den Molen, Tausende haben die Stadt geflohen, haben sich in die Dünen eingegraben, hungern und dursten lieber, als noch eine Stunde länger in den Kellern zu verbleiben, über denen die brennenden Häuser zusammenzustürzen drohen.

Tumult im Meere — Barkassen, Kutter, Schleppkähne, Kreuzer, Zerstörer, Torpedoboote, jagen hin und wider, torkeln durcheinander, rammen einander, kippen, saufen ab.

Schreie durch die Nacht! — Holt uns doch endlich, warum erst die anderen? Nehmt uns mit — uns! Ja die Engländer — die haben's eilig, o diese — diese — Verräter ist noch das zahmste der Schmähworte, die der flüchtenden britischen Armada ins Meer hinaus folgen. Nie werden die Schüsse vergessen werden, die die Briten auf Franzosen abgaben, die mit in die englischen Transporter wollten.

Schwüre hören diese Nächte in Dünkirchen: Der entnervte Mensch, soweit der Schrecken ihn nicht teilnahmslos gemacht hat, zitternd um das bißchen Leben, das jeder Augenblick ihm rauben kann, schwört und gelobt bei allen Heiligen des Himmels, wenn er nur einmal diese Stätte der Qual hinter sich hätte, er würde — ja, was würde er schon tun...?

Befehle jagen Soldaten aller Einheiten bald dorthin, bald dahin, im nächsten Augenblick vollenden Gegenbefehle das Chaos dieses hoffnungsarmen Menschengetümmels.

Verwünschungen, Flüche steigen wie züngelnde Flammen in die Brandnacht, Verwünschungen aus dem Munde der Verzweifelten, die am Ufer stehen und die Hände ringen, die Gott anklagen und alle jene Verführer dort in dem ahnungslosen Paris, die sie hineinhetzten in diese glühende Esse, dieses Fegefeuer Dunkerque, wo man seine Sünden auf Erden restlos büßt, weiß Gott...

Und dann das Seufzen der Verletzten, dort und da und da, die Deutschen sind schon ganz nah vor den Toren der Stadt — wie lange wird der Damm der Sperrforts noch halten? Unglücksbotschaft über Unglücksbotschaft.

Die „Cyclone“, vollgeladen mit lebender Fracht, erhielt eben einen Treffer ins Vorderschiff, aber sie wagt noch die fatale Fahrt über den Kanal. Auch die „Jaguar“ ist gesunken, draußen ragen

die Wracks aus dem schwarzblauen Wasser. Was ist aus dem Tankschiff „Salome“ geworden?

Sirenengeheul peitscht die Zermarterten stets aufs neue, zerquält durch die 60-Kilometer-Märsche ihrer Flucht, durch die sechs schlaflosen Tage und Nächte. Da kommt wieder ein Schiffchen heran, Tausende drängeln sich an die Mole, nur ein paar Dutzend können mitkommen. Als dichte Trauben hängt an der Barkasse ein Häuflein Soldaten. Wie in La Panne ist dieser und der abgeglitten und lautlos versunken, ehe er die Strickleiter des Transporters zu fassen kriegte.

Ein Wettlauf mit den Minuten des neuen Tages ist das alles, denn mit dem Morgengrauen kommen die Schwärme deutscher Stukas.

Tag und Nacht — ein wirbelndes Karussell des Verderbens.

Die französische Truppenführung hat die Nerven verloren. Ein General, den Namen erfahren wir nicht, hat kurz vor unsrem Einmarsch heut morgen einsam ein kleines Ruderboot bestiegen und ist ins Meer hinaus gefahren. So berichtet uns ein Augenzeuge. Niemand hat ihn seither mehr gesehen...

Mag sein, daß ein Widerschein dieses grausigen Fanals Dünkirchen drüben am anderen Ufer des Kanals bemerkt worden ist. Mag sein, daß dort noch in letzter Stunde Einsicht reift. Mag sein... Wir hoffen es noch, und dieses Hoffen kommt aus der Stärke, es wächst aus einem triumphalen Sieg...

„Mit der Erreichung der Kanalküste“, so hören wir spät nachts noch über den Rundfunk eine Sondermeldung, „war die Umschließung der feindlichen Armeen beendet. Verzweifelte Durchbruchsversuche der Franzosen bei Arras und Cambrai scheiterten. Die Verschiffungsversuche der Engländer wurden durch die Kriegsmarine und Luftwaffe behindert. Am 28. Mai entschloß sich der belgische König, die Kapitulation der belgischen Armee anzubieten. Am 4. Juni wurden die Kämpfe durch den Fall von Dünkirchen abgeschlossen. Damit ist der erste Abschnitt des Feldzuges im Westen beendet. Die Zahl der gefangenen Belgier, Franzosen und Engländer beträgt zusammen 1.200.000. Nicht schätzbar ist die Zahl der Verwundeten, Gefallenen und Ertrunkenen. Unübersehbar ist die Beute an Waffen und Gerät von 75 bis 80 Divisionen.“

Das war das Ende Dünkirchens.

Dünkirchen war das Ende unsres Sturmlaufes zur Kanalküste.

Heiterer Abschied von Flandern

Alice — unsre nahrhafte Strandbekanntschaft

Die guten Sachen waren eigentlich für den Tommy bestimmt
Alice empfängt Massenbesuch / „Antreten zum Feigenblattempfang!"
Improvisiertes Bordfest mit Signalflaggen
Five o'clock mit Kondensmilch — eine „very fashionable" Sache

St. Idesbalde, 6. Juni, 20 Uhr.

Als wir vor einigen Tagen um die Mittagszeit nach der Flucht der Engländer das luxuriöse Seebad St. Idesbalde betraten, wurde uns nicht eben der freundlichste Empfang zuteil. Wir kamen just in dem Augenblick, als ein mit Volldampf abzischender englischer Zerstörer vier Torpedos ans Ufer jagte — sie galten, wie berichtet, dem englischen Zerstörer, dem kurz vorher unsre Bomber schwere Schlagseite beigebracht hatten. In der Nacht hat die Flut die bislang noch nicht explodierten Torpedos gegeneinandergespült — sämtliche Fensterscheiben entlang des Strandes mußten dran glauben. Die Explosion schlug uns mächtig um die Ohren.

Allein das Meer schickt uns nicht nur unfreundliche Grüße. Nach dem Fall Dünkirchens kurieren Sand und Wellen unsre müden Gebeine, und das Rauschen der See beruhigt uns sehr nach diesen drei aufwühlenden Wochen. Wir haben für die Tage der Rast ein frischfröhliches Strandleben aufgemacht, in dessen Mittelpunkt Alice steht. Des Meeres und des Zufalls Wellen haben uns ihre angenehme Bekanntschaft machen lassen. Alice fühlte sich sehr vereinsamt, Alice ist ohne Begleitung. Was war natürlicher, als daß Alice uns in die Hände fiel. Wir verlieren sie nie aus dem Auge und sind mit glühendem Eifer hinter ihr her, weiß Gott. Alice lohnt uns das, sooft die Ebbe sie freigibt. Kurzum, Alice ist unsre entzückende nahrhafte Strandbekanntschaft.

Alice kommt aus England und sollte hier eigentlich Tommy treffen. Der aber hatte mit seiner Flucht in La Panne so viel zu tun, war schlechthin unabkömmlich für das Rendezvous mit Alice, die köstliche Dinge für ihn mitgebracht hatte. So hieß denn die versetzte Alice, das kleine Motorseeschiff, uns willkommen.

Oben: Vormarsch auf Paris! Die Pak wird beim Ortsausgang in Stellung gebracht. Nur mehr 28 km . . .

Unten: . . . denken die Männer der Infanteriespitze, die entlang der Straße Senlis—Paris vorstoßen. Ein zugelaufenes Fohlen trabbelt ein Stück Weges mit uns (Seite 256)

Das letzte Gefecht vor Paris (Seite 256)
Oben: Nach kurzem Kugelwechsel bei der Tankstelle in Dugny ergeben sich die Franzosen. — Unten: „A bas les armes!“ brüllen wir zu den Barrikaden hin, da kommen auch schon die ersten mit erhobenen Händen

Wir wissen zunächst nicht, was der einsame Kutter am Strand zu bedeuten hat. Einer schwimmt drauf zu, ergreift ein Tau, klimmt hinauf — schreit nach einer Weile Hurra, als hätte er Amerika entdeckt. Wir folgen sogleich klimmzügig an dem baumelnden Tau nach Seemannsart dem Entdecker und nehmen formell die fette Beute in Besitz. Im Nu wimmelt der Kahn von unbekleideten Gestalten — eine Badehose hat ja die HDV. fürs Marschgepäck des Infanteristen noch nicht vorgesehen. In paradiesischer Unbekümmertheit tummeln sich also die Recken — ein Bild von nahezu antiker Größe und Unschuld, man fühlt sich förmlich auf Odysseus' Schiff versetzt...

Das Logbuch verrät uns Namen und Herkunft der vereinsamten Schönen. Alices Heimat ist Antwerpen und hatte wohl Mitte Mai Fracht geladen im „No. 2 Supply Reserve Depot, Barry Dock, Glamorgan“. Also ein Proviantschiff für das britische Expeditionskorps in Frankreich. Sonnenklar. Doch der Proviant kam für den Tommy zu spät und für uns gerade recht. Welche leckeren Dinge hat Alice für uns bereit! Vollgepfropft ist unsere Alice mit Kisten Biskuits, Corned beef, Kondensmilch. Käse, Zucker und zahlreichen Flaschen königlich britischen Schifferrums und Whiskys.

Ein Kahn ist bald gechartert, der diese Himmelsgaben ans feste Land schafft. Alsbald erhebt sich ein fröhliches Getümmel, Landser bereits in Zugstärke auf dem erbeuteten Schiff, jeder brennt danach, Hand anzulegen, wenn es gilt, die Kisten über Bord zu befördern, damit der Stapel am Strande wachse. Allein, was sich hier auf der Alice und rund um sie herum tut, ist mehr als nur ein Transportunternehmen marinierter Landratten — das ist ein wahres Fest, in dem die gesammelte Lebensfreude einer tapferen Truppe zum Ausdruck kommt, die die ganze Härte des Kampfes in Belgien an sich erfahren hat, von den Grenzkämpfen angefangen.

Einer ist jetzt in der Kajüte an die Signalflaggen geraten. Sie werden sofort ausgegeben als behelfsmäßige Badehosen — Ordnung muß sein! „Antreten zum Feigenblattempfang!“ Welches Hallo bricht aus, als da ein Teil der Kumpanei, nautische Signale um die Lenden, die Fracht löscht! Die Illusion von Odysseus' erhabnem Schiff löst sich auf in die knallbunte Maskerade eines improvisierten Bordfestes.

Immer dichter wird der Besuch auf der Alice, es wurlt von seemännisch begeisterten Landtruppen. Einer hat sich die verschlissene Blaujacke eines Schiffsjungen geschnappt und erregt damit, allerdings ohne zugehörige Hosen, berechtigtes Aufsehen.

Am Strande sind eben die Kostproben im Gang. Es ist gerade 5 Uhr nachmittags, Zeit zu einem Five o'clock. Wir leeren also auf die englische Tour, freilich ohne Smoking, unter Umgehung der feinen Londoner Plutokratensitten, die Milchkonserven wie die rohen Eier, nachdem wir mit dem Seitengewehr Sauglöcher gebohrt haben. Eine Schnitte Corned beef dazu und ein Schluck Whisky nebenbei, schmeckt als Kostprobe vorweg lecker, lecker, ansonsten erst unsrem Lunch vorbehalten.

Um alle die guten Sachen aus dem Schiffsbauche 'rauszuholen, brauchten wir noch zwei Tage. Unsre ganze Division könnte davon schon einige Zeit leben.

Solche reizenden Strandbekanntschaften hoffen wir übrigens noch öfter zu machen. Vorläufig bist du Herzenskönigin, Alice, du unser Schwarm...

Nach drei Tagen Daheimsein in der Kompanie

PK.-Kolonne rollt Richtung Paris...

Geborgenheit in der Feuerkameradschaft? / Eigentümliche Auslese der Geister / „Propagandakompanie? — Wir brauchen keine Propaganda..." „Kameraden, die Trompete ruft...!"

Lilie, 11. Juni, 20 Uhr.

Was wir von der Heeres-PK. bei unsrem Kampfeinsatz vielfach vermissen, ist dieses Zuhausesein in der engeren Kameradschaft. Als eine Diaspora, weithin über die Truppenteile verstreut, ziehen wir immer dem Schwerpunkt der Kriegsereignisse nach, sind heute bei diesem Regiment, morgen bei jenem Bataillon, übermorgen bei einer anderen Division. Ein Kommen und Gehen, ein flüchtiges Sichbegrüßen; wenn die Kampftruppe zur Reservestellung übergeht, rasten kann — wir müssen weiter. Von einer Stunde zur andren, ohne daß oft vorher eine hinreichende Fühlungnahme mit den Einheitsführern erfolgen kann, begleiten wir die Truppe ins Gefecht, wir kennen den Nebenmann nicht, es fehlt uns das Bewußtsein enger Zugehörigkeit, es kann ja nicht immer gleich die Tuchfühlung da sein, die den einzelnen aus seiner Vereinsamung in den harten Stunden des Kampfeinsatzes reißt, die ihm erst ermöglicht, sich als Teil eines Ganzen zu fühlen. Fremde Stimmen, fremde Gesichter — und so mag es wohl oft gekommen sein, daß wir uns plötzlich unversehens bei einem anderen Truppenverband befanden.

Das Besondere unsrer Aufgabe bringt den Verzicht mit sich auf das, was man die Geborgenheit in der Feuerkameradschaft nennen könnte. Nicht zuletzt aus dem Gefühl heraus, das schale Außenseitertum so rasch wie möglich überwinden zu müssen, greifen wir da zu, wo Not am Mann ist. Zuvor aber bestimmt den PK.-Mann hierbei die Begeisterung für den Kampf selbst, die es ihm gar nicht erlaubt, nur Zuschauer mit Respektabstand zu sein. Erst Soldat und dann Berichter, so wie die Tat vor dem Worte steht. Daraus und nur daraus erneut sich stets sein Recht, über Krieg zu schreiben. Ganz drinnen stehen im Geschehen des Krieges, erfüllt sein von ihm, daß das Blut in den Ohren singt, und ihn doch um einige Handbreiten überragen mit dem kühlen Kopf

des Betrachters, das Ereignis sekundenschnell in Erlebnis, Begriff und Wort umzuwandeln, oder das flüchtige Kampfbild auf den Film zu bannen, aus der Atemlosigkeit des Augenblicks heraus in den Notizblock ein paar kaum leserliche Worte hinzusetzen, damit auch das kleine in der Feuerlinie vom Nebenmann erlauschte Wort nicht verlorengeht und weiterschwingt in seiner Herzhaftigkeit, seinem Humor, seiner seelischen Stärke in dem täglichen Bericht, der zurückeilt zu den Rotationsmaschinen — das ist unsre Aufgabe, die bezeichnet ist durch die Kennbuchstaben PK.

Die innere Nötigung zur soldatischen Pflichterfüllung vereint mit der Freiheit, die unser Auftrag gewährt, mit allen Sinnen das hinflutende Geschehen einfangen zu dürfen, kurz die Eintracht: Gewehr, Notizblock, Kamera und Mikrophon, trägt uns eine Erlebnisfülle ein, die es uns leicht macht, jenen daheim etwas von dem Gewaltigen mitzuteilen, die nur mit dem Herzen an der Front sein können.

Ein kleiner Preis, den unser Auftrag verlangt, ist, wie gesagt, die Vereinzelung. Nur wenn eine Operation abgeschlossen ist — so war's nach dem Feldzug in Holland, so ist es jetzt nach der Niederwerfung Belgiens —, dann besitzen wir für Tage oder auch nur Stunden dieses „Daheim“ des Soldaten in der Kompanie, in unsrer durch Leid und Freud gewachsenen Kameradschaft. Da geht die lustige Plauderei los, da sind wir wieder alle beisammen mit unsren Schrullen, da wartet nun jeder mit einer Perlenkette heiterer oder auch nur boshafter Anekdötchen auf — oh, das ist nicht wahr, daß im Kriege alles todernst ist! Man möchte nicht glauben, wie viel es zu lachen gibt, trotz alledem!

So eine Propagandakompanie ist ja auch eine eigentümliche Auslese der Geister — eine Gemeinschaft von Fachmännern hat sich da zusammengetan, jeder bringt seine eigene Welt mit, die er standhaft verteidigt. Es wird kaum anderswo bei den Soldaten so viel, sagen wir, „Subjektivismus“ auf einem Haufen beisammen sein. Doch hat dies nicht zum Nachteil ausgeschlagen und die Kennmarke PK. hat ihre Anerkennung gefunden.

Inzwischen wohl auch bei jenen Truppenoffizieren, die uns, der „Neuerscheinung“, zunächst mit einer gewissen wohlwollenden Zurückhaltung gegenüberstanden. Dieser noch nicht dagewesene Zusammenklang, Schriftleiter-Soldat, Rundfunksprecher-Soldat, Kameramann-Soldat, beunruhigte ihr Ohr. Tatmenschen halten

an und für sich vom Wort nichts oder nur wenig. Da wurden wir nun emsige und manchmal auch leidenschaftliche Brückenbauer über den Graben, der uns anfangs trennte. Wir arbeiteten uns zäh „im Gelände“ vor gegen die Bunkerlinie der Vorbehalte und haben so mithelfen können, daß ein neuer Gedanke fruchtbar und mit ihm eine neue Waffe der totalen Kriegführung wirksam geworden ist.

„Propaganda-Kompanie? Wir brauchen keine Propaganda — die Stimmung in unsrer Truppe ist ausgezeichnet“, so wurden wir wiederholt mißverständlich empfangen. Aber schließlich stellte es sich heraus, daß unsre Aufgabe ja hauptsächlich der Kriegsbericht ist.

„Von wo kommen Sie? — Propaganda-Kompanie?? — Aha.“ Das hörten wir zu unsrer stillen Belustigung so oft. In diesem gemessen abgesetzten „Aha“ lag alles; so was wie Zweifel, so was wie: Nun, was sollen wir mit euch? Aber auch ein bißchen was Freundliches: Na, wir wollen mal sehen. Fast immer aber klang in dem „Aha“ der Vorwurf mit: Gestern hättet ihr da sein müssen, gestern, da war vielleicht der Teufel los bei uns...!

*

„Kameraden, die Trompete ruft, heute heißt es wandern! Morgen scheint die Sonne uns in England oder...“ Oder wer weiß wo? Denn Flandern, das sich auf wandern reimt, liegt ja schon hinter uns.

Es soll nach Süden gehen. Einige glauben es schon zu wissen, Paris.

*

Fertigmachen! Mit neuem Auftrag und neuer Einsatzfreude sind wir bereit, auf unsrem PK.-PKW.-Streitroß loszubrausen über die alten Schlachtfelder des Weltkrieges — allgemeine Richtung Paris!

Ein neuer „retour offensiv“?

Wir marschieren durch die Stätten der deutschen Weltkriegstragödie Marne

Im Walde de Halatte, nördlich Senlis,
12. Juni, Mitternacht.

Die Armee ist neu gebildet worden, General von Küchler besuchte heute seine Divisionen, nahm Einblick in die Feindlage und entwarf den neuen Angriffsbefehl. Nach den tagelangen Kämpfen an der Somme befinden sich die Armeekorps wieder im Flusse einer zügigen Verfolgungsschlacht auf Paris, auf den Ourcq-Kanal, auf die Marne hin. Wir marschieren in den Raum, in dem sich Anfang September 1914 das ungeheuerlichste Geschehen des Weltkrieges zugetragen hat — das Marnedrama. Das erschütternde Schlachtengemälde von damals, als die Armee Kluck Engländer und Franzosen vor sich hertrieb und der Jubel über Tannenberg in jedem Deutschen flammte, ersteht in unsrer Erinnerung.

Wiederum ist die französische Regierung geflohen, genau wie 1870, genau wie 1914. Welcher Gleichlauf der Geschehnisse! Vielleicht setzt auch der französische Generalstab zur Stunde noch sein Hoffen auf die verhängnisvolle Konstellation, die unsrer Heerführung in der Zeit vom 6. bis zum 9. September 1914 den Lorbeer wieder aus den Händen nahm, als der Donner unsrer Geschütze schon über Paris hinrollte, unsre Flieger ihre Bomben in die Stadt warfen und die Armee des Generals von Kluck daran war, zum letzten Schlage gegen die Hauptstadt auszuholen...

„Der Feind hält die Schutzstellung von Paris“, heißt es im heutigen Korpsbefehl von 22.30 Uhr, „...die Armee wird 13. Juni nachmittags einheitlich angreifen...“

Zwei Divisionen sollen mit der Korpsreserve angreifen, Senlis ist seit heute morgen bereits ganz in unsrer Hand. Durch die Wälder und Parks hat der Feind seine Verteidigungslinie gezogen — die Pariser Schutzstellung, bestehend aus Erdbefestigungen und betonierten Unterständen. Zwei und einen halben Tag leistet hier der Feind schon Widerstand mit dem Mut und dem Kraftaufwand der Verzweiflung.

Wird der Gegner sich hier zu entscheidender Schlacht stellen, wird er nur hinhaltend kämpfen und morgen weichen? Das ist zur

Stunde noch ungewiß. Wird ein neuer Joffre, ein neuer Gallieni nach dem Grundsatz des „retour offensiv“ ein zweites Wunder an der Marne herbeiführen wollen, wird noch einmal die Joffresche Parole vom 6. September 1914 triumphieren über die Panik der Flucht, jenes Wort: „Lieber auf der Stelle sterben als zurückweichen!“? Wird der Feind sich erst an der Seine stellen?

Wir wissen das noch nicht.

Unsre Führung legt jedenfalls alles darauf an, mit dem Einsatz der stärksten Kräfte die Feindstellung zu zerschlagen. Der Aufmarsch unsrer Artillerie ist noch im Gange, es kann vermutlich erst morgen nachmittag 16 Uhr losgehen. Der Schwerpunkt der Armee liegt in unsrem Angriffsstreifen.

*

Eine Gefangenenaussage in den Abendstunden, wandelt jäh die bisherige Auffassung; die Poilus, so was wie alte Landesschützen, erklären, daß die Stellungen südlich Senlis nur mit schwachen Kräften gehalten würden, das Gros der Truppen würde sich ungeordnet nach Süden zurückziehen.

Also noch keine Entscheidungsschlacht? Die Feindberührung in keinem Augenblick zu verlieren, lebhafte Gefechtsaufklärung, nachzustoßen, wo und wie es nur irgend geht, wird darum die Taktik für diese Nacht sein.

Die Pariser Schutzstellung zerschlagen!

Wiener Regiment kämpft gegen Schwarze
Tiefgegliedertes Verteidigungssystem in Parklandschaft

Bei Mont l'Evêque, 13. Juni, 10.30 Uhr.

Die Pariser Pakschutzstellung, das seit 1936 wohlausgebaute Verteidigungssystem, ist bei Morgengrauen durchbrochen worden! Unsre Infanterie ist dem Feind durch die Wälder südlich Senlis gefolgt, es geht auf Paris zu! Ein Taumel der Freude erfaßt uns und eine fiebernde Ungeduld zugleich. Wir begegnen den Spuren des überhastet fliehenden Feindes, der sich mit Verschleierungskräften heute nacht von uns abgesetzt hat. Genau wie im September 1914 sind diesmal Marokkaner und Schwarze in diesen verzweifelten Rückzugsgefechten von Paris eingesetzt gewesen. Wir sind jetzt bei einem Infanterie-Regiment einer ostmärkischen Division. Dem Traditionsregiment der Hoch- und Deutschmeister ist es gelungen, den Feind aus Mont l'Evêque zu werfen. Die Marokkaner und Schwarzen haben bis in die Nacht hinein die Stellungen noch erbittert verteidigt, ein in die Tiefe gegliedertes Stützpunktsystem, splittersichere Kleinkampfanlagen, abgestellt auf den Mann-gegen-Mann-Kampf. Das dichtbewachsene undurchsichtige Parkgelände ist für diese afrikanischen Katzen wie geschaffen. Es war schon eine Nervenprobe für unsre Wiener, der Urwaldtaktik der Schwarzen beizukommen. Acht Tote haben die Farbigen zurückgelassen rund um diesen heiteren Sommersitz mit Fontänen und stillen Weihern, hinter deren Poesie die Tücke lauerte. Wir sehen entlang der Parkmauer die Schützengräben mit den Schießscharten nach dem Ortseingang, für den Rückenbeschuß unsrer durchziehenden Infanterie gedacht.

Dennoch, der Feind ist geworfen worden, die Verluste des Regiments sind nicht unbedeutend. Die sagenhafte Wiener Gemütlichkeit, auf die noch kürzlich Herr Daladier starke Hoffnung setzte, hat sich in der Bannmeile von Paris als Wiener Schneid zu erkennen gegeben.

Wir treffen hier zufällig den früheren Oberfeldwebel G. wieder, den wir zuletzt vor einem Jahr in Hainburg an der Donau beim

Die letzten Kilometer vor Paris

Oben: Die Gefangenen werden in Dugny gesammelt

Mitte: ... dann brausen wir weiter bis vor Le Bourget, wo wir ...

Rechts: ... auf die letzte Barrikade stoßen





Frankreichs Weg nach Compiègne. Letztes Gefecht vor Paris in der Ortschaft Dugny

Manöver sahen. Er ist jetzt Oberleutnant und hat heute morgen das EK. I erhalten.

Entlang der großen Straße Senlis—Paris treibt die rechte Nachbardivision rasch ihre Aufklärung vor. Schwer ist das Weiterkommen der Marschkolonnen in den Sandwegen des Forstes von Ermenonville.

Immer wieder müssen wir unsren PKW. mit Horuck aus dem Sande schieben, es fährt sich wie auf Glatteis. Dazu paßt schlecht unsre Ungeduld, unsre ungeheure Ungeduld, wir könnten den großen Augenblick verpassen, wenn unsre Spitze Paris erreicht.

Der Wald brennt dort und da bereits, der Lärm kleiner örtlicher Gefechte dringt in den Forst, in dem wir so schwer weiterkommen. Ein Sturzbach von Regen rauscht jetzt nieder. Hinaus aus dem Wald und hin zur Chaussee Senlis—Paris, unser einziger, unser brennender Gedanke.

Mit motorisierter Vorausabteilung in die Vorstadt von Paris

Um 12.45 Uhr knapp vor dem Flughafen Le Bourget

Wir blicken über die Dächer von Paris
„Hurra, Kameraden, der Eiffelturm!“ / „A bas les armes!“ — Fliehende Franzosen ergeben sich / Auf dem bombardierten Flugplatz Le Bourget brennt es noch / Ein ahnungsloser Landbriefträger...

Vor Paris, 13. Juni, 22 Uhr.

Was wir gestern mittag nach dem zähen Widerstand an der Pariser Schutzstellung noch nicht zu hoffen gewagt haben, erfüllen uns diese Stunden. Wir stehen knapp vor Paris. Le Bourget, der Pariser Flughafen an der Chaussee Lilie—Paris, liegt zum Greifen nahe vor uns. Der Umriß der Metropole Frankreichs schwimmt im Dunst des sengenden Mittags, über den lastend schwüle Gewitterwolken heraufziehen. Der Himmel, scheint es, spiegelt das Geschick der Stadt wider, die in diesen Stunden umschlossen wird von den deutschen Divisionen. Nur einem Zivilisten sind wir begegnet auf der stürmischen Fahrt hierher, die uns über Senlis—La Chapelle—Louvres bis an den Rand von Paris geführt hat. Wie ausgestorben liegt auch die Stadt; kein Schlot, aus dem Rauch kräuselt. Verlassen dehnt sich in Friedhofsstille der Flughafen Le Bourget, darauf wir die Trümmer bombardierter Flugzeuge und zerstörter Hallen erkennen. Es schwelt noch der Qualm der Brände über dem bombenzerwühlten Rollfeld. Flügellahme Kampfflieger — trauernde Monumente der feindlichen Luftstreitmacht. Mit dem Glase folgen wir dem sanften Auf und Ab der Stadt auf den flachen Hügeln — das drüben müßte der Mont Martre sein, ja, und das blinkende Bauwerk ist wohl Sacre-Coeur. Als Filigran ragt in den wetterbangen Himmel die Nadel des Eiffelturmes, das Wahrzeichen der Hauptstadt Frankreichs, und einen Daumensprung links davon Notre-Dame.

„Hurra, Kameraden“, schreit einer der Männer, die eben die Pak in Feuerstellung bringen, „Kameraden, schaut, dort, dort — der Eiffelturm — hurra!“ Ein Lachen unbändigen Glückes fliegt über alle Gesichter, vergessen ist für diese Augenblicke alle uns noch möglicherweise drohende Gefahr eines feindlichen Hinterhaltes, wir gehören jetzt ganz der Gewalt dieses Erlebens.

Welche Sühne gönnt uns das Schicksal wieder für die erduldeten Raubkriege der Jahrhunderte, in denen sich Frankreich vermaß, uns zu plündern, zu demütigen, zu peinigen. Wir sieben deutschen Soldaten, die wir noch außer Atem hier stehen, als die ersten deutschen Soldaten überhaupt so nahe an der Metropole, die die Flamme des Hasses hütet, wir sieben empfinden jetzt schon das Erlösende des Bewußtseins, das darin liegt: Paris ist unser, Paris ist in der Zange deutscher Divisionen, Einmarsch in Paris!

Die Hybris, die gallische Maßlosigkeit, hat wieder einmal ihren Bändiger gefunden. Es klingen uns ja noch die zynischen Äußerungen eines Daladier und Reynaud im Ohr, die sich schon an der Vision eines Berlin in Schutt und Asche berauschten; wir hören noch gewisse Pariser Diplomaten sich kurz vor dem Beginn des Feldzuges verabschieden: „Auf Wiedersehen in Berlin." Napoleon hat sich schon einmal den grimmigen Hohn auf uns geleistet, zu sagen, daß sieben Tage hingereicht hätten, um die Monarchie Friedrichs des Großen zu erledigen.

Doch es wurde ein Elba aus dem Spott über Preußen, und am 7. Juli 1815 zog Blüchers siegreiches Heer in Paris ein.

Es wurde später ein Sedan daraus und ein 19. September 1870, als 150.000 deutsche Musketiere die doppelte Zahl bewaffneter Verteidiger samt zweieinhalb Millionen Einwohnern von Paris umschlossen. Vor genau 70 Jahren.

Und nun zieht wieder die Lenkung des Weltgeschicks mit einem Griffel ohne Erbarmen einen Querstrich durch die verbrecherische Landkarte Reynauds und der Freimaurerei, die das Reich der deutschen Sehnsucht wieder in ein Mosaik wollte zerfallen lassen. Wir sind dieser Griffel, dessen Spitze jetzt auf das Pariser Vernichtungskonzept vernichtend zufährt...

Dem „Marnewunder" von einst stellt das Reich Adolf Hitlers in dieser Stunde das Wunder der erneuten deutschen Seele gegenüber. Damals, in den ersten Septembertagen 1914, streiften die Reiterpatrouillen des Kavalleriekorps von der Marwitz an die Pariser Vororte — wie wir heute, so nahmen sie damals die Spitze des Eiffelturmes zum Richtpunkt ihres erhofften Einmarsches, mit derselben Glut im Herzen wie wir heute —, bis das Verhängnis einbrach.

Die Schatten dieser deutschen Tragödie zerfließen aber in dieser Stunde zu nichts, in dieser Mittagsstunde des 13. Juni. Wir sehen nach der Uhr: es ist 12.45.

Unsagbarer Stolz erfüllt uns, und unser Glück ist ohne Grenzen.

Einen einsamen, vielleicht feindlichen Aufklärer sehen wir Paris zufliegen, sonst rührt sich nichts in der Luft. Was ist eigentlich los? Wird die Stadt verteidigt? Oder hat die Panik, das Werk unsrer atemberaubenden Verfolgung, die Stadt freigegeben?

*

In La Chapelle erreichte uns die Nachricht, Paris sei als offene Stadt erklärt worden, würde nicht mehr verteidigt werden. Gerücht oder Wirklichkeit? Jedenfalls — wir brausen um etwa 11.50 Uhr mit der motorisierten Infanteriespitze die Chaussee Senlis—Paris dahin, was der Motor nur hergeben kann. „Paris — 28 Kilometer" — zeigt der Wegweiser. „Paris — 26 Kilometer — 18 Kilometer — 15 Kilometer" — Wir stoppen dann und wann, sichern, erkunden. Keine Spur vom Feind. Doch — da kommen ein paar Franzosen ohne Waffen entgegen, strecken die Hände hoch! Vor einer Stunde erst, sagt einer aus, sei das Gros seiner Truppe von hier abgerückt Richtung Paris-West, er habe seine Einheit verloren.

Weiter! — Weiter!

Kradfahrer mit leichten MG. flitzen die Chaussee hinab, Pak rast hinterher. Ein Wettrennen mit dem fliehenden Feind.

Sehen wir richtig? Dort laufen doch in hellen Haufen Franzosen durch die Gegend! Die Bremsen zwitschern. Absitzen! Kugeln zirpen. Gedeckt im Straßengraben gehen wir mit MG., schußfertigen Karabinern und entsicherten Pistolen vor. Kurzer Kugelwechsel an der Tankstelle von Dugny. „Hände hoch! A bas les armes!" brüllen wir zu den Barrikaden hinüber. Da kommen auch schon die ersten mit erhobenen Händen. Die anderen holen wir aus der Seitenstraße — 25 Gefangene ziehen die Straße zurück.

Aufsitzen! Weiter! Weiter!

Zwei Betonklötze, als Tankabwehr gedacht, verrammeln seitlich die Straße. Allein alles noch unfertig. Kieshaufen und Zementsäcke liegen davor — Paris hat sich also schon seit einiger Zeit gefaßt gemacht. Da kommen noch einige Poilus

Erkundung auf dem Flugplatz Le Bourget:

Wir sehen die Wirkungen des Bombardements durch unsere Kampfflieger

Hier treffen wir auf eine am Boden zerstörte Maschine

(Seite 257)

Erkundung auf dem Flugplatz Le Bourget: Wir gehen entlang den Flugzeughallen vor — gleich darauf zwingt uns eine MG.-Garbe in Deckung (Seite 258)



Einmarsch in Paris-Ost. Der Obergefreite, nachts am Kanal de l'Ourcq verwundet, möchte unter allen Umständen mit dabei sein ... „Mach mir mal rasch 'nen neuen Verband, Kamerad ...!"

Einmarsch in Paris. Pak-Einheiten überschreiten um 7.30 Uhr den Kanal de l'Ourcq und . . .



. . . gehen an den wichtigsten Punkten der Stadt in Stellung (Seite 259)

Einmarsch in Paris. Kurzer Halt in der Vorstadt:

Oben: „Voilà le Fritz — der erste deutsche Soldat . . .!“ staunen starr Madame und ihre Tochter

Rechts: Eine Mauer des Mißtrauens ragt. „Was will er nur — der boche?“

Unten: „Parbleu — jetzt hat er ein Witzchen gemacht . . . He-he — sind gar nicht einmal solche Barbaren, die Deutschen!“





Einmarsch in Paris-Ost

Offiziersbesprechung in Bondy

Der General bezeichnet im Stadtplan von Paris den Einmarschweg

hervorgekrochen, sie ergeben sich, wie gelähmt durch unser blitzartiges Erscheinen.

Die Chaussee steigt etwas an, hinter dem Knick scheint noch Feind zu liegen. Artillerieeinschläge liegen dicht vor uns. Wir arbeiten uns vor auf den Scheitel des Hügels — unsere Pak bezieht Feuerstellung, wieder ein paar Gefangene, ein Poilu sucht mit uns im Graben Deckung, Angstschweiß läuft über sein Gesicht, seine Halsadern pochen vor fiebernder Erregung. Seine Augen starren irr. Zwischen diesen Sprüngen — in die Deckung — aus der Deckung — erhaschen wir den ersten Blick auf Paris.

So hätten wir uns die erste Begegnung mit Paris auch nie träumen lassen.

Unsere Pak knallt einige Panzergranaten hinab auf das schwere Geschütz da unten, das uns eben beharkte. Die Bedienungsmannschaft stiebt davon. Wie wir uns bereitmachen, noch tiefer zur Stadt hinabzustoßen, kommt ein Meldefahrer an im höchsten Tempo. „Halten — halten! Befehl von rückwärts — unbedingt halten!“

Verdammt, das fällt schwer.

Wir gehen ein Stück zurück auf Dugny, wo gerade der französische Landbriefträger eintrifft, um Post zuzustellen. Der Ahnungslose hat sein Gesicht bzw. Amtsmiene verloren, als er unversehens in die motorisierte Spitze eines deutschen Infanterie-Regiments hineingeraten war...

In der linken Flanke steht noch zurückflutender Feind, den die Divisionen vor sich hertreiben. Bei Drancy geraten wir um 15 Uhr in ein Rückzugsgeplänkel.

Um 16.20 Uhr wird der Spruch des Armeekorps aufgefangen: „Vorausabteilungen erreichen noch heute die Marneübergänge. Infanterie besetzt den Ourcq-Kanal.“ Zwischen 17.30 Uhr und 18 Uhr gewinnen die vordersten Teile der x-ten Division bei Sevran das Nordufer des Ourcq-Kanales. Im Handstreich wird die Eisenbahnbrücke bei Sevran genommen. Die andere Kanalbrücke wird vom Gegner erbittert verteidigt. Er hofft noch, klammert sich noch an die Marnestellung.

In der Dämmerstunde dringen wir mit einem Stoßtrupp in den Flugplatz Le Bourget ein, betrachten die Wirkung des deutschen Luftbombardements, die Sprengtrichter im Rollfeld, die zerschossenen Kampfflieger. Wir erhalten plötzlich über die Weite des Platzes hartnäckiges MG.-Feuer, suchen Deckung hinter

einem zerschmetterten Bomber, bis wir uns aus der brenzlichen Lage befreien. Heißt das „offene Stadt“? Wohl eine Einzelaktion versprengter Franzosen.

Ein grausiges Feuerwerk glüht und sprüht noch in die einbrechende Nacht. Sperrfeuer denken wir, womit der Feind sich eine Atempause hinter der Marne und Seine schaffen will — bis eine Meldung eintrifft, die die Panzerjägerkompanie von Sevran um 21.30 Uhr absandte: „Kein Sperrfeuer auf Bahnhof, sondern französischer Munitionszug, der pausenlos explodiert und Sevran zudeckt.“

Zwei Brückenköpfe am Südufer des Kanals de l'Ourcq sind seit 20 Uhr in unsrer Hand. Ausgangsstellungen für die morgige Verfolgungsschlacht über die Marne und die Seine.

Beim Divisionsgefechtsstand ist jedoch eben der Befehl eingetroffen: Abdrehen vom Ourcq-Kanal, Einmarsch in Paris und Besetzung der Stadt...

Der glorreiche Einmarsch in Paris

„Nächster Divisionsgefechtsstand Tuilerien...“

Truppenparade auf dem Platz de la Concorde und am Are de Triomphe
Im Bann erhebender Stunden erleben wir
den Siegesmarsch unsrer Truppen
„Les allemands — les allemands!“
Der deutsche Soldat ist nicht „méchant“ / Trikolore überm Rathaus wird eingeholt / Wien sagt Paris auf seine Art „bonjour...“

Paris, 14. Juni, 16 Uhr.

In den ersten Morgenstunden ist der Divisionsbefehl bei der Truppe eingetroffen, die diese Nacht noch kämpfte, der Befehl, den wir so sehr ersehnten: „Schwacher Feind am Südufer des Ourcq-Kanals. Es ist noch ungeklärt, ob der Feind Paris, das er zur offenen Stadt erklärt hat, verteidigen wird oder nicht. Es ist damit zu rechnen, daß er es nicht verteidigt. Die x. ID. wird, 5 Uhr antretend, beiderseits der Straße Le Bourget—Paris am 14. Juni nach Paris hineinstoßen. Dieser Angriff wird die endgültige Klärung über das Verhalten des Feindes bringen. Die y. ID. hat den Auftrag, am 14. Juni südlich des Ourcq-Kanals von Osten her in Paris einzudringen und die Stadt zu besetzen.“

Am 14. Juni, 7 Uhr morgens, marschieren also die Spitzen unsrer siegreichen Divisionen in Paris ein.

Vier motorisierte Vorausabteilungen sandte um 7.30 Uhr die Besatzungsdivision in die Stadt, ein Bataillon der durchmarschierenden anderen Division zieht gefechtsmäßig an der Spitze über die Chaussee von Le Bourget her in Paris ein, geschlossen folgt unter Marschklängen eines Musikkorps das Gros. Bis etwa 11 Uhr sind die Truppen in den Avenues und Boulevards der Stadt zum Vorbeimarsch angetreten, der bis in die Nachmittagsstunden hinein währt. Die eine Marschsäule bewegt sich auf den Platz de la Concorde zu, wo vor dem berühmten Obelisken von Luxor die Generalität der Siegesparade beiwohnte, deren Rhythmus von dem unbändigen Stolz und der Siegerfreude unsrer tapferen Truppen bestimmt ist. Generaloberst v. Bock nimmt den Vorbeimarsch ab, neben ihm stehen die Generäle v. Küchler, Stumme, v. Appell, der Stadtkommandant von Paris, Generalmajor v. Studnitz, und Generäle der Luftwaffe. Im

Hintergrund ragt der Are de Triomphe auf, wo zur selben Stunde die Division v. Briesen an ihrem Einheitsführer vorbeimarschiert. Es ist ein bewegendes und erhebendes Grußaustauschen zwischen den militärischen Führern und ihren Männern, unser aller Glück und Stolz aber schwingt jetzt zusammen in dem einzigen Gedanken und Dank an Adolf Hitler.

Die Prunkbauten des Pariser Zentrums umranden in stiller klassischer Schönheit die Weite des Paradeplatzes, der Eiffelturm überragt kühn die grellbesonnte Szenerie, im Hintergrund jenseits der Seine die Abgeordnetenkammer, etwas zurückgezogen, als hätte sie zur Stunde nichts zu melden... Die Tuilerien prangen in frühsommerlicher Üppigkeit und die Champs-Elysees ziehen den staunenden Blick des deutschen Soldaten auf sich. Wir stehen alle wie gebannt von der Schönheit dieses Bildes, das durch die Wucht unseres Siegesmarsches ins Erhabene gesteigert ist.

Von Lemberg bis Paris! Was überspannt doch dieses eine noch nicht runde Jahr an herrlichen Siegen! Inmitten der rauschenden Bilderflut, die Auge und Herz bestürmt, kommt in uns der heiße stille Dank an das Schicksal auf, das uns so viel und auch diesen Einmarsch hat erleben lassen.

Welche Gewalt des Geschehens erfüllt diesen Morgen! Wir standen noch wartend in der Pariser Vorstadt, als an die Armee folgender Spruch der Division gefunkt wurde: „Bondy, 10.15 Uhr. Vorausabteilungen 9.30 Uhr angetreten. Infanterie folgt. Nächster Divisionsgefechtsstand Tuilerien."

Nächster Divisionsgefechtsstand Tuilerien! Eine traumhafte Wirklichkeit, oder besser, ein handfester Traum.

Um 10.30 Uhr setzt sich in Bondy das Gros der Division, an der Spitze der General mit Führungsstab, in Marsch auf der Route de Meaux, bald ist der Bahnhof Le Bourget erreicht. Wir begegnen nur wenigen Zivilisten, sie scheinen gefaßt das Ereignis hinzunehmen, sie sehen uns an, als wollten sie aus unsren Mienen lesen, wie es ihnen ergehen würde. Sichtlich dankbar nehmen sie unser Lachen auf und unsre beruhigenden Antworten auf ihre verschüchterten Fragen. „Wie glücklich ich bin, daß der erste deutsche Soldat so liebenswürdig ist" („tant aimable") gesteht eine Frau in der Vorstadt. Wieder ein kurzer Halt. Ein Offizier kauft im Laden Bananen, ängstlich bergen die Mütter ihre Kinder. Der Offizier sieht das, geht wieder in den Laden, kauft Schokolade und verteilt sie unter die acht Kleinen. Man fühlte das

Einmarsch durch die Arbeiterviertel im Pariser Osten. — Oben: Wohl ausgerichtet rattert die Kradspitze voran, ihr ... — Unten: ... folgt der General. „Les allemands — les allemands!“ ruft man in den Straßen, „die ‚Fritzen‘ — die Deutschen sind da!“ (Seite 261)

Wir nähern uns dem Zentrum. Vorbei an dem Denkmal der Republik ...

... über den Boulevard de Strasbourg gelangen wir zu den Tuilerien ...

Die Krad-Spitze hat den Platz de la Concorde erreicht. Feierlich tut sich die Weite des Pariser Prunkplatzes auf . . .



Die Generalität erwartet hier bereits den Vorbeimarsch. Im Hintergrund der Triumphbogen

(Seite 261)



Französische Gäste sind erschienen, um an dem Vorbeimarsch teilzunehmen

Stolz zeigen sie ihrem Kommandeur die eben erbeutete Trikolore

Aufatmen der verhetzten Menge. Ein Alpdruck ist von der Stadt genommen mit dieser Stunde. Wohl beweint die Frau dort — „ma pauvre France!“ klagt sie — ein Unglück, das nicht wir verschuldeten. Allein die Fassung scheint gemeinhin größer als die Bestürzung. Der deutsche Soldat ist nicht „mechant“ (bösartig), wie ihn die Pariser Gazetten von vorgestern noch charakterisieren. Diese Wahrnehmung scheint den Parisern die Bitternis des Tages ein wenig zu mildern.

Ein Pariser Polizist fährt als Lotse an der Spitze der Kradschützen, um unsre Einheit zum Platz de la Concorde zu bringen. Über die Vorstädte Les Lilas und Romainville kommen wir dem Zentrum näher, immer dichter wird das Leben auf den Gehsteigen entlang des Boulevard de Strasbourg, der Avenue de Gambetta und der Avenue de la Republique. Hausfrauen, die eben ihre bekannten weißen Brotknüppel, die „batons“, eingeholt haben, sehen uns mit blassem Staunen, entsetzt oder gar mit einem verlegenen Lächeln an.

„Les Allemands — les Allemands!!!“

Ein italienisches Ehepaar nutzt unsre knappe Haltepause, um uns aus vollem Herzen die Begeisterung zu bekunden, die es jetzt empfindet, nachdem die Zeiten, da die Italiener in Paris mit Haß und Scheelsucht verfolgt worden waren, zu Ende sind. „Noi siamo contenti — contenti!“ rufen sie hinter uns her, nachdem wir einander herzhaft die Hände geschüttelt haben. „A rivederla!“

Durch die Rue de Rivoli fährt langsam unsere Wagenkolonne in den Platz de la Concorde ein — nahezu menschenleer die innerste Stadt. Hier wartet bereits die Generalität auf den Vorbeimarsch.

Die herzhaften Soldatenlieder auf den Lippen, eben jene Lieder, die uns immer Stärke gaben, ziehen unsre Infanteristen mit hallenden Schritten über die Avenuen und Boulevards. Die motorisierten Verbände überholen die Fußtruppen — ein wuchtiges Bild der geballten Kraft bietet sich hier dem immer dichter werdenden staunenden Spalier der Pariser. Ein deutsches Kampfflugzeug donnert jetzt über die Dächer von Paris dahin.

Diplomaten sehen wir jetzt neben den Generälen den Vorbeimarsch bestaunen, der italienische Vizekonsul Orlandini setzt gerade, den Notizblock auf die Motorhaube legend, ein Telegramm an den Grafen Ciano auf.

Eben wird im Pariser Rathaus die Trikolore eingeholt. Eine Menge Zivilisten ist zugegen. Ein hörbarer Seufzer geht durch die Menge, als der Dreifarb verschwindet und der Hakenkreuzflagge Platz macht. Mit stummer Verbeugung hat der Stadtpräfekt den Befehl des Generals, sich bei der Kommandantur einzufinden, aufgenommen.

Seit 12.30 Uhr hallt der Platz de la Concorde unter dem Marschtritt der Kolonnen, eine sich gabelnde Marschsäule der Division des Generals v. Briesen bewegt sich in derselben Stunde vorbei an beiden Seiten des Are de Triomphe. Wir fahren hinauf die Champs-Elysees, sehen unsre Panzerwagen Wache halten vor dem hochragenden Bogen, den sich das ruhmhungernde napoleonische Frankreich errichtet hat. Gloire — Gloire! — Ruhm! Inbegriff gallischer Sehnsucht und Spitzenwert der gallischen Seele, so wie es für uns Ehre heißt. Unsre Infanterie zieht vorbei an dem Triumphbogen, dessen Reliefs die Siege über Deutschland verherrlichen.

Ein junger Leutnant stellt mit seiner Kompanie die Spitze — in der Eile des Vormarsches sind die Spuren des Kampfes nicht völlig getilgt, die Anzüge dieser Männer reden noch in erschütternder stummer Sprache von den Tagen hinter uns, von den Schlachten an der Somme, an der Oise. Der junge Leutnant ist schon vorbeigeritten am Triumphbogen; er wird zurückgeholt, eben sind die Generäle eingetroffen, die ihn beglückwünschen wollen. Denn ihm, Leutnant Prochaska, ist es als einzigem im ganzen Abschnitt der Armee gelungen, mit seiner 10. Kompanie die Oisestellung bei l'Isle Adam zu durchbrechen und damit eine zweite Durchbruchsstelle über die Oise nach Paris zu erkämpfen — am 12. Juni morgens war das.

Leutnant Alois Prochaska, ein gebürtiger Wiener, wie wir erfahren, darf also an der Spitze jener Marschkolonne in Paris Einzug halten, deren Tagesziel Versailles heißt. „Oh, Monsieur Daladier, vielleicht werden Sie meine Ostmärker noch kennenlernen“, sagte der Führer vor vielen Wochen im Reichstag. Die Herren Daladier und Reynaud haben nun die Ostmärker kennengelernt und jenes andere, jenes deutsche Wien, das Paris einmal vermeinte mit Hilfe eines Schuschnigg an die goldene Plutokratenleine legen zu können. Wien sagt um diese Mittagsstunde des 14. Juni 1940 auf seine besondere Art Paris „bonjour“, und die ganze Ostmark, die einstens heimgesuchte,

holt sich mit Blickrichtung auf das nahe St. Germain die Sühne für den Frevelmut jenes Vorortdiktates. Welche unaussprechliche Genugtuung liegt für jeden Ostmärker in dieser historischen Antwort seiner Heimat auf erlittene Demütigung — eine Antwort aus Stahl und Feuer.

Wie der Spiegelsaal zu Versailles am 19. Januar 1871 dem Baumeister des Zweiten Reiches huldigen mußte, so muß im Jahre 1940 dieser Triumphbogen als Monument und Symbol ragen der großdeutschen Einigkeit und der verschworenen Waffenbrüderschaft aller deutschen Stämme. Huldigend wölbt sich der triumphale Bogen in diesen denkwürdigen Augenblicken, da die Wende der Zeit uns so sinnhaft, so greifbar wird über unsre todesmutige, lorbeerbekränzte deutsche Infanterie und den Baumeister unsres Dritten Reiches.

General und Mannschaft Auge in Auge

Vom Kampfe zur Siegesparade in einem Atemzug!

Den Nachtgefechten am Kanal de l'Ourcq folgt der erhebende Vorbeimarsch am Platz de la Concorde / Die Sensation des Nachmittags: Zwei Flugzeuge landen im Herzen von Paris / Die Pariser sind fasziniert von der Parade

Paris, 14. Juni, 22 Uhr.

Als wir gestern abend mit einem Stoßtrupp in den Flugplatz Le Bourget eingedrungen waren, hörten wir wenige Kilometer von Südosten her Geschützdonner, der bezeugte, daß die Pariser Besetzungsdivision noch in erbittertem Gefecht lag. Sie war, wie berichtet, über den Kanal vorgedrungen und hatte trotz stärkster Gegenwehr des Feindes einen Brückenkopf bilden können. Die Nacht, die erhellt war von aufsprühendem Feuerschein eines brennenden Munitionszuges, stellte an die Truppe die schwersten Anforderungen. „Wir wurden beharkt, daß uns Hören und Sehen verging", erzählt ihr Kommandeur. Die Ablösung ermöglichte ihr, sich gegen Morgen vom Feind abzusetzen und den Dank für ihre Tapferkeit zu empfangen: Den Einmarsch in Paris! Vom Kampf zur Siegesparade — in einem Atemzug! Kurz vorher noch am Kanal de l'Ourcq im Splitterregen der feindlichen Artillerie liegend, marschiert nun die Truppe an ihrem Divisionskommandeur, dem derzeitigen Kommandanten von Paris, Generalmajor v. Studnitz, vorbei am Platz de la Concorde um 17 Uhr.

Gerade darin liegt das Ergreifende der Parade dieses eben abgelösten Infanterieregiments, daß wir an Mann und Roß und Wagen noch die Spuren der Schlacht sehen. Jedes dieser kantigen, rauhbärtigen Soldatengesichter sagt uns, wie hart die Tage und Wochen gewesen sind. Staub und Schweiß, ertragene Strapazen und die aufleuchtende Freude, das macht die Physiognomie des deutschen Soldaten hier auf dem Platz de la Concorde zu einem uns tiefbewegenden Eindruck. Abgekämpft sind sie, und doch legen die Männer einen Schritt auf das asphaltierte Holzpflaster, der sich sehen und hören lassen kann. Der preußische Marsch „Fridericus Rex" hallt über die feierliche Weite des Paradeplatzes, das Getrappel der Hufe mischt sich melodisch hinein, das Vorbeirollen der schweren Geschütze



Paris, 14. Juni, mittags. Der Vorbeimarsch vor Generaloberst v. Bock und General v. Küchler auf dem Platz de la Concorde hat begonnen *(Seite 259)*



Der Einmarsch in Paris: Tschinderassa-Bumderassa-bum-bum-bum — so marschiert unsere Infanterie voll Glück und Stolz am Triumphbogen Napoleons I. vorbei



Bespannte Artillerie folgt ihr. Dröhnend rollen die Räder der schweren Geschütze. Panzerkampfwagen und Pak-Geschütze haben die Sicherung übernommen

Siegesmarsch durch Paris. Huldigend wölbt sich der triumphale Bogen über unsre siegreiche, todesmutige, lorbeerbekränzte Infanterie . . . *(Seite 263)*



Die soldatische Tat wird Wort und Stimme, ein Kamerad der PK. fängt sie mit dem Mikrophon für die Heimat ein, während die Marschkolonnen über den Platz de la Concorde ziehen . . .

überdröhnt die Paukenschläge des Musikkorps. Dazwischen immer wieder hinein der Zuruf des Generals: „Heil Schützen!“ oder „Heil Reiter!“ — „Heil Kanoniere!“ — „Heil Pioniere!“ — und dann kommt aus strahlenden Gesichtern wie ein Donnerschlag der Ruf zurück: „Heil Herr General!“

Wie geht einem das Herz auf bei dieser herzhaften Begegnung zwischen Führung und Mannschaft! Wir glauben, daß auch die Marine- und Militärattaches dieser Anblick ergriff, die beide der Parade beiwohnten.

Mit den durch die Dauermärsche abgelaufenen Hufen pochen die klobigen Artilleriepferde über das erbebende Pflaster. Kamerad Pferd hat seinen Anteil an dem großen Gelingen, vergessen wir das nicht. In schnurgerader Linie kommt eine Radfahrereinheit den Platz herauf, wir sind fasziniert von so viel Exaktheit. Aber nicht nur wir, sondern auch der Saum der Pariser Bevölkerung, die das militärische Schauspiel gespannt verfolgt, ist gefesselt. Wir lesen es den Mienen ab. „Nun können wir begreifen“, gesteht uns ein Pariser, „warum Frankreich die Schlachten verloren hat.“

Herrlich der Vorbeimarsch der Schwadronen einer Aufklärungseinheit! „Hört ihr der Hufe Traben, Hurra Viktoria, daß wir gesieget haben, hört ihr, Viktoria!“ Das Reiterlied kommt uns in den Sinn und hat heute seinen ganz tiefen Sinn. Wir sehen dem Generalmajor die Freude an, daß er seinen Reitern ins Auge sehen kann. Sie gehören zur Torgauer Aufklärungsabteilung, zu eben jener Traditionseinheit, in der der Generalmajor im Weltkrieg gedient hat: Im Kavalleriekorps von der Marwitz, in dem die Torgauer seinerzeit als Husaren dienten. Am 6. September 1914 ist Generalmajor v. Studnitz mit eben jenem Korps von der Marwitz, in dem auch Reichsaußenminister v. Ribbentrop gedient hat, bis vor Paris gekommen. Er hat damals als Patrouillenreiter zum ersten Male von weitem den Eiffelturm gesehen. Wie seltsam mag es ihn jetzt bewegen, da er zum zweiten Male nach 26 Jahren mit seiner Truppe, seinen Torgauer Reitern, zum Eiffelturm siegreich wiederkehrt!

Die Siegesparade des Regiments hat sonderbare Zuseher gefunden am Platz de la Concorde. An zwei Fieseler Störchen vorbei bewegte sich die Marschsäule. Vor einer halben Stunde erst kamen sie herab aus den Wolken und setzten ihre dürren Storchenbeine ausgerechnet auf den Platz de la Concorde, in das

Herzstück von Paris. Das ist ein Husarenstück, worauf auch die Torgauer Reiter staunend sehen. Unter schallendem Hallo landeten die beiden plötzlichen Gäste auf dem Platz — das war die Sensation des Nachmittags, die uns alle, Soldaten und Zivilisten, in freudigen Aufruhr brachte. Offiziere aus dem Führerhauptquartier hatten sich erst, als sie über dem Platz kreisten, zu dieser Landung entschlossen. Einer brachte deutsche Zeitungen mit — sie wurden ihm aus den Händen gerissen.

Der Vorbeimarsch ist vorüber. Mit zackigem Abmarsch im Paradeschritt beendet ihn das Musikkorps. Die Offiziere besteigen wieder ihre Störche, die haarknapp über den Baumwipfeln des Seineufers in den Himmel hineinrauschen. Unsre Gäste aus den Wolken werden als Augenzeugen die frohe Kunde von dem herrlichen Tag unsres Siegesmarsches durch Paris dem Führer ins Hauptquartier überbringen.

Rückblick auf einen geschichtlichen Tag

So wurde Frankreichs Hauptstadt besetzt

Paris in vier Besetzungsabschnitte eingeteilt
Um 13 Uhr
Vollzugsmeldung des Kommandeurs der Panzer Jägereinheiten
Es ging alles glatt und rasch vor sich
Besuch des Botschafters Bullit beim Stadtkommandanten
Es gab weder einen Kommuneaufstand noch ein Interregnum

Paris, 15. Juni, 18 Uhr.

Heute erst finden wir Zeit, eingehender darzustellen, wie sich der Einmarsch in Paris vollzogen hat.

Nach unsrem ultimativen Funkspruch an die französischen Kommandostellen, Paris zu räumen oder zu gewärtigen, daß die Stadt mit Gewalt genommen wird, traf eine halbe Stunde später in der Nacht vom 13. zum 14. Juni die Nachricht ein, daß ein Bevollmächtigter der französischen Truppen abgesandt worden sei. Die Stadt sollte vom Feind geräumt werden, Paris wurde zur offenen Stadt erklärt. Damit ergab sich sogleich für die Armee, die Paris bedrängte, die Aufgabe, die Stadt ehest zu besetzen. Eine der beiden Divisionen, die von Norden und Nordosten her Paris bedrängten, sollte am 14. Juni durch Paris marschieren, die andere Division die Besetzung durchführen.

Der endgültige Befehl, Paris zu besetzen, erreichte diese am 14. Juni nach Mitternacht zu einer Zeit, als die Truppen noch in heftigem Kampf mit dem Gegner am Kanal de l'Ourcq lagen. Noch in den ersten Morgenstunden ist es nicht ganz sicher, ob der Feind Paris wirklich geräumt hat. „Für den Fall, daß der Feind am Kanal de l'Ourcq noch Widerstand leisten sollte“, so lautet der Korpsbefehl, „greift die Division über den Kanal de l'Ourcq und die Marne an.“

Bei Tagesanbruch stellen indes unsre Spähtrupps fest, daß der Feind seine Stellungen im Osten von Paris verlassen hat. Die kämpfende Truppe wird abgelöst durch eine Nachbardivision und schwenkt nach Westen, Richtung Paris, Zentrum. Um 7.30 Uhr stehen wir mit dem Divisionskommandeur, Generalmajor v. Studnitz, an der Kanalbrücke in Sevran, um 9 Uhr in Bondy. Befehlsausgabe erfolgt mündlich. Vier motorisierte Abteilungen

werden aus allen verfügbaren Panzerjägereinheiten gebildet. Sie haben sofort, also ab 7.30 Uhr, die vier durch den Besetzungsplan abgegrenzten Teile der Stadt in Besitz zu nehmen! In erster Linie die lebenswichtigen Betriebe, dann öffentliche Gebäude, Kasernen, Brücken, Rundfunkanlagen usw. Widerstand ist gegebenenfalls zu brechen!

Blitzartig vollzieht sich der Vorgang der Besetzung. Zur selben Zeit, als der Divisionskommandeur über die Avenue Aristide Briand, den Boulevard de Strasbourg, die Rue de la Republique und die Rue de Rivoli zum Place de la Concorde fährt, haben die Panzerjägereinheiten ihre befohlenen Besetzungsabschnitte ohne Zwischenfall erreicht. Als erstes wurde die Ile de Paris, die Seine-Insel, mit ihren wichtigen Staatsgebäuden in Besitz genommen. Dann folgten die Rundfunksender, der Eiffelturm, der Invalidendom, das Regierungsviertel, die deutsche Botschaft, die Polizeipräfektur, die Ministerien, Kasernen und Brücken.

Inzwischen hat bereits der Siegesmarsch unsrer Truppen durch Paris begonnen. Um 13 Uhr hörten wir am Platz de la Concorde den Kommandeur der Besetzungstruppen, Major Oehmichen, dem Stadtkommandanten von Paris den glatten Vollzug der Besetzung melden.

Um 14 Uhr wird die Reichskriegsflagge auf dem Hotel „Grillon“ gehißt, jenem repräsentativen Hotel am Platz de la Concorde, in dem einst Wilson wohnte, wie eine Gedenktafel meldet. Der Präfekt des Departements Seine et Oise und der Polizeipräfekt melden sich beim Stadtkommandanten Generalmajor v. Studnitz. Bald darauf setzt ein Andrang zahlreicher Privatpersonen und französischer Amtsstellen ein — es ist die nicht zu leichte Aufgabe der Kommandantur, das Dringliche dieser Anliegen vom Unwesentlichen zu unterscheiden.

Als bedeutsamen Besuch verzeichnen wir die Vorsprache des amerikanischen Marine- und des Militärattaches beim Stadtkommandanten. Beide haben übrigens der Parade um 17 Uhr beigewohnt.

Zahlreiche Auslandsjournalisten neutraler oder befreundeter Staaten bitten, ihren Blättern Telegramme senden zu dürfen. Eine der ersten Handlungen des Nachmittags ist die Bildung eines „Kommandostabes Militärbefehlshaber Paris“, der die Entwaffnung der Pariser Polizei einleitet, der nur die Handfeuerwaffen verbleiben. Der Polizeipräfekt hat im übrigen

Vorbeimarsch auf dem Platz de la Concorde. „Heil, Schützen!“ ruft der General seinen Männern zu. „Heil, Herr General!“ hallt es wie ein Donnerschlag zurück



In schnurgerader Reihe kommt eine Radfahrereinheit den Platz herauf *(Seite 265)*



Unser Siegesmarsch durch Paris und — seine Zuseher. Das P. T. Publikum von vorne und . . .

. . . das P. T. Publikum vo hinten

EK.-Verleihung auf denkwürdiger Stätte *(Seite 271)*



Seltsame Gäste aus den Wolken! Zwei Fieseler-Störche landen am 14. Juni auf dem Platz de la Concorde



Perspektivisches Erlebnis in Orléans: „Fluchtlinien“
(Seite 276)

den deutschen Truppen an die 300 französische Gefangene übergeben. 500 versprengte Soldaten sind insgesamt im Laufe des 14. Juni in Paris gefangengenommen worden.

Um 16.30 Uhr besucht der Militärbefehlshaber und Stadtkommandant von Paris, Generalmajor v. Studnitz, den amerikanischen Botschafter Bullit, der den Besuch heute, den 15. Juni, um 10 Uhr vormittags im „Grillon" erwidert. Als Doyen des Diplomatischen Korps bittet er um Bewegungsfreiheit der Diplomaten, was ihm zugesagt wird.

In später Abendstunde des 14. Juni erscheint der Militärgouverneur von Paris, Korpsgeneral Dentz, beim Stadtkommandanten. Es werden Fragen der Übergabe der Stadt geklärt. Dentz wird für etwaige Sabotageakte — es sind nach dem Einmarsch in Paris Öltanks in Brand gesetzt worden — verantwortlich gemacht.

Eine nicht ganz unwichtige Kleinigkeit des ereignisreichen Tages der Besetzung: Das mit Sandsäcken geschützte Grab Napoleons im Dom des Invalides wird von unsren Panzerjägern wieder freigelegt.

Und wie hat sich der Pariser Bürger verhalten?

Scheu und teilweise verängstigt, aber doch zu neugierig, um insgesamt in den Häusern zu verbleiben, sahen sie dem Einmarsch zu. Als sie merkten, daß ihnen nichts geschah und die Deutschen nicht die angekündigten Halsabschneider waren, schlug ihre Bedrückung in überraschtes Aufatmen um. In der Vorstadt begegneten wir zuweilen auch der Fassungslosigkeit. Einige wenige hielten uns für Engländer und jubelten den einziehenden Panzerjägern zu. Zum anderen Teil rissen die Zuschauer aus, verbargen sich hinter der Haustüre und kamen erst wieder hervor, als sie merkten, daß wir nichts von ihnen und gegen sie wollten. Da gab es frohlockende Gruppen am Straßenrand, zumal in der Vorstadt, die riefen: „La guerre est finie!" Andere wieder standen wie gelähmt bei unsrem Erscheinen. Wir haben auch erlebt, daß sich bei einem kleinen Halt in der Stadt der Kolonne einer Panzerjägerkompanie die Menschen wie die Trauben anhängten, die Wagen bedrängend!

Ja, so seltsam, so widersprüchlich wurde unser Einmarsch von den Parisern aufgenommen! Aber über alles ging das große Aufatmen aller über die Tatsache: Für Paris ist der Krieg beendet,

Paris wird kein Trümmerhaufen — in Paris wird es kein Massaker geben.

Es ist in Paris zu keinem Interregnum gekommen, zu keinem Aufstand der Kommune wie 1871. Nicht ein Schuß ist gefallen, unversehrt ist das Wohl von Stadt und Bürgern, die sich zumeist mit erstaunlicher Fassung in ihr Geschick fügen. Von der ersten Stunde an hat die Militärbehörde die Zügel des Stadtregimes sicher in die Hand genommen, die Fühlung mit den in Paris verbliebenen Instanzen war sogleich zum Vorteile aller hergestellt. Zur Diplomatie und zu den Vertretern der auswärtigen neutralen Presse waren rasch Brücken gebaut.

Zum ersten Male in der Geschichte vollzogen deutsche Truppen die totale und praktische Besetzung von Paris. Sie verlief nicht zuletzt infolge des ritterlichen Auftretens und der Disziplin der deutschen Truppen und ihrer Führung nicht nur ohne Zwischenfall, sondern geradezu in einer Atmosphäre der Entspannung.

„Vortreten zur Auszeichnung!“

150 Eiserne Kreuze am Platz de la Concorde in Paris

Die Tapferkeit deutscher Soldaten wird gefeiert im Zentrum von Paris Besonders verdientes Infanterie-Regiment empfängt Anerkennung und Auszeichnung / Begegnung zweier Revolutionen

Paris, 16. Juni, 13 Uhr.

150 deutsche Soldaten, Offiziere und Mannschaften, haben heute mittag in Paris die schönste deutsche Kriegsauszeichnung, das Eiserne Kreuz I. oder II. Klasse, aus der Hand ihres Divisionskommandeurs erhalten. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes, im deutschen Freiheitskampf gegen das napoleonische Frankreich 1813 gestiftet, hat durch diesen feierlichen Akt am Place de la Concorde ihre besondere Weihe erhalten; hier sprach sich der Sinn, der diesem schlichten schönen Zeichen für Bewährung vor dem Feinde zugrunde liegt, ergreifend aus: In dem EK., das heute 150 deutschen Soldaten an die Brust geheftet worden ist, versinnbildlicht sich der Dank des Führers und seiner Nation an den todesmutigen Soldaten im großdeutschen Freiheitskampf gegen England und gegen eben jenes Frankreich, das in zahllosen Angriffskriegen durch die Jahrhunderte die Grenze des Reiches bestürmt hat.

Das Eiserne Kreuz erhalten unsre Tapferen im Anblick des Are de Triomphe! Großartiger, bedeutungsvoller könnte der Umgrund für den feierlichen Akt der soldatischen Ehrung eines kampfbewährten Infanterieregimentes gar nicht sein, als ihn im Feindesland die Place de la Concorde gewährt, im Herzen von Paris. Jahrhunderte französischer Geschichte reden zu uns aus Bauwerken und Denkmälern. Ludwig XV. hat den Grundriß des Platzes im Zeitalter des Absolutismus festgelegt, allein sein Denkmal wurde hinweggefegt vom Sturm der Revolte von 1789, die bluttriefende Guillotine trat an Stelle jenes Reiterstandbildes. Maria Antoinette ist damals mit 6.000 Pariser Bürgern und Adeligen durch das Schreckensregiment umgekommen. Den ursprünglichen Namen, Place de la Revolution, hat also diese Stätte reichlich verdient; später wurde sie besänftigend umgetauft auf Place de la Concorde.

Hier begegnen sich heute zwei Revolutionen, ein Aufruhr mit verhängnisvollen Parolen und eine wahrhafte Revolution, die sich schlicht Bewegung nennt und fortzeugendes Leben ist, weil sie wie jedes aufsteigende Leben schöpferische Bewegung ist. Wir fühlen es, wie wir nun auch äußerlich die im Inneren schon lange von uns überwundene Revolte von 1789 ablösen; wir empfinden es stark und beglückend, wie diese nationalsozialistische Wehrmacht dasteht als die Front eines neuen Zeitalters, vor dem der Rest des Selbstbetruges „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" versinkt, der ach so bald in der feisten, faulen Bürgerlichkeit geendet war.

Gleichsam als die Vorhut eines neuen Jahrtausends steht heute der deutsche Soldat auf diesem Boden, der Geburtsstätte einer bürgerlichen Zeit, jenes Zwischenspiels europäischen Verfalles, über das nun der eiserne Vorhang fällt.

Solche Gedanken steigen in uns auf, wenn wir uns umsehen auf der Weite dieses Prachtplatzes, dessen vollendete Harmonie zur Zeit lediglich gestört wird durch die Sandsäcke, mit denen die Pariser Behörden den Obelisken von Luxor umgeben haben und die Denkmäler ringsum, die die bedeutendsten Städte Frankreichs allegorisch darstellen. Es fehlt auch das Rauschen der Fontänen, der silbern emporzischende Strahl zu beiden Seiten des Obelisken. Es rauscht jetzt stählern statt dessen eine Kette unsrer Bomber in geringer Höhe über den Platz hin, als ob unsre Luftflotte die Erdtruppen grüßen wollte in dieser erhebenden Stunde.

Über dem Marineministerium und dem Hotel „Grillon" weht die Hakenkreuzflagge, sie ist auch aufgezogen worden über der Deputiertenkammer. Der Eiffelturm, das technische Ereignis aus Großvaters Jugendtagen, überragt die reichbewegte Szenerie dieses Platzes, über den jetzt preußische Marschmusik schmettert. Der General kommt, um seine Männer zu ehren im Namen des Führers, grüßend schreitet er die Front ab.

„Vortreten zur Auszeichnung!" hallt das Kommando über das Regiment hin, das im offenen Geviert Paradeaufstellung genommen hat. Wir sehen über die ernste feierliche Front der Stahlhelme hinweg auf den Triumphbogen Napoleons I., es lösen sich aus Reih und Glied die Männer, die sich an der Somme, Oise und beim Vorstoß auf Paris durch besondere Tapferkeit hervorgetan haben. Sie stehen nun in langer Reihe vor der Front.

Im brennenden Orléans. Mit Getöse bricht eine Hausfront zusammen ... Die Jungfrau von Orléans schweigt



Ruinenstraße in Orléans. Seltsames Spiel des Zufalls: „Renaissance – Wiedergeburt“ steht auf einer von den Flammen verschonten Aufschrift in der Nähe des Denkmals
(Seite 276–282)



Frankreichs Armee ist zerschlagen. In unabsehbaren Kolonnen fluten die Gefangenen zurück



Wir aber folgen ohne Rast und Ruh dem Gesetz der unablässigen Verfolgung des Feindes: Wir marschieren, kämpfen, marschieren . . .

Auf dem Vormarsch nach Tours. Verhetzte Frauen, die falsche Vorstellung von deutscher Kampfführung haben, kommen unserer Infanteriespitze mit erhobenen Händen entgegen



Zuvor hatten wir mit motorisierten Nachhuten in Dhuizon ein Geplänkel. Die Gefangenen werden abgeführt
(Seite 285)

Es erfüllt uns mit Staunen, wie sehr der Divisionskommandeur um die einzelnen Männer, um die Leistungen der kleinsten Einheiten Bescheid weiß. Mit jedem Ausgezeichneten unterhält sich der General kurz. „Ja, diese Kompanie hat viel geleistet beim Panzerunternehmen Davesnescourt...“, meint er, indem er einem Musketier die Hand drückt. Ein Gruppenführer ist an der Reihe. „Sie haben Ihre Gruppe immer stramm zusammengehalten und schneidig geführt, im Namen des Führers darf ich Ihnen diese Auszeichnung überreichen...“ Ein Ordonnanzoffizier, ein Melder, ein Sanitätssoldat folgen, der seinen verwundeten Kameraden im schwersten Feuer beigesprungen war. „Ja, die 9. Kompanie hat allerhand durchgemacht, es gibt hier viele Auszeichnungen...“

Das Regiment befand sich immer an der Spitze der Division, die an die 500 Kilometer marschiert ist und die bis nach Paris sich vorgekämpft hat über Fluß, Kanal und Barrikaden. „Sie sind als Schütze vorgeschlagen von Ihrem Kompaniechef? Wenn ein Schütze vorgeschlagen wird, dann hat er sich durch ganz besondere Leistungen hervorgetan“, fährt der General in der herben, doch herzlichen soldatischen Zwiesprache mit seinen Männern fort, indem er die Auszeichnung überreicht.

„Schwerverwundeten Oberleutnant aus dem Artilleriefeuer geholt!“ antwortete ein anderer Schütze, dessen Augen jetzt angesichts des Ordens der Tapferkeit aufleuchten.

„Und Sie — Sie haben schon im Weltkrieg das EK. II erhalten!“

„Jawohl“, antwortet der Stabsfeldwebel, „in der Tankschlacht von Cambrai 1918.“ Die Spange zum EK. II schmückt nun seinen grauen Rock.

Unter dem Paradeschritt des abrückenden Regimentes hallt das Pflaster. Erhabenes, menschlich Ergreifendes, das Bewußtsein, einem geschichtlich einmaligen Ereignis beigewohnt zu haben, erfüllte diese eine Stunde, die wir unverlierbar mit uns nehmen werden als kostbares Erinnern.

Adieu, Paris!

Auf der Fahrt nach Orleans, 17. Juni.

Drei Tage Paris — drei Tage bis zum Rande gefüllt mit Erlebnis, wirbelnden Geschehnissen, vom weltpolitischen Ereignis bis hinab zur winzigen Anekdote, wie man sie als Neuling auf Schritt und Tritt erlebt gerade in der verwirrenden und wohl auch bestrickenden Atmosphäre dieser Stadt. Drei Tage nach wochenlanger Feldküchenverpflegung ein französisches Menü zelebriert mit schwerem Silberbesteck und goldgerändertem Porzellan, drei Nächte in wahren Himmelbetten geruht im Hotel „Grillon“ und „Lotti“, das Raffinement eines gekachelten Luxusbades genossen — kurzum, man war schon daran, den wochenalten Staub der Vormarschstraßen aus den Stiefelhosen zu verlieren und das Leben eines „besseren Herrn“ zu beginnen.

Da kommt gemach so was auf wie Großstadtüberdruß. Wir können es selbst nicht begreifen. „Was, du auch schon parismüde...? Höchste Zeit, daß wir wieder 'rauskommen.“

Jawohl, höchste Zeit, drei Tage, denkt nur, drei Tage sind wir auf einem Fleck geblieben, 'raus — 'raus! Wir haben richtiggehendes Heimweh nach der Kampftruppe, die uns weit vorausgeeilt ist.

Eine alte Fee von Zimmermädchen, zur Stunde allbeflissener Hausgeist im Hotel „Lotti“, braut uns in mütterlicher Aufwallung Morgenkaffee, gießt uns noch aus freien Stücken einen Kuhschluck Kognak in die geleerten Kaffeetassen mit der Beteuerung, was wir doch für nette Kerle wären, schluchzt, den Schürzenzipfel im Augenwinkel, zwischendurch „Ma pauvre France — ma pauvre France...“

Ein Pfiff der Signalpfeife: „Aufsitzen!“

Adieu, Paris...

Im brennenden Orleans

Das Schweigen der Jungfrau Johanna...

Feindkolonnen suchten Zuflucht in Orleans — aber unsre Truppen waren schon zur Stelle
Was Kriegshetzer Bullit von dem Mädchen Johanna erflehte

Orleans, 17. Juni, 22 Uhr.

Es gab heute morgen während unsrer Fahrt, dem fliehenden Feinde nach, einen huschenden Augenblick auf der Landstraße Paris—Orleans, der uns mit der geheimnisvollen Macht eines Symbols angerührt hat. Irgendwo zweigte nach rechts eine Straße ab, der Wegweiser zeigte „Versailles 25 Kilometer“. Die Buchstaben leuchten aus der blauen Tafel heraus, sie überblendete eine müde und zerschlagen die Chaussee heraufkommende Kolonne französischer Gefangener und den armseligen Strom der Flüchtlinge, die Paris zustrebten. Wir wußten am Morgen noch nicht, worin der Tag münden würde, allein das eine besagte uns dieses erregende flüchtige Bild an der Wegkreuzung: Frankreichs Armee ist am Ende. Die Waffenstreckung kann nur mehr eine Frage von Tagen sein. Was uns in diesem Glauben bestärkte, war eben die Marschsäule unsrer Kampftruppen, die heute so wie vor fünf Wochen mit ungebrochenem Siegeswillen nach vorwärts drängte. Man muß in das Gesicht des deutschen Soldaten gesehen haben, in dieses von den Strapazen kantig gewordene und mit Schweiß und Staub verschmierte Gesicht, in dem nur ein helles Augenpaar blinkt — und man weiß, daß nicht ein aus dem Himmel fallendes Kriegsglück, sondern glühender Kampfgeist unsre Fahnen immer wieder nach vorne reißt.

Versailles liegt also hinter uns, unsre Marschstraße hat daran vorbeigeführt, die Siegesstraße der Revolutionsarmeen Adolf Hitlers, damit aber hat der Schicksalsweg unsres ganzen Volkes Versailles für immer überholt — räumlich und geistig.

Versailles liegt uns im Rücken.

Es geht auf Orleans zu, wir wollen dem Feind auf den Fersen bleiben. Auf viele Kilometer hinaus zeigt die Landstraße nicht die geringste Spur vom Feind, nur die Reihe der Flüchtlinge will in keinem Augenblick abreißen. In atemloser Eile, ohne auch nur

mehr den Versuch des Widerstandes zu machen, ist hier der Feind ausgerissen. Später treffen wir auf die Dörfer, in denen es gestern noch Rückzugsgefechte gegeben hat.

Die Einfahrt nach Orleans steht im Zeichen einer chaotischen Auflösung der feindlichen Streitmacht. Die verlassene Gasse ist weithin gesäumt von Stahlhelmen, Gasmasken und achtlos hingeworfenen Gewehren. Ein Spalier der Verzweiflung entlang des Rinnsales. Manche Häuser tragen Schußnarben, es ist heut nachts hier noch heftig gekämpft worden. Wir fahren entlang der Pionierkolonne einer ostmärkischen Einheit, die seit der Somme unablässig dem Feind auf den Fersen ist.

Zusammen mit einer Einheit aus Landau ist sie auf Orleans vorgestoßen, eine motorisierte Vorausabteilung ist gestern nachmittags um 15 Uhr bereits in Orleans eingerückt — mittenhinein in die abziehenden Franzosen, die starr vor Schrecken die Waffen weggeworfen haben. 1.000 Gefangene finden wir in Orleans vor. Sie kamen zum Teil selbst zu unsren Posten. Ihr Kampfwille war bereits so gelähmt, daß das Aufzeigen einer weißen Flagge durch unsre motorisierten Spitzengruppen genügte, um die abrückenden Streitkräfte zur Waffenniederlegung zu bewegen.

Nachts kam es in Orleans noch zu heftigen Straßenkämpfen. Wir sehen auf der Rue de Paris die zerschossenen französischen Schlepper, die die Feldgeschütze retten sollten. Unsre Truppen waren früher hier als Orleans zustrebende Feindkolonnen auf ihrer Flucht — sie ahnten nicht, daß unsre Pak bereits hier die Straßen sicherte, und rannten in ihr Verderben hinein. Über Orleans ist zwar schon eine Spitze Richtung Tours vorgeprescht; in Orleans aber fallen nachmittags noch Schüsse.

Unversehrt ragt die herrliche Kathedrale von Orleans. Dicht dabei ist ein Stadtviertel in Schutt gefallen. In die Fluchtlinie einer noch brennenden Straße schneidet der Umriß des Denkmals der Jeanne d'Arc. Wir können uns denken, was sich wohl in dem Bürger der Stadt, der verstört über den Platz geht, beim Anblick dieses Denkmals, des sogenannten „größten Wunders Frankreichs“, seelisch ereignet.

Er denkt — wo bleibt das Wunder diesmal?

„Sainte Jeanne garde la France et la mene a la victoire“, hat erst kürzlich der USA.-Botschafter in Paris, der Kriegshetzer Bullit, erklärt, als er dem Geburtsort der Johanna, Domremy, im Namen



Sieger und Besiegter — zwei Gesichter

Vormarsch auf Tours. Infanteriespitze säubert ein Dorf, die Poilus sind mürbe geworden und . . .

. . . weisen uns die Richtung des Rückzuges der Feindtruppen

seines Staates ein Standbild des Wundermädchens zum Geschenk machte.

„Von einem Ende der Welt bis zum anderen bittet jeder zivilisierte Mensch“, führte er in seiner „Weihe“-Rede aus, „für den Sieg Frankreichs... Die geistigen Kräfte der Welt werden über die satanischen siegen... Heilige Johanna, Frankreich ist der Garten deiner Tugenden geworden... Behüte Frankreich! Und, im Dienste Gottes und der Menschheit, führ es zum Siege!“

Die Tageszeitung „Excelsior“, Paris, 10. Juni 1940, verrät uns den frommen Wunsch jenes Diplomaten. Wir stehen nun ganz allein auf dem Platz vor dem Denkmal der ewig bewunderungswürdigen sogenannten „Ketzerin“, lesen die goldenen Lettern. Was würde, denken wir, die diplomatisch beschworene Johanna zu jener Rede sagen, was würde sie insbesondere von dem gleißenden Rednerworte halten, wonach Frankreich 1940 der Garten ihrer Tugenden ist?

Armes Mädchen Johanna — wohin weist du jetzt auf deinem Streitroß mit der Spitze des Schwertes, das dir einst Sir Baudricot verliehen hat?

Doch wohl gegen dein eigenes Volk, das sich mit deinem einstigen Feind, dem unermüdlichen britischen Räuber, verbündete, um einen Krieg vom Zaune zu brechen... Nun, fleht man, sollst du dich wieder mit deinem unsichtbaren Gott verbünden, der dir Macht über die Seelen gab und aus deinem reinen Gemüte zu dir redete, nun sollst du ein neues Wunder wirken. Du aber, Heilige, kennst den „Garten deiner Tugenden“ — der angeblich dieses Frankreich sein soll, und wirst dich besinnen, eh' du Hilfe gibst den Gärtnern jenes „Tugendgartens“, die das Frankreich deines heldisch reinen Wesens haben in Mißwachs verkommen lassen.

Haubitzendonner rollt wie ein aufziehendes Gewitter durch den schwülen grauen Nachmittag. Ein schwacher Luftzug weht uns die Hitze des nahen Brandes ins Gesicht. Mit Getöse bricht eine Hausfront zusammen, eine Wand aus Staub, Rauch und Flammen steigt hinter dem Monument aus Bronze hoch.

Die Jungfrau von Orleans schweigt. Frankreich aber wartet vergebens auf ihr zweites Wunder.

Aus dem Leben eines Volksverräters

Starhembergs private Aktenmappe erbeutet

Sie fällt einer ostmärkischen Division auf dem Vormarsch in die Hände Infolge Panik blieb in Etampes beim Architekten Roland Bobot die Mappe zurück /Abgründige moralische Verkommenheit des „Lieutnants“ der französischen Luftwaffe Starhemberg / Briefwechsel Starhembergs mit Daladier / Entwurf eines neuen Versailler Diktates

Etampes, 18. Juni.

Eine ostmärkische Division, die am 17. Juni über Orleans vorgestoßen ist, kam bei ihrem Siegesmarsch vorbei an der Stadt Etampes, die, wie sich nunmehr herausstellt, für einige Zeit den Volks- und Landesverräter Ernst Rüdiger Starhemberg beherbergt hat. Ohne davon auch nur etwas zu ahnen, hat der Führer einer Betriebsstoffkolonne, Hauptmann d. R. G., sein Nachtquartier bezogen in der Wohnung eines geflüchteten Architekten namens Roland Bobot. Es fiel dem Offizier bei der Durchsuchung der verdächtigen Wohnung neben zahlreichem, die Tätigkeit der Emigranten aus Deutschland belastendem Material auch eine Aktenmappe in die Hände, die angefüllt ist mit privaten Schriftstücken Starhembergs. Zufall oder Fügung, wie man's nun nehmen will, hat gerade einem ostmärkischen Offizier jene Schriftstücke in die Hände gespielt, die uns Einblick geben in die Verkommenheit eines Volksverräters größten Stiles, der seinerzeit unsagbares Unglück über seine Heimat gebracht hat. Unbarmherzig vollzieht die Gerechtigkeit ihren Urteilsspruch über den Verräter, dem sie, wie wir sehen, keine Stunde der Rast mehr gönnt, bis zu seiner Vernichtung. Vielleicht treiben gerade diese ostmärkischen Truppen den „Lieutenant“ der französischen Luftwaffe vor sich her, über dessen soldatische Qualitäten bei den ostmärkischen Soldaten die entsprechenden Anschauungen herrschen.

Es muß schon eine panikartige Flucht gewesen sein, die Starhemberg und seinen Treuhänder, den französischen Architekten, aus Etampes hinausgetrieben hat, da sie so heikles Material uns haben zurücklassen müssen. Wir blättern nur flüchtig die Schriftstücke durch. Ein Grauen überkommt uns beim Anblick der moralischen Fäulnis eines Verräters, der Karriere nach unten

genommen hat. Wir finden den Schriftverkehr mit den übelsten Emigranten, eine Masse Protektionsschreiben Starhembergs für seine politischen Freunde, die ihnen den Weg in Paris ebnen sollten. Wir finden, nicht gerade zu unsrer Überraschung, zahlreiche Rechnungen von Pariser Schneidern und Amüsierhotels. Unbeglichene Rechnungen — das sind ja schon in der seligen Wiener Heimwehrzeit die granitenen Bausteine für das Starhembergsche Mitteleuropa gewesen. Denkschriften und gewaltige politische Programme gibt es in der Mappe in Fülle.

Ein ganz delikates Ding sind Starhembergs Briefe an Daladier, worin Starhemberg nach Beteuerung seines „glühenden Patriotismus“ bekennt: „Wir würden glücklich sein, unsre Kräfte im Kampfe gegen Hitlerdeutschland einsetzen zu können...“ (Brief an Daladier vom 20. Dezember 1939.) Er legt darin Daladier auch seine Absicht dar, eine „österreichische Legion“ zu gründen. Herr Daladier hat daraufhin sehr hoffnungsvoll geantwortet, wie der in Abschrift vorliegende Brief bezeugt.

Starhemberg fand in Paris kein ihn sehr erfreuendes Milieu vor. In einer umfassenden Denkschrift kommt seine Mißstimmung über die Zerfahrenheit im österreichischen Emigrantenlager zum Ausdruck. Warum das, fragen wir, denen noch die Beteuerungen des „Fürsten“ im Ohr klingen, wie einträchtig sich doch das „österreichische Volk“ in der „Vaterländischen Front“ zusammengefunden habe. Nun mußte er also die feinste Essenz dieser „VF.“ in Paris kennenlernen. Er selbst wird irre an den politischen Irrlichtern, die er und seine klerikalen Kombattanten in den Jahren 1930—1938 entzündet haben. Starhemberg klagt über „recht zweifelhafte Elemente“; außer mit Zernatto und Stockinger, mit denen ihn „engste Zusammenarbeit verbindet“, befindet er sich in Widerspruch mit allen anderen Gruppen. Da sind die roten Propheten, die Juden Ellenbogen und Dr. Julius Deutsch, mit denen er zu einem Einvernehmen gelangen möchte. Starhemberg läßt sich von dem Juden Deutsch bescheinigen, daß er, Starhemberg, an dem Aufstand vom 12. Februar unschuldig sei, daß er kein „Arbeitermörder“ sei. Es ist, als ob ihn doch ein Rest von Gewissen plage, welches nun der gefällige chancewitternde Jude Deutsch auf Wunsch beschwichtigt...

Allein „mit dem Duc le Bar sind die Beziehungen stark getrübt“, gesteht er über sein Verhältnis zu dem Knaben Otto von Habsburg, der sich neuerdings Duc le Bar nennt. Was Duc

betrifft, läßt es sich ja streiten, was den Begriff Bar und Otto Habsburg betrifft, sind wir alle einer Meinung. Pariser Bar-Politik mit Cocktailkonzeptionen, das macht denn auch den Hauptgegenstand der Starhembergschen Denkschriften aus.

Da ist z. B. ein geflüchteter tschechischer Adeliger namens Wassitzky, der wohl auch einen politischen Salon in Paris aufgemacht hat. „Der Plan ist", schreibt Starhemberg, „in der Person des alten Wassitzky einen neuen Masaryk zu schaffen." Dann gibt es auch noch eine aus allen Tiegeln gesalbte Megäre des politisch parfümierten Pariser Salons, Madame Jeanne, „die ehemalige Geliebte Herriots, über deren Unterbringung Herriot sehr angenehm berührt ist", so lesen wir in Starhembergs Denkschrift wörtlich. Madame Jeanne hat ein Pöstchen erhalten bei der Desperadoclique um Starhemberg, sie wird für ihre Österreichpropaganda monatlich mit 3.000.— Francs bezahlt. Die zugehörige Madame Zuckerkandl „hat seinerzeit Dollfuß persönlich französische Sammelgelder überbracht", meldet das Starhembergsche Memorandum weiter. „Madame Zuckerkandl ist eine Schwester der Gattin Clemenceaus..."

Die Kernfrage bleibt die Finanzierung dieses kläglichen Interessentenhaufens. Starhemberg erzählt, daß monatlich 100.000 Francs nötig seien; England, das aus propagandistischtaktischen Gründen dem Gedanken einer „österreichischen Legion" skeptisch gegenüberstünde, würde nur eine einmalige 3.000-Pfund-Summe bewilligen, für den Rest müsse Frankreich aufkommen. „Baronin Zawisch", sagt Starhemberg weiter, „ist die einzige Arierin" in dem Komitee.

Kurzum, was Starhemberg in der Seinestadt wiederfindet, ist der vielgepriesene „christliche Ständestaat", dargestellt durch seine prominentesten Vertreter. Er findet Systemösterreich wieder, so wie er es seinerzeit als politischer Kanzelredner propagiert hat. Ottos eigene Schöpfung, der „Conseil National Autrichien", der „österreichische Nationalrat" zu Paris, findet Starhembergs Zustimmung nicht, denn er verletzt die Eitelkeit des Ehrgeizlings Starhemberg zu sehr, da er nicht Präsident wird. Er tritt ihm bei, tritt jedoch bald wieder aus, denn der Duc le Bar will nichts von Stockinger und Zernatto wissen, die im Gerüche stehen, „faschistisch" zu denken. Starhemberg quält sich nun ein „Pariser Bekenntnis" ab auf die Art des sogenannten „Korneuburger Programms", damit das Brodeln im Emigrantenkessel aufhöre.

Allein, die große Lüge, 1933 in Österreich proklamiert, geht unbarmherzig an sich selbst zugrunde, ideenlose Grüppchen, von pathetisch auffrisierter Selbstsucht erfüllt, fressen einander selber auf voller Neid und Gehässigkeiten. Die böse Tat, die fortzeugend Böses muß gebären, erntet ihren Lohn.

„Diese Zersplitterung", so muß nun Starhemberg bekennen, „findet ihren Niederschlag in einer Unsumme von Intrigen, Verleumdungen, gegenseitigen Anzeigen usw. Lauter Dinge, die aus den letzten Jahren der österreichischen Geschichte bekannt sind... Vor allem lehnen wir jede Berührung mit der in der Rue St. Augustin eingerichteten vereinsmäßigen Vertretung der österreichischen Emigration sehr energisch ab, denn dieser Laden besteht aus den allerübelsten Elementen, die man sich denken kann. Das ist ungefähr der augenblickliche Stand der Dinge..."

„Ich bin der Meinung", fährt Starhemberg in der Denkschrift vom 7. November 1939 fort, „daß man sich nicht gar zu sehr auf den österreichischen Standpunkt stellen soll. Es handelt sich nicht darum, Österreich wiederherzustellen. Es handelt sich um die Wiederaufrichtung eines wirtschaftlich und politisch lebensfähigen Donauraumes... denn noch einmal mit 600.000 Arbeitslosen und den ganzen übrigen Wirtschaftsproblemen unter österreichischer Flagge Politik zu machen, hat gar keinen Sinn, und da ist es fast gescheiter, man läßt Österreich bei Deutschland."

Ach so! Die Einsicht ist dem Herrn „Fürsten" aber spät gekommen. „Ich selbst", schließt dieser seltsame Komödiant und politische Papagei, „wäre froh, mit der ganzen Politik nichts mehr zu tun zu haben."

Ja, das glauben wir gerne. Die Flucht in die Verantwortungslosigkeit war immer die Patentlösung der Geschäftspolitiker — bis herauf zu Reynaud.

Allein es gibt kein Entrinnen, Starhemberg wird, wenn er nicht unser Gefangener wird, der Gefangene seiner Blutschuld und seines Verrates werden. In welchen Abgrund, in welches Inferno innerer Zerrüttung hat sich der Mensch begeben, der schließlich beim Feind darum bittet, gegen sein eigenes Volk kämpfen zu dürfen. An einen Prof. Mark schreibt er am 14. Februar 1940: „Leider hat sich der Stand der österreichischen Angelegenheit nicht viel gebessert. Ich glaube, es ist verfrüht, in der Sache Entscheidungen zu erwarten." Der Plan mit der österreichischen

Legion in Frankreich ist anscheinend gescheitert. Starhemberg wendet sich von den Emigrantencliquen in Paris ab. „Ich habe um Aufnahme in die französische Armee angesucht und schätze mich glücklich, daß mir dieser Wunsch erfüllt wurde und ich als Lieutenant in die französische Fliegerei übernommen worden bin. Ich halte dies für die würdigste und zweckmäßigste Form, unsren Idealen zu dienen."

Dem Kommerzialrat Enrico Sochrowsky schreibt er nach Nizza im Frühjahr 1940: „... ich betrachte meine Einrückung gar nicht als Beendigung meines Lebenslaufes, vielmehr als Beginn eines neuen Abschnittes."

Den Lebenslauf eines Verräters wollte Starhemberg der Welt in Buchform überreichen. Allein, es hat nur zum ersten Kapitel, das zugleich Einleitung ist, gereicht. Wie das vorgefundene Konzept zeigt, war es auf dreizehn Kapitel berechnet.

Das erste Kapitel heißt: „Über mich selbst — Familie — Jugend."

Das elfte Kapitel: „Wie bekämpft man Hitler und den Nationalsozialismus?"

Das dreizehnte Kapitel: „Gedanken über das künftige Europa."

Das war wohl eine böse 13, die Starhembergs „europäischen Patriotismus" bezifferte.

Beflissen hat Starhemberg der französischen Regierung Offerte in der Branche gemacht, wie man Hitlerismus erfolgreich bekämpft. Er selbst bezeichnete sich als einen darin durch sechs Jahre bewährten Fachmann. „Ich kenne Adolf Hitler, ich kenne den Nationalsozialismus. Ich glaube zu wissen, wie man Adolf Hitler und den Nationalsozialismus mit Erfolg bekämpft."

Mit Erfolg? Starhembergs sichtbarer Erfolg ist jedenfalls die Emigration nach Paris. Seinem Jahrmarktwundermittel fehlt also, meinen wir, doch die Beglaubigung.

Mit nicht ganz gelösten Schwingen hat, scheint es, Starhemberg seine Lebensgeschichte zu schreiben begonnen. Denn am Schlusse des ersten gequälten Kapitels flüchtet er zu dem entschuldigenden Satze:

„Noch eins, ich bin kein Schriftsteller. Dies Buch ist das erste, das ich schreibe. Dies möge der Leser berücksichtigen." Entschuldigt, wir haben's ja gemerkt.

Nun, zu guter Letzt erfahren wir aus der Aktenmappe des Fürsten Ernst Rüdiger Starhemberg noch, was uns beschieden gewesen wäre, wenn nicht wir zufällig an Etampes vorbei nach

Orleans marschiert wären, sondern etwa Herr Starhemberg mit seiner Emigrantenlegion in Berlin eingezogen wäre. Das Schriftstück, dessen Autor nicht völlig feststeht, das aber in Paris entstanden ist in ebendenselben Kreisen, die die berüchtigte Reynaudsche Landkarte des „neuen Europas“ ausgearbeitet haben, legt die Grundlinien eines zweiten Versailler Diktates fest, das an Diabolik nicht mehr zu übertreffen ist.

„Deutschland ist Preußen!“ ist der oberste Grundsatz der Zerstückelungsstrategen. Weiter heißt es: „Denn diesmal wird die Rechnung restlos bezahlt, damit jeder Deutsche und andere Landsmann sich in Zukunft für Kind und Kindeskinder ein für allemal im klaren darüber ist, daß Krieganfangen eine kostspielige Sache ist.“

Der sogenannte „Friedensplan“ aus der Aktenmappe Starhembergs, der sich, wie das Beutestück bezeugt, im Pariser Außen- und Innenministerium viel zu schaffen machte, stellt weiteres als Grundforderung eine hundertjährige totale Kontrolle „Preußen-Deutschlands“ bzw. der deutschen Splitterstaaten in Aussicht. Daladiers und Reynauds Zynismus schwingen in diesem teuflischen Konzept, von dem wir nur das Wichtigste wiedergeben:

Für die nächsten hundert Jahre ist eine Wiedergutmachungskommission über Restdeutschland einzusetzen, das von einem Reichsverweser verwaltet wird, den alle vier Jahre die Kommission der Alliierten einsetzt. Zwischen Oder und Elbe liegt das preußische, d. i. das deutsche Territorium. Ostpreußen fällt als „dürftige Wiedergutmachung“ (wörtlich!) an Polen. Bayern und Österreich schließen sich zu einer katholischen Monarchie zusammen. Es würde u. a. ein Fürstbistum Rheinland geben, ein Fürstentum Sachsen, ein Fürstbistum Trier, gelenkt von Geistlichen, „die nachweisen können, daß sie hitlerfeindlich gewirkt haben“. Selbstredend würden viele freie Städte gegründet werden wie Lübeck und Hamburg.

Zum Schlüsse dieser sogenannten „Friedensakte“ heißt es: „Außerdem haben in sämtlichen vorgenannten Ländern Eheschließungen von jetzt ab die Erbringung eines Nachweises gesundheitlicher wie kulturell einwandfreier Vergangenheit zur Voraussetzung, um der maßlosen Überbevölkerung von verbrecherischen Naturen (Umschreibung für die Deutschen des

Dritten Reiches! d. V.) auf Jahrhunderte hinaus endlich Einhalt zu gebieten. Im übrigen darf jahrhundertelang keine Familie deutscher Zunge mehr als drei Kinder zur Welt bringen, um vorgenannte Völker nicht abermals den Gefahren und Folgen von unzähligen Arbeitslosen auszuliefern...“

Hitler anhängende Deutsche — in dem Schriftstück ist nur von einer „Verbrechergilde“ die Rede — dürfen selbstredend keine Staatsämter übernehmen. Hundert Jahre wird eine Reparationskommission über der deutschen Industrie wachen, „... um endlich der deutschen Rasse zu ihrem eigenen Wohle ein für allemal Ruhe, Friedfertigkeit und Respekt vor kulturellen Werten beizubringen“.

Für die Dauer eines Jahrhunderts ist auf Todesstrafe zu erkennen, wenn ein Deutscher eine Waffe in seinem Besitz hat. Das deutsche Rüstungsmaterial müsse „bis auf die letzte Patronentasche an Polen und die Tschechoslowakei“ abgeführt werden.

So lautet der Kommentar zur Reynaudschen Karte vom neuen Europa, von dem auch „Lieutenant“ Starhemberg vergebens träumte. Den Rest seines diabolischen Wolkentraumes wird dem Flieger-Lieutenant Starhemberg und seiner verruchten Clique wohl der Marschtritt der Ostmärker zerstören, die, an Orleans vorbeiziehend, die aufgenommene Fährte des Volksverräters Starhemberg verfolgen werden. Diesen Fall zu klären und zu lösen ist nun einmal ihr Vorrecht, das sich herleitet aus fünf Jahren erduldeter Knechtung.

In den fliehenden Feind hinein feuern unsere Batterien bei Tours, bis . . .



. . . ein Ordonnanzoffizier der Division dem Batterieoffizier den schriftlichen Befehl überbringt: Feuer einstellen ab 15 Uhr — Waffenstillstandsabordnung wird bei Tours erwartet! *(Seite 289)*

Compiègne. Ein Denkmal, das den Haß verewigen sollte

Stunden der Spannung und Vorfreude vergehen in Erwartung des Führers

Intermezzo an der Vormarschstraße

Die verspätete Salatschüssel zu Cheverny...

Ort der Handlung: Kaff mit wunderschönem Chateauschloß Handelnde Personen: Drei Soldaten voll Kohldampf, die soupieren wollen, ein taktvoller Gastwirt, ein trommelnder Gemeindeausrufer, ein Friseur, der nicht zu finden ist, ein Schloßverwalter, der von Ludwig XIV. erzählt, ein kaltgewordenes Spargelgericht, eine welkende Salatschüssel und übriges Fußvolk

Cheverny, 19. Juni, 23 Uhr.

Bei Beaugency, südwestlich Orleans, haben wir gestern die Loire überschritten. Es liegt eine ruhige und erholsame Nacht hinter uns. Bei Morgengrauen marschieren wir weiter durch die duftenden Laubwälder über La Ferte nach Dhuizon, wo wir mit motorisierten Nachhuten des weichenden Feindes ein Geplänkel haben. Wir machen ein Dutzend Gefangene, ganz neue Krafträder, deren Motor noch warm ist, werden unsre Beute. Wir verlieren einen guten Kameraden des Reiterspähtrupps, der eben am Dorfeingang gefallen ist.

Über Neuvy rückt nun — es ist Mittag geworden — die Marschkolonne nach Bracieux vor. Feindliche Panzerkampfwagen beunruhigen unsren Marsch, der Gegner sucht Abstand zu gewinnen. An den sozusagen taufrischen Fährten der Raupenketten merken wir, wie nah sie uns sind.

Pak voraus.

Gegen Sonnenuntergang rücken wir in Cheverny ein. Es hat hier keinen Kampf mehr gegeben. Hier werden wir Alarmquartier beziehen. Es soll sich hier ein Chateau befinden, flüstert man. Tat es der blanke Boden heut nacht, so soll's diesmal wieder ein Himmelbett sein mit Brokat und Daunenkissen. Aber zuvor lüstet uns nach einem Souper, nach Salat, nach frischem Zeug.

„Hallo, monsieur le patron“, rufen wir in den Gasthof hinein, in dem es von verschüchterten Pariser Flüchtlingen wimmelt, „hallo, Herr Wirt, bereiten Sie ein erlesenes Abendessen für uns drei: Eine Menge grünen Salates, aber sparen Sie dabei etwa nicht das Öl, dann ein Rostbeef mit pommes frites und leckere Vorgerichte. Aber Tempo, Tempo, Herr Wirt, wir müssen weiter

und haben Hunger wie die Wölfe...!" — „Wie die Barbaren...!" scherzt ein Kamerad bitterernst.

Nach einer halben Stunde würde alles Gewünschte bereitstehen, erklärt der Patron beflissen. Eine halbe Stunde — na, das würde ja langen, die seit Anfang Mai unbeschnittenen Haare fachgemäß kürzen zu lassen. „Wo ist ein Friseur?" — „Die Straße da unten, erst rechts und dann links..."

Wir machen uns auf die Suche. Wie schön ist's, einmal so ein Stündchen diesen bürgerlichen Verrichtungen leben zu können, wie Haare schneiden lassen, so ein bißchen promenieren, ah, einmal so richtig für sich Zeit haben — und war's auch nur eine Stunde.

Die Pak sichert bereits den Platz, der Gemeindeausrufer rührt kräftig seine Trommel und verliest eine Kundmachung der Bürgermeisterei, wonach sich jeder Bürger loyal zu den eben eingerückten Truppen zu verhalten habe.

Daradurn — daradaradum — daradadaradaradadum — rauscht der Trommelwirbel, und verängstigte Bürgerköpfe werden in den Fensterrahmen sichtbar.

Hinter den Gartenmauern aber geht zu gleicher Zeit ein heftiges Gebelfer aus Karabinern los.

Wo ist nur der Friseur? Kummervoll ragt das unvorschriftsmäßige Haupthaar über den vorschriftsmäßigen Kragenrand. Nicht zu finden der Bursche...

Das Gewehrgeknatter kriecht über die Dächer immer näher. Wir schlendern mit unsrem unbekümmert trommelnden und ausrufenden Vorbild einer nervenlosen Amtsperson wieder zu unsrem Wirt hinauf. Da ist alles leer — keine Pak mehr da, kein Soldat zu sehen. Meine nächsten Kameraden verschwunden. Eine beklemmende Stille liegt jetzt über dem Marktplatz von Cheverny.

Da stimmt etwas nicht.

Ich überschreite die eine Straße in Gedanken an die Salatschüssel, die auf ihre drei Esser wartet — da, im Abstand von 300 Meter überquert eine vollbewaffnete feindliche Kompanie im Marsch-marsch-Tempo die Straße.

O la la —!

Jetzt wird's aber Zeit zu erfahren, wo die derzeitige Front verläuft. Jedenfalls, fürchte ich, liegt meine Salatschüssel jenseits unsrer augenblicklichen Hauptkampflinie.

Am Ortsrand treffe ich die anderen wieder. Der Appetit hat merklich nachgelassen. Verstärkung rückt nach. Wir warten bei dem wunderbaren alten Schlosse Cheverny, das irgendeinem Comte mit unheimlichem Stammbaum gehört. Ludwig XIV. hat, hören wir, hier schon seinen Sommersitz aufgeschlagen, dann wird es als einmaliges Nachtlager auch für uns gerade recht sein.

Die historisch-romantischen Erläuterungen des Schloßverwalters vermögen für die Dauer die Sehnsucht nach der Salatschüssel nicht zu betäuben.

Die nachgezogene Verstärkung hat inzwischen in Cheverny reinen Tisch gemacht. Das merken wir mit Wohlgefallen, als wir uns wieder an unsre Abendtafel, an unser bestelltes Souper heranpirschen. Wir haben uns um eine Stunde verspätet.

Der Wirt, ein taktvoller Mann, läßt sich nichts anmerken, als er Spargel mit Schinken als Vorgericht aufträgt. Der Spargel ist allerdings etwas kalt geworden — infolge der Hitze des Gefechtes.

Aber auch wir tun, als habe sich nichts ereignet, was verlohne, auch nur ein Wort zu verlieren.

Nur der grüne Salat in der Schüssel läßt es uns vergrämt fühlen, daß in dieser Stunde der Verspätung Cheverny wieder französischer Besitz geworden war, aber schon wieder nicht mehr ist. Todtraurig ist er in sich zusammengesunken, er welkt und weint darüber, daß soeben eine französische Kompanie in Cheverny von unsren Truppen entwaffnet wurde, und er stöhnt, in die vom Patron sorgsam zubereitete Tunke zusammenfallend: „Nun ist alles Essig...“

Um 15 Uhr machen unsre Batterien Feuerpause

Wir erwarten die französische Abordnung

Was sich kein ostmärkischer „Illegaler“ hat träumen lassen
„Mir ham as z’legt wia a Kanarihäusl...“ / Feuer einstellen!
Atempause und froher Umtrunk vor dem Geschütz

Thezee an der Le Cher, 30 Kilometer ostwärts Tours,
20. Juni, 16.30 Uhr.

Seit den frühen Morgenstunden schieben sich die Marschsäulen unsrer Division nach vorn, nach Süden und Südwesten. Vor zwei Tagen wurde die Loire überschritten, und nun stoßen die Regimenter unablässig dem weichenden Feinde nach. 105 Kilometer haben die ostmärkischen Regimenter, mit denen wir marschieren, zurückgelegt in zwei Tagen. 50—60 Kilometer, das ist die tägliche Marschleistung seit über einer Woche. Ein atemberaubender Krieg! Durch Städte und Dörfer sich durchkämpfen und sogleich wieder aufbrechen, Tag für Tag, um das weitgesteckte Ziel zu erreichen, ja es zuweilen zu überholen — das ist die grandiose, der Bewunderung würdige Leistung unsrer Fußtruppen.

„Weit ist der Weg zurück ins Heimatland, so — weit — so — weit...“, singen heute die Marschkolonnen, indem wir bei strahlendem Frühmorgenhimmel in Cheverny aufbrechen. Das Gefühl, im unaufhaltsamen Siegesmarsch den Feind vor uns herzutreiben, um ihm keine Möglichkeit mehr zu lassen, sich zur Verteidigung einzurichten, das Bewußtsein, unsre Fahne in den Süden Frankreichs hineinzutragen, in einigen Tagen vielleicht schon an dem Golf von Biskaya oder gar an dem spanischen Grenzgebirge zu stehen, das gibt den Marschierern diese unfaßliche Ausdauer und die unversiegliche Frohgemutheit, die sich im Liede Ausdruck schafft. Es klingt heute wie ein übermütiges Jauchzen aus dem Chor des Marschgesanges. Wer von diesen Wienern und Niederösterreichern, den „Illegalen“ von ehedem, hätte es sich noch vor drei Jahren im Schlafe einfallen lassen, daß er das Glück haben würde, als Kämpfer Adolf Hitlers Paris 160 Kilometer hinter sich zu lassen?

Wohl versucht der Feind noch, uns den Marschweg zu verlegen, allein er stellt sich nicht mehr auf freiem Felde; nur in den Dörfern



Compiègne, 15.15 Uhr: Der Führer ist da! Er schreitet die Front der Ehrenkompanien der drei Wehrmachtsteile ab und begibt sich zu dem einstigen Salonwagen Fochs

(Seite 291)

Compiègne, 21. Juni, 15.30 Uhr. Die französische Abordnung ist eingetroffen

Nach Entgegennahme der Waffenstillstands-Bedingungen begibt sie sich . . .

. . . in das Beratungszelt





Der Führer verläßt Compiègne und verabschiedet sich soeben von Großadmiral Dr. h. c. Raeder



Afrika am Pflug
Afrika am Schwert
Afrika in der französischen Familie (Seite 295)

richten sich kleinere Gruppen auf Häuserkampf ein — es sind keine organisierten Verteidigungsgefechte, es sind wohl nur einige französische Offiziere, die noch ihre Grüppchen zusammenhalten. Das Gros aber ist in Auflösung und sucht nur den schleunigen, flüchtig gedeckten Rückzug, dessen stärkste Stütze die feindlichen Panzerkampfwagen sind. Unsere Pak muß denn auch den Tag über immer wieder an die Spitze rücken, um den Marsch durch die Dörfer zu sichern. Unsere Artillerie pfaucht dann und wann mit Flachbahn 15-cm-Granaten in die mit MG. verteidigten Hausgruppen — im Handumdrehen ist der Feind ausgeräuchert. „Mir ham as z'legt wia a Kanarihäusl“, sagt nach einem Volltreffer ein Kanonier auf urweanerisch, um den artilleristischen Erfolg anzudeuten.

Wie aus einem aufgefundenen Geheimbefehl hervorgeht, hat der Feind die Absicht, unter allen Umständen zu verhindern, daß unsre Truppen die großen Ausfallstraßen von Blois nach Süden und Südosten, besonders die Rue Nationale, erreichen, ehe eine motorisierte Division auf diesen Straßen Rückzug genommen hätte.

Um 13.50 Uhr erreicht uns in dem Augenblick, da unsre Kolonne durch die Staubwolke einer Landstraße fährt, die Nachricht: „Ab 15 Uhr Waffenruhe! Um 15 Uhr soll auf der Straße Tours—Poitiers eine französische Waffenstillstandsabordnung unsrer Führung entgegenkommen.“ Ein glückliches Lachen geht über die verstaubten Gesichter, und das sagt: Wir haben's geschafft.

Wie es indes auch kommen mag, wir sind bereit, weiterzumarschieren. Infanterie wie immer —

Eben ist ihm der schriftliche Befehl überbracht worden. Mit einem frohen Umtrunk wird der Augenblick der ersten Atempause begangen vor den siegreichen Geschützen.

Das Ganze hat nun haltgemacht, der tapfere deutsche Soldat darf in dem Schatten der Bäume Schutz suchen vor dem glühenden Himmel und in den verdienten Schlaf der Tapferen sinken.

Es ist ein abgründiger Schlaf, den der Donner einer Kanonade kaum würde stören können.

Uns aber ruft ein dienstlicher Auftrag nach Paris zurück. Mitternachts müssen wir längstens im Vorort St. Cloud bei der Kompanie sein.

Ein neuer Stundenschlag der Weltgeschichte

Das war der Tag von Compiegne

Compiegne, 21. Juni, 19 Uhr.

Es hat sich uns deutschen Soldaten, die wir heute im Walde von Compiegne Zeugen tiefbewegender Geschehnisse gewesen sind, schon am frühen Morgen, als noch die Nebel in den Wipfeln hingen, ein Bild eingeprägt für immer: Wir standen vor jenem Denkmal, das der Haß und die gallische Schmähsucht in dem Wald von Compiegne errichtet hat. Ein goldenes, lorbeerumranktes Schwert durchstößt den deutschen Adler, der mit gebrochenen Schwingen am Boden liegt und verkrampfte Klauen nach oben reckt. Darunter steht in goldnen Lettern etwas vom „Sieg des Rechts". Wir bedachten eben das kaum faßbare deutsche Wunder, das uns aus der Erniedrigung des 11. November 1918 den Weg hierher nach dem Compiegne des 21. Juni 1940 hat finden lassen. Da kommen deutsche Soldaten mit Flaggentuch herbei und umhüllen das Denkmal, das unser im Kampfe unbesiegtes Feldheer für alle Zeiten verunglimpfen sollte. Wir fühlten, wie mit diesem Akt einer der letzten Sätze des Schlußkapitels des Nachkriegsromans „Europa" geschrieben wurde. Den allerletzten hat nachmittags im Sinne des Führers Generaloberst von Keitel gesprochen.

Die deutsche Reichskriegsflagge leuchtet nun über die breiten Parkwege hin, jenes Monument hat durch den Sinnbildakt der Verhüllung aufgehört dazusein.

Ein anderes Denkmal, das eine Schmach verewigen sollte, haben wir an die Sonne gestellt. Jenen Salonwagen der internationalen Speise- und Schlafwagengesellschaft, in dem Foch den Verräter Erzberger empfangen hat, haben wir aus der grauen Museumshalle, die man über ihn gebaut hat im Walde von Compiegne, herausgehauen und hinausgeschoben auf den weiten Platz, wo er im November 1918 gestanden hat. Der Salonwagen No 2419 D kam wieder genau auf die historische Stelle zu stehen, wo die ersten Worte und Gesten der Mißachtung gefallen sind gegenüber dem überlisteten Deutschland. Der Name „Marschall Foch", den wir auf der Betonplatte lesen zwischen den Geleisen, steht, im Schatten des Salonwagens von

damals. Wenige Schritte davor die riesige Betonplatte, die künden sollte, daß „der verbrecherische Hochmut des Deutschen Reiches“ hier besiegt worden ist von den „freien Völkern, welche Deutschland vernichten wollte“.

Ein paar Schritte weiter das zweite Geleisstück, auf dem einmal der Wagen stand, in dem die deutschen Unterhändler eintrafen. Zwei tote Geleisstücke also. Sie reden zu uns in dieser Stunde eine nicht zu überhörende Sprache der tieferen Bedeutung. Ein totes Geleise sollte doch alles sein, was nach dem 11. November 1918 über uns verhängt wurde. Die verwegene Hoffnung der Scheinsieger von Compiegne war, unser Volk ins tote Geleise der Weltgeschichte einzubugsieren. Wir aber haben die freie Strecke wieder erreicht, und Compiegne mit dem darauffolgenden Versailles erwies sich als die Sackgasse der europäischen Geschichte. Zwei tote Schienenstränge reden zu uns also in Compiegne. Das ist die von unsren Feinden nicht vorhergesehene geschichtliche Ironie, die am Tag von Compiegne offenbar wurde.

In jedem Deutschen von Ehre hat die Empörung gegen die Schmach von Compiegne als heiße Flamme gebrannt seit je, in einem schlug die Flamme hellodernd zur Fackel auf: im Führer. Er hat am Tag von Compiegne die sengende Glut der beleidigten Ehre in sich selbst gelöscht und er hat sie heute ausgelöscht in jedem Deutschen. Das und nur das gab diesem Tag die Feier, die erhabene und erhebende Weihe. Die Rastlosigkeit, die fiebernde Unruhe, die den deutschen Menschen befällt, der seine Ehre beleidigt sieht durch die Überheblichkeit anderer, ist mit dem Tag von Compiegne eingemündet in die glückliche Stille dessen, der sagen kann: Ich habe eine Schmach getilgt, die Rechnung, die mir mit eisernem Griffel das Ehrgefühl, das Tiefste in mir, vorschreibt, ist beglichen.

Erfüllt von diesem Wissen um die Tilgung einer Unehre, mit der sich der Beleidiger selbst besudelte, sehen wir die Ereignisse des Nachmittags von Compiegne als sinnbildliche Akte von geschichtlicher Gewalt. Zunächst der Einzug Adolf Hitlers im Walde von Compiegne, das Abschreiten der Ehrenfront unter den Klängen des Präsentiermarsches. Wir sehen in ihm jetzt nicht den Führer seines Volkes, sondern den unbekannten Grenadier von damals, der das Grauen der Schlachten kennt und die Bitternis eines Verrats. Welche Weite, welches Wunder eines

Schicksalsweges bis herauf zu diesem Augenblick! Den Flandernkämpfer, der vier Jahre in dem Stahlgewitter des Stellungskrieges gläubig ausgeharrt hat, den Meldegänger unzähliger Schlachten, den gasverwundeten Gefreiten Adolf Hitler, der im Lazarett zu Pasewalk am Tage des Niederbruches zum zweiten Male in seinem Leben bitterlich weinte — ihn, und mit ihm uns alle, hat die Vorsehung die Sühne dieses Tages von Compiegne erleben lassen.

Der Wille zur Sühne, nicht Rachsucht, bestimmt auch den weiteren Ablauf des Sinnbildereignisses von Compiegne, die Bekanntgabe der Bedingungen an die französischen Unterhändler in dem Salonwagen des Generals Foch und die anschließenden Gespräche zwischen unsrem Generalstab und den Unterhändlern in dem notdürftigen Zelt unter den Bäumen des Waldes. In der gleichnisweisen Wiederherstellung eines historischen Vorganges — allerdings mit den zu unsren Gunsten veränderten Vorzeichen und mit Vermeidung jener bösartigen, unsren Unterhändlern damals widerfahrenen Demütigungen — vollzieht sich die Löschung der Schmach von Compiegne.

Haben es wahrhafte Sieger, nicht Scheinsieger wie ehedem, nötig, den Triumph ihrer ehrlichen Waffen auch nur mit einem Schatten von Schikane zu belasten?

Nein, tausendmal nein, unser Siegerglück ist zu groß, als daß wir mehr unternehmen, als was wir zwei Millionen Toten des Weltkriegs schuldig sind, deren stumme Heerscharen mit uns nach Compiegne gezogen sind...

Der Tag von Compiegne war nicht die boshafte Allegorie, wie sie engherzige Sieger vollbracht haben in der Geschichte, indem sie blindlings Denkmäler stürzten, Bilder stürmten, Fahnen zerfetzten und in den Boden traten. Die Großmut Adolf Hitlers hat dem Tag eine Größe mitgeteilt, die den Besiegten nicht verletzen konnte und nicht demütigen, weil er wußte, was er uns schuldet. Der Tag von Compiegne lag jenseits aller Ranküne. Nicht gehässiger Wille bestimmte in der äußeren Aufmachung den Anklang an jenen Novembertag in Compiegne, sondern die Wucht eines geschichtlichen Symbols verlieh dem Akt in dem denkwürdigen Walde leuchtende Größe...

Mit der Verhüllung eines Haßdenkmales und der Anerkennung des heroischen Kampfes, also der Ehre unsres Gegners, vor aller Welt aus der Großmut des Siegers heraus, wurde eine Dämonie

Europas zerschlagen. In Compiegne wurde der verderbliche Mythos der gallischen Großmannssucht — die den Rausch des „Gloire“ suchte und den Genuß, aber nie die Tiefe des Lebens — zerbrochen in einem Gleichnisakt, wie ihn in ähnlicher Form das neue Deutschland schon öfter gesetzt hat.

Er hat uns damals wie die Erfüllung eines mystischen Vertrages mit den Blutopfern unsrer Bewegung erfüllt, als aus dem Galgentod der Julikämpfer der Ostmark das Denkmal am Ballhausplatz gewachsen ist und aus Wöllersdorf ein Mahnmal nationalsozialistischer Kampfgesinnung sich aufreckte. Aus Albert Leo Schlageters heldischem Herzen stieg das Denkmal der Golzheimer Heide empor. Der Tag von Compiegne aber ist das Ehren- und Sühnemal aller Deutschen, die seit Jahrhunderten Opfer westlicher Begehrlichkeit geworden sind.

Ein neuer Stundenschlag der Weltuhr hallt hin über diesen Tag von Compiegne, er klingt nicht nach Rache, er klingt nach Gerechtigkeit...

Zwischen den zwei Unterschriften

Vormarsch Richtung Poitiers ohne Feindberührung

Nur wenige Schüsse fallen mehr
Glänzender Handstreich einer Vorausabteilung
Rückzugsbefehl der Franzosen: „80 Kilometer weit absetzen vom Feind!“
Poitiers 732 — Poitiers 1940

Chatellerault, auf dem Vormarsch nach Poitiers,
23. Juni, 22.30 Uhr.

Lieder vorbeitrabender Reiter klingen zum Fenster herein, als die Nacht über Chatellerault hereinbricht und der linde Regen auf die Gartensträucher melodisch niederrauscht in der kleinen Stadt, die an dem idyllischen Flüßchen liegt, das dem ganzen Departement den Namen gibt: De la Vienne. Ein lautes Getriebe gibt es da auf dem großen Platz, in den durch mehrere Straßen zugleich unsre motorisierten Kolonnen einmünden, die Infanterie einmarschiert und die Reiter traben. „— daß wir gesieget haben, hurra, Viktoria!“ Wie heiß strömt uns Melodie und Wort durch das Blut an diesem Tage, da der Feind sich anschickt, seine Waffen zu strecken. Wie seltsam bewegt uns diese Zeit zwischen den beiden Unterschriften, die eine gegeben in Compiegne, die andere ist vielleicht jetzt bei Rom unter das Dokument gesetzt worden.

Vormarsch! bleibt unser Losungswort in diesen Stunden dazwischen.

Auf Poitiers zu marschieren wir seit den ersten Morgenstunden, durch eine Landschaft, deren Anmut bereits Kennzeichen des Südens trägt. Strauch und Baum zeigen ein verändertes Gesicht. Daran merken wir auch, wie weit, wie weit die Heimat zurückliegt. Ein wildbewegter Wolkenhimmel baut sich über dem flachhügeligen Landstrich phantasievoll auf, ein verträumtes Chateau, das Jahrhunderte verschlafen hat, lugt hinter dunkelgrünen Waldkulissen hervor und lädt ein zum Mitträumen, zum Bleiben.

Wir aber folgen ohne Rast und Ruh dem Gesetz der unablässigen Verfolgung des Feindes: Wir marschieren, kämpfen, marschieren. Doch wir haben immer noch das Auge, um uns vom Schönen ergreifen zu lassen, vielleicht gerade deshalb, weil wir

das Grauen so nah gesehen haben. Es konzertieren Wald und Feld und Fluß miteinander in bezaubernder Harmonie, daß Krieg darüberrollt, merkt kein unbefangener Blick. Bei dieser Schönheit müßten wohl die großen Landschaftsmaler Frankreichs zur Schule gegangen sein. Hier ist vielleicht auch das Wort geboren worden, das der patriotische Franzose mit leiser Verzückung vor sich hinlispelt oder mit erregendem Pathos in die politische Versammlung ruft: „La belle et douce France...“ Wir wollen nicht den Versuch machen, es in unsre Sprache zu übersetzen.

In dieser sanften Landschaft hat einst der Minnesang geblüht, als noch der nordisch-rassische Mensch die Herrschaft besaß — lange vor der Austreibung und Hinmordung der Hugenotten und dem Wahnsinn der Ketzerverfolgung, und hier bei Tours und Poitiers liegt die geschichtlich so bedeutungsvolle Stätte der kriegerischen Begegnung vom Jahre 732 zwischen Morgenland und Abendland. Hier rettete Karl Martell das Abendland vor der Überflutung durch die Mauren, die Araber. Das Furchtbare des Rasseverrates, begangen durch das demokratische Frankreich, wird uns gerade in diesem Landstrich so klar angesichts der geschichtlichen Stätte, heute kulturelles Ödland. Was einst vor dem Zugriff des Orients gerettet worden ist, wurde von dem Frankreich des Verfalles dem Orient wieder preisgegeben, von jenem Paris, das in der Rhetorik über „die Rettung Europas“ schwelgte.

In Chauvigny, ostwärts Poitiers, begegnen wir marokkanischen Landarbeitern. Vorwiegend Polen und Marokkaner bestellen hier die Äcker, Landflucht paart sich hier mit Kindermüdigkeit.

Sterbendes Land...

Mit einer Vorausabteilung sind wir bis hierher vorgedrungen, neugierig umdrängt uns die Bevölkerung der Stadt, vor allem die zahlreichen Flüchtlinge und die evakuierten Elsässer. Einer berichtet uns, daß drüben jenseits der Vienne-Brücke gerade noch feindliche Panzerkampfwagen gesehen worden wären und marokkanische Einheiten.

Afrika am Pflug, Afrika am Schwert und Afrikas Blut in der französischen Familie. Das ist von Karl Martells epochalem Sieg übriggeblieben zwischen Tours und Poitiers.

Verräterisches Land...

Jeder deutsche Landser aber fühlt, indem er dies sieht, daß mit der Fahne, die er kämpfend voranträgt, ein neues und helleres

Europa Boden gewinnt. Eben dieses Sendungsbewußtsein entflammt den Wehrmann Adolf Hitlers zu höchster Leistung und zu einer Tapferkeit, die ihresgleichen sucht. Denken wir nur an den gestrigen Kampftag, es war der letzte — heute fielen allerdings wie ein verklingendes Echo der Schlachten hinter uns noch wenige Schüsse zwischen unsren Spähtrupps und dem weichenden Feind vor Poitiers.

Am 22. Juni war ein MG.-Bataillon als Vorausabteilung damit beauftragt worden, der marschierenden Division den Brückenübergang über die Indre zu sichern bei Chatillon. Im Zeichen des bevorstehenden Waffenstillstandes zunächst Parlamentärgespräche mit dem französischen Brückenkommandanten um 14 Uhr. Sie verlaufen ergebnislos. „Dann muß eben das Schicksal seinen Lauf nehmen", ist das letzte Wort unsres Sprechers.

Es nahm seinen Lauf, und zwar so: Die Indre-Brücke bei Cyran wurde unversehrt genommen von der Einheit, in der sich Sachsen, Westfalen, Bayern, Saarpfälzer und Ostmärker zusammenfanden. Im Schutze der Dunkelheit schlich sich eine MG.- und eine Kradschützenkompanie durch die feindliche Postensperre. Nach dreistündigem Anschleichen lagen die Männer im Rücken der feindlichen Brückenbesatzung. Auftrag: „Nicht schießen, nur mit aufgepflanztem Seitengewehr vorgehen!" Das genügte denn auch, um den wie vom Schlage gerührten überrumpelten Feind in der Mondnacht zur Ergebung zu zwingen. „Haben wir uns nicht schon irgend einmal gesehen?" fragt der französische Brückenkommandant den Kompanieführer. „Allerdings, monsieur le capitaine, heute um 14 Uhr, jedoch unter anderen Umständen. Jetzt sind Sie mein Gefangener!"

Zahlreiche Auszeichnungen, vom General auf der Stelle vorgenommen, belohnen das Bravourstück der Männer.

Über das Vorgehen der ostmärkischen Pioniere bei einer der zahlreichen Brückenbauten im Feuer äußert sich der Kommandeur, ein Sachse: „Meine ostmärkischen Pioniere gingen auf der engen Dorfstraße, in der das Feuer entlangstrich, befehlsgemäß mit ihren Floßsäcken dem Fluß zu, ruhig und ohne zu zucken, wie beim Exerzieren."

Heute gab es keine Feindberührung, abgesehen von einem Zusammenstoß eines unsrer Spähtrupps, mit dem weichenden Feind, der sich angeblich im „organisierten Rückzug nach

vorgesehenem Plan“ befindet. In Wahrheit befindet sich der Feind in heller Auflösung, wie die ungezählten Gefangenen des Tages aussagen. Ein französischer Befehl ist uns in die Hände gefallen: „80 Kilometer sich von den deutschen Truppen absetzen!“ Daher verläuft der heutige Vormarsch so ruhig.

Morgen früh sind unsre Truppen in Poitiers, übermorgen vielleicht schon in Biarritz. Von Narvik bis zu den Pyrenäen wölbt sich dann der herrliche Bogen der deutschen Siege.

Im Flammenschein lodernder Holzstöße

Nächtliche Feierstunde bei Beginn des Waffenstillstandes

Begegnung mit Volksdeutschem Leid
„Die Waffenruhe beginnt um 1.35 Uhr!"
„Jeder von uns wird einmal beneidet werden!"
Feuer der Sonnenwende — Blinkfeuer zu neuen Siegen

Chatellerault, 25. Juni, nach Mitternacht.

Wir gingen gerade entlang des Ufers der Vienne, lauschten der betörenden Märchenerzählerin, der blauen Stunde, die auch Dämmerung heißt, und dem Flüstern der mittelalterlichen Bauten, woran Chatellerault reich ist. Wir waren zu der prächtigen massiven Steinbrücke gekommen, die Heinrich IV. im 16. Jahrhundert erbaut hatte; darüber rollten unsre motorisierten Kolonnen dem Süden zu. Der Vorstoß der motorisierten Truppen bis hinab nach Bordeaux, vielleicht bis an die spanische Grenze, war für uns das Ereignis dieses Tages, an dem die Demarkationslinien zwischen dem besetzten und unbesetzten Frankreich abgesteckt wurden. Für uns aber ist der heutige Tag Rasttag — der heißverdiente Rasttag, nur unsre nimmermüde Sehnsucht begleitet die Marschkolonnen hinab bis an die Pyrenäen, bis hinüber zur atlantischen Küste.

Die Friedsamkeit der elegischen Flußlandschaft am Ufer der Vienne nimmt uns gefangen, wir sind ganz dem Zauberspiegel dieses Flußlaufes verfallen, in dessen sanftem Gleiten der Tag mit elegischen Farbklängen Abschied nimmt. Ein Elsässer lehnt neben uns an der Ufermauer und klagt Leid und Weh der aus dem Elsaß gewaltsam Evakuierten. Die Tragik dieses alemannischen Stammes an der Grenze hat nun wohl ihr Ende gefunden für immer. Wir haben die Bitternis dieses Grenzlandschicksals, das Elsaß-Lothringen heißt, heute am Nachmittag so richtig empfunden, als in dem Dorfe Lhomaizee, an der eben besetzten Demarkationslinie, die Jungen, die zehn- und zwölfjährigen evakuierten Elsässer, sich um das Pakgeschütz drängten und in ihrer herzhaften alemannischen Mundart die Mannschaft um diese und jene Einrichtung des Geschützes

befragten in eben jener angeborenen erquickenden Neugierde für technische Dinge, die jedem deutschen Pimpf eigen ist.

„Nun, was willst du werden, deutscher oder französischer Soldat? Willst du hier bleiben bei uns oder willst du dorthin über die Demarkationslinie zu den Franzosen? Du kannst wählen“, so fragten wir einen Buben, der scheu um sich sieht, mit den Augen zwinkert und auf gut elsässisch halblaut gesteht: „Wir sind ja nicht unter uns — Franzosen hören zu. Pst... Was ich eigentlich meine, kann ich ja gar nicht sagen.“ Frühreife Jugend, so wuchs sie in den Leidensjahren 1933—1938 in den klerikal verfinsterten Schulen der Ostmark heran, so ist sie auch im heimgesuchten Grenzland Elsaß groß geworden. Deutsches Leid, deutsche Tragik redet aus dem überhellen Verstand dieser Jungen zu uns. Grenzlandkinder ohne eigentliche Kindheit, deren kostbares Gut, die Unbefangenheit, früh zugrunde gegangen in der furchtbaren Not des deutschen Volkstumskampfes.

Das sind die vordringlichen Erinnerungen des Tages, die uns bedrängen, da wir am Ufer dieses Flusses stehen.

In unser Nachdenken bricht der Ruf herein: „Die Waffenruhe beginnt um 1 Uhr 35 Minuten!“ Ein Lautsprecherwagen der Propagandakompanie hat es eben im Vorbeifahren durchgesagt.

Der Krieg in Frankreich ist beendet! Und damit haben ein Ende gefunden die sich seit einem Jahrtausend wiederholenden Eroberungszüge Frankreichs gegen Deutschland. Wir fühlen die geschichtliche Schwere des Augenblicks und wir wissen, daß mit ihm ein hellerer Stern aufgeht über diesem unglücklichen Kontinent.

Wir haben gekämpft und geblutet für diese Zukunft, wir wollen nun feiern.

Eine Stunde nach Mitternacht sind auf der Promenade de Blossac in Chatellerault Truppen des Armeekorps, das so tief in den Süden Frankreichs hinabgestoßen ist, im geschlossenen Viereck angetreten. Unter der sechszeiligen Baumallee des weiten Platzes grüßen wir den Augenblick, der unsren Sieg über Frankreich krönt. Mit frohen Liedern auf den Lippen waren unsre Soldaten eingezogen durch die Avenue Clemenceau oder durch die Rue President Wilson. Seltsames Spiel des Zufalles! Namen, die gerade durch diesen Marsch für alle Zeiten erstorben und ins Schattenreich des Unwesenhaften versunken sind.

Schwerer süßer Duft tropft in der Allee herab von den blühenden Linden. Es steht eine wunderverkündende Mittsommernacht mit prangendem Gestirn über uns; schöner könnte es gar nicht mehr sein, wahrhaftig nicht. Die Ergriffenheit jedes einzelnen von uns ist ebenso groß, wie seine Entschlossenheit in den Tagen des Kampfes gewesen ist, für das deutsche Vaterland das Leben hinzugeben, wenn das Schicksal es gefordert hätte.

Vier Holzstöße werden entzündet, sie erhellen mit rotem Schein die vierseitige Mauer der Soldaten, die mit aufgepflanztem Bajonett und Stahlhelm den Augenblick der Siegesverkündung erwarten. „Augen rechts!“ Unter den Klängen des Präsentiermarsches schreitet der Kommandierende General Stumme die Fronten ab. Durch Lautsprecher ist knapp zuvor die Meldung des OKW. vom Eintritt des Waffenstillstandes den angetretenen Truppen nochmals bekanntgegeben worden.

Der Kommandierende General spricht das aus, was seine Männer empfinden: „Jeder von uns, die wir diesen siegreichen Feldzug mitmachten, wird einmal beneidet werden. Voller Demut beugen wir uns vor dem Herrgott, der so sichtbar unsre Waffen gesegnet hat. In stürmischem Vorwärtsdrang, dem Feind an der Klinge zu bleiben, habt ihr dem Feind den Todesstoß versetzt. Noch ist der endgültige Sieg nicht errungen. Bindet den Stahlhelm fester, damit auch unser Hauptfeind, England, zu Boden geworfen wird!“

In dem Liede vom guten Kameraden schwingt unser Weh um den verlorenen Kampfgefährten mit. Zu welcher Stunde könnte der Marsch, der „Preußens Gloria“ heißt, bedeutungsvoller erklingen als jetzt. Er leitet hin zu jener ergreifenden klanglichen Umschreibung militärischer Trompetensignale und des soldatischen Fühlens, die im Zapfenstreich ihren Ausdruck gefunden hat. Die Demut des Siegers, der weiß, daß alles menschliche Wagen auch noch des Segens des Allmächtigen bedarf, damit die gerechte Sache Gloria und die Tapferkeit Viktoria wird, findet sich ausgesprochen in jenem gefühlsmächtigen Choral, den eine preußische Prinzessin Henriette einst komponiert hat: „Ich bete an die Macht der Liebe...“

Den Helm ab zum Gebete, lassen wir Gedanken und Seele hochreißen von dem Höhenflug dieser Klänge und der Macht der Liebe zu Deutschland und seinem Führer.

Hellauf lodert der Flammenwirbel. Er überglüht die Fronten der Tapferen, die 250 Kilometer südlich Paris die Stunde des Waffenstillstandes begehen. Diese Flammengarben sind uns zugleich die Feuer der Sonnenwende 1940, Blinkfeuer zu neuen Siegen.

*

Der späte Mond ist aufgegangen, grünsilbern gespenstert sein Schein über die Häuserzeile der Promenade de Blossac herauf. Die vier Feuersäulen sind erloschen. Aber das Gedächtnis an diese Mitternacht wird in uns flammen, wird sich leuchtend forterben in unsren Kindern. Die Gewalt des Erlebnisses sucht ihren Ausweg in den herrlichen Liedern des neuen Deutschlands. Bis spät in die Nacht hinein klingt Hall und Widerhall in den alten Gassen von Chatellerault.

Zufall oder magische Bindung?

Seltsame Wiederbegegnungen nach 25 Jahren

Weltkriegsteilnehmer treffen ihre alten Kampfstätten wieder
In dem Quartier von ehedem / Das Haus, das 20 Kameraden zum Grab geworden war / „Lebt Madame Carlier noch?" / Da steht noch das Photo des deutschen Reiters...

Chatillon sur Indre, 27. Juni.

Als wir am 13. Juni zum ersten Male das Wahrzeichen von Paris, den Eiffelturm, erblickten, dachten wir: Wie mag es wohl jenen Weltkriegsteilnehmern zumute sein beim Anblick des Eiffelturms, die im Weltkriege mit dem Kavalleriekorps von der Marwitz bis in den Osten von Paris gelangten und bereits 1914 die Türme der Stadt gesehen haben. Am Tage darauf waren wir Zeuge der seltsamen Bewegung, die den Kommandeur einer Division erfüllte, der im Jahre 1914 zu einer jener kühnen Reiterpatrouillen gehörte und nun an der Spitze seiner Division siegreich in Paris einzog. In diesem Falle war es eine Stadt, war es Paris, das ein Erinnern außergewöhnlicher Art bewirkte. Wir haben indessen von Wiederbegegnungen gehört, die vielleicht nicht so großartig sind wie dieser eine Fall, aber vielleicht eindringlicher zu uns sprechen, weil hier ein Soldat einen lang verschollenen Bekannten wiedersieht, dort, wo er ihn nicht oder nicht mehr vermuten würde, oder weil ihn eine Fügung, die sich ins Gewand des Zufalles hüllt, ihn an eine an sich unbedeutsame, jedoch schicksalhafte Stätte, einen Stall, ein Bauernhaus, zum zweiten Male hingeführt hat. Das eine steht fest: Die Männer, die sich ganz plötzlich abermals in die Lage von einst versetzt sahen, etwa in das gleiche Dorf, die gleiche Scheune, die sie einmal bewohnten, waren tief berührt von dem Walten des Zufalls, den wir manchmal besser Schicksal nennen oder, wie die Dichterin Maria v. Ebner-Eschenbach es nennt, „die in Schleier gehüllte Notwendigkeit". Drei solche Episoden aus den Vormarschtagen erzählen wir hier, sie stehen wohl für Tausende ähnlicher Erlebnisse.

*

Der Jagdflieger V. lag 1915 mit seiner Staffel an der Somme in der Nähe des Dorfes Ugny l'Equipee. Am 5. Juni 1940 führt er als Divisionsgeneral seine Truppen siegreich in eben jenes Gebiet. Um etwa gedankenvoll der Vergangenheit nachzuhängen, fehlt ihm die Zeit, obwohl die Vergangenheit sich dem Jagdflieger von 1915 mit jeder neuen Ortschaft aufdrängt. Da ergibt sich für ihn als Quartiermacher die Notwendigkeit, einen Divisionsgefechtsstand zu suchen. Die weite Umgegend wird erkundet; es kommt eigentlich nur dies eine Gehöft in Frage. Aus rein taktischen Erwägungen fällt die Entscheidung für den einen Hof. Erstaunend bemerkt der General, daß er, ohne es zu wollen, in sein Quartier von ehedem eingezogen war, in dem er übrigens seinen Verlobungsbrief in die Heimat schrieb.

*

Auf dem Vormarsche, etwa 40 Kilometer westlich von Sedan, kam der Gepäcktroß der 10. Kompanie in das Dorf Wagnon. Der Kompaniechef befiehlt dem Führer des Trosses, Wachtmeister W., hier Quartier zu beziehen. Die Troßwagen rollen durch das Tor des angewiesenen Bauernhof es. Der Wachtmeister sieht sich um: „Donnerwetter“, denke ich, „das kennst du doch, das hast du doch schon einmal gesehen! Die Pumpe dort, ja, das ist noch die alte...! Ich guck' in den Garten 'rein: Da lag doch unsre 4. Komp./IR. 146... Jetzt kommt es mir erst zum Bewußtsein, ich befand mich in demselben Dorf, worin ich mit meiner Kompanie im August 1915 gelegen hatte, allerdings nur eine Nacht. Aber was war das für eine Nacht! Ich sehe ganz deutlich das Bild von damals vor mir: Da stecken noch die Grundmauerreste des alten zerschossenen Hauses im Neubau drin und hier ganz genau so wie damals die beiden schräg zueinander stehenden Scheunen. Hier habe ich mich damals zur Ruhe gelegt, als ob ich geahnt hätte, was kommen würde. In derselben Nacht Artillerievolltreffer in das Hauptgebäude, 20 Kameraden waren unter den Trümmern begraben.

‚Hier drin ist noch ein Bett für Sie frei, Wachtmeister', rief der Kompaniechef mir neulich in Wagnon zu. ‚Herr Hauptmann, in dieses Haus gehe ich nicht mehr 'rein...', sagte ich drauf, ‚da haben 20 meiner Kameraden 1915 den Tod gefunden.

Ich werde unter dem Baum schlafen.' Geschlafen habe ich in dieser Nacht nicht viel.“

Es ist unsren alten Frontkämpfern nicht immer leicht gefallen, sich vor Augen zu stellen, daß dieses Dorf noch denselben Namen haben müsse wie jenes heißumkämpfte Dorf des Jahres 1915. Das Dorfbild ist verändert. Die ländliche Eigenart, die in der Erinnerung haftete, war vielfach zerstört durch widerliche städtische „Prunk“bauten. Doch mit einem Schlage schossen die Erinnerungsbilder wieder auf, wenn es sich fügte, daß man einem Bekannten von damals unversehens wieder begegnete, wie in dem dritten Falle.

*

Als Oberfeldveterinär Dr. H. auf dem Vormarsch ins Dorf Eins kam, nahe der Somme, mußte er an die alte Frau denken, die ihren Hof trotz der Bedrohung durch den Stellungskrieg 1915 unter keinen Umständen verlassen wollte. „Lieber lasse ich mich totschlagen — ich gehe nicht“, sagte sie immer wieder. Die wackere alte Frau, bei der ich drei Monate im Quartier lag, ob die noch lebte? So denkt er, als er auf das Gehöft zugeht. Ein Mann und eine Frau kommen ihm entgegen. Wohl die neuen Besitzer, die von nichts mehr wissen?

„Ich war im großen Kriege schon hier auf dem Hofe“, sagt den beiden der deutsche Offizier und fragt: „Lebt denn Madame Carlier noch?“ „Ja, Madame lebt noch, sie sitzt da drüben!“ Der Offizier ist zunächst sprachlos. Er sieht die 91 jährige Madame Carlier auf der Veranda des neuerbauten Hauses, wo die alte Frau liegt. Sie ist also auch diesmal nicht geflohen und hat mutig ausgehalten, die seltene Frau.

„Bonjour, Madame, kennen Sie mich noch? Ich wohnte im großen Krieg drei Monate lang in Ihrem Hause...“

Madame Carlier sieht den Offizier eine Weile an, streicht dann mit der Hand über Augen und Stirn, als ob sie hier die Vergangenheit heraufholen wollte. Dann rinnen Tränen über die gefurchten Wangen.

„Oui — oui, je m'en souviens — ich erinnere mich! Drüben im alten Stall stand Ihr Pferd, dort sind Sie immer hinausgeritten...“ Das Gewesene erwacht, und längst Verschüttetes regt sich wieder.



Ein verträumtes Château, das Jahrhunderte verschlafen hat, lugt hinter dunkelgrünen Waldkulissen hervor und lädt zum Mitträumen ein, zum Bleiben ... *(Seite 306)*





Oben: Flüchtlinge auf den Vormarschstraßen
Unten links: Per pedes apostolorum . . . Unten rechts: Limousine mit Außenbordmotor. Ein Jahr meines Lebens für fünf Liter Sprit, denkt sich wohl der Kraftfahrer

Auf dem Gesims des Ofens in der guten Stube hat Madame Carlier noch immer das Photo eines deutschen Reiters stehen, das ihr einmal im großen Kriege ein Einquartierter zum Zeichen des Dankes geschenkt hat.

Madame Carlier ist also nicht geflohen, sie erlebt schon den dritten Krieg in ihrem Dorfe Fins an der Somme. Sie ist den jungen Leuten des Dorfes Vorbild gewesen. Ein deutscher Offizier hat der tapferen Frau nach diesem bewegenden Wiedersehen zum Abschied den Gruß der Ehrerbietung erwiesen.

Vom Fieber Fernweh gepackt

Wir sind ein Volk der Weite...

Vor der Fahrt hinab zum freien Atlantik
Das Idyll lockt zu bleiben — aber das Meer ruft / Wagende Seefahrer bleiben — nie Krämer werden

Poitiers, 28. Juni 1940.

Ein paar Tage Stillstand, zwei Nächte in einem und demselben Bett schlafen — und schon kribbelt es uns wieder im Blute. Fort von da, weiterziehen, weiter. Die Phantasie hört schon die Meeresbrandung rauschen, und die blaue Ferne lockt mit ihrem Zaubergesang. Kein Berg, keine Felswand begrenzt den Gesichtskreis, flach dehnt sich das liebliche Land in seiner fast einlullenden Einsilbigkeit. Üppige Felder, wo der schwerhäuptig wogende Weizen seine Schnitter erwartet, Weingärten, in denen die süßeste Labe heranreift unter der goldenen Gnade dieser südlichen Sonne, hie und da ein Haus aus grauem Gestein, wenig Menschen, fast keine Dörfer in weitem Bezirk.

Und über diesem Park, dieser unschuldsvollen Landschaft, die einen qualmenden Schlot als Kränkung empfände, über dieser blumigen Weide für die Augen eines Romantikers blüht die weiße Rosenhecke eines Sommerwolkenhimmels voll zärtlicher Träumerei. Alles betört, besänftigt, lädt ein zum Bleiben, zum Genießen. Dennoch zieht es uns fort, und dennoch lassen wir das alles, das Idyll am Bachrand, das versonnene, laubversponnene Schloß, die kühlen Schatten und quirlenden Fontänen des Parks, gerne zurück, wenn das Meer ruft mit seinem Rauschen, wenn der Gischt und die schimmernden Wellenkronen als Grüße der fauchenden grünen See an den Strand rollen und es in der Brandung orgelt von der Unendlichkeit dieses Lebens.

Dann, dann fühlen wir in unzerstörbarer Gewißheit, daß wir Deutschen, wären wir auch tief drinnen im Binnenland geboren, selbst in den Tälern der Alpen, Menschen der Weite sind, daß uns so recht die Welt gehört, die runde Welt Gottes, die das Genie unsrer Größten umspannte, das ihr Deutung gab, Sinn und Ordnung.

Es war einmal, da dieser Wille zur Weite in Ketten gelegen hat, jahrhundertelang, wo er trauerte wie der Löwe hinter den Gittern, wo er Lyrik wurde, Erdflucht, Sektiererei.

Es war einmal, da uns das Selbstgenügen und das pastörliche Sichbescheiden als Tugend dünkte und wir wie besessene Goldgräber nach dem bißchen Literatenglück schürften bei den alten Griechen und die verblassende Erinnerung an eigne geschichtliche Größe mit Farben auffrischten, die wir der Zeit Cäsars entliehen.

Es war einmal, da wir ganz den Schattenspielen der Philosophen verfallen waren und wir das Leben selbst versäumten, das nun einmal der Macht gehört.

So wuchsen uns die anderen über den gedankenvollen Kopf, und sie überließen uns lächelnd gern das Traumland Orplid, in dem Schwabe Mörike, wie Tausende deutscher Schwarmgeister, seine Jugendsehnsucht verbrannte, sie beließen uns den bleichen Ruhm, dichten und denken zu können.

Während wir schliefen, träumten, darbten und nach den Sternen angelten, wuchs das Weltreich Britannien. Es nannte sich, und nennt sich heute noch, ein Reich nach Gottes Willen.

Den Seinen hat es der Herr leider nicht im Schlafe gegeben. Wir nehmen es uns erst, nachdem wir erwacht sind. Wir sind „die Seinen“, weil wir das Gegenbild des Krämers sind, für den Gott die Geißel bereithält, wenn er den Tempel zum Laden macht. Doch es tut uns not, Algebra zuzulernen und etwas kommerzielle Buchführung.

Es ist, glauben wir, denn doch die Zeit angebrochen, wo uns das Stück Welt gehört, das uns gebührt.

Wir lieben den Gott nach unsrem Ebenbilde, der nicht liebt, daß die Seinen Wechslern und Frömmlern Untertan sind, und wir bitten ihn, daß er uns hungern läßt dann und wann, damit wir Sehnsüchtige bleiben und nie den gefüllten Speichern unsren Flug nach oben opfern. Denn es ist viel zu tun in der dämmernden Schöpfung Gottes. Sie wartet auf die Sehnsüchtigen, so wie sie die Trägen von sich stößt.

Die Sehnsucht ist die Mutter der Tat. Am Anfang war die Sehnsucht.

Laßt uns nie Krämer werden, wie die „Vettern“ da drüben, denn dies ist das Ende.

Wir haben wieder unsren Stern da oben, wir wollen als wagende Seefahrer hineinstoßen ins scheinbar Unmögliche. Vor uns, die wir den Aufbruch, die Rote des Morgens als die schönste Stunde des Tageslaufes begrüßen, liegt das ewige Meer — das Urbild des nie rastenden Willens, der wogt und tost, schäumt und brandet.

Da findest du dich wieder, deutscher Mensch, wie du bist: In deiner Liebe zum Nahen, die mit tränenfeuchten Augen Heimat — Heimat! spricht, in deiner „Andacht zum Unbedeutenden", in deiner Schwäche fürs Idyll — aber auch in deinem unstillbaren Fernweh nach dem Unerreichbaren, nach dem Meer, dem uferlosen Horizont.

Fahrt hinab zur atlantischen Küste

La Rochelle—Rochefort—Bordeaux—Arcachon

Bordeaux, 1. Juli.

La Rochelle: Es tut wohl, wieder einer Stadt zu begegnen, die Geschichte atmet, in ihren Bauwerken von Zeiten kulturellen Aufschwunges erzählt. Das tut wohl, wenn man nach 200 Kilometer Fahrt durch nichtssagende seelenlose Dörfer gekommen ist, wo ein zu Pächtern herabgesunkenes Landvolk lebt — diese grauen Steinhütten, Zweckbauten öde und trostlos wie amerikanische Wellblechgehäuse, Farmen — aber auch nicht um einen Deut mehr. Wirtschaftshäuser ohne einen leisen Ansatz künstlerischer Überhöhung des Zwecknötigen. Welcher Formadel ist doch unsrem deutschen Bauernhaus eigen, sei es im Westfälischen, im Fränkischen oder im Bergland der Ostmark!

La Rochelle — altes Bollwerk der Hugenotten, deren Trutzgeist weiterlebt in den Türmen und Wehrmauern am Rande des Ozeans. Wir grüßen die „Ketzer“ von einst, die Auslese schöpferischer Geister des arisch-nordischen Frankreichs von ehedem, weil sie sich dem Kirchenwahn nicht beugten und kämpften über die Schrecken der Bartholomäusnacht hinaus für die Autonomie ihres Gewissens und ihrer Sittlichkeit.

La Rochelle — die alten Straßenzüge und Tore singen und sagen noch von der Blütezeit, da die Stadt Haupthafen für die Kolonisation Kanadas gewesen ist. Bis England kam und Kanada raubte.

La Rochelle — ahnungslos exerzierten kürzlich an die 10.000 Mann in den Kasernenhöfen der Stadt. Unsre motorisierten Vorausabteilungen erscheinen so blitzschnell vor den Übungsplätzen, wo die französischen Rekruten noch für den Marsch nach Berlin gedrillt werden, so daß der Feind gar nicht zur Besinnung kommt, um sich zur Wehr zu setzen. Ein junger Gebirgsartillerist aus Vorarlberg weiß uns das zu berichten.

La Pallice — der Hafen der Stadt, beherbergt zahlreiche Wracks bombardierter Schiffe. Ist aber auch mit seinen Tankanlagen Benzinoase für die ganze Armee. Das nahe Flugfeld ist auch zerstört, feindliche, vom Splitterregen erfaßte Apparate stehen kopf. Ein Brennstofftank am Rande des Flugfeldes ist vernichtet.

Die Bauern der Umgebung pumpen deshalb reines Benzin aus ihren Brunnen. Das Vieh brüllt vor Durst.

*

Rochefort: Wir treffen hier den Kommandeur unsrer Kavalleriedivision wieder, von der wir uns in Alkmaar (Holland) verabschiedeten. Das Wiedersehen ging uns sehr nahe. Der Kommandeur, Generalmajor Feldt, hatte erst kürzlich seinen zweiten Sohn dem Vaterland geopfert. Der erste fiel in Polen, der zweite, Leutnant Feldt, der mit uns am 10. Mai in den Kampf geritten ist, kam durch eine Mine in Frankreich um.

Quartier in einer Strandvilla bei einem alten Herrn, Richter eines Seegerichtes. Es kommt ein Gespräch zustande anläßlich der Wahrnehmung, daß der alte Herr Mitglied der französischen „Ehrenlegion“ ist. „Es wird für Frankreich eine Unehre bleiben, daß es wiederum Schwarze deutschen Soldaten an den Hals gehetzt hat — eine unauslöschliche Schmach, daß gestattet worden ist, daß jene Urwaldwesen mit langen Schlachtmessern sich an unsren Verwundeten vergingen — jawohl, mein Herr, eine Schande für Europa, das Ihr Land angeblich verteidigte...“ — „Lange Messer, das gehört so zu den Gewohnheiten dieser primitiven Menschen, das konnten wir ihnen nicht abgewöhnen.“ — „Ach so.“

Ja, das war alles, was ein Mitglied der „Legion d'honneur“ zu dem Falle zu äußern wußte.

*

Bordeaux: Arbeitslose marokkanische Hafenarbeiter lungern an den Molen des Girondeufers, rabenschwarze Kongoneger schauen scheu über die Reling ihres Frachters zu uns herab und entschuldigen sich in schlechtem Französisch, daß sie noch hier wären. Sie wollten ja nichts anderes, als wieder in Afrika sein. Unsre Marine schafft hier eben Ordnung. Stapel von Flugzeugbestandteilen lagern hier, die an die „Mission Franchise du Ministre de l'Armement a Londres“ gerichtet sind. Allein wir kamen der Verschiffung um eine Nasenlänge zuvor.

*

Arcachon: Unser Tagesziel. Wir bleiben heut nacht hier, die Sonne steht schon tief. In welche Villa ziehen wir ein? Plutokratenpaläste sehen uns an. Die Brandung rauscht und lädt ein zum Bade. Diese Villa, ja, die taugt uns. Madame, die schon sehr alte Besitzerin, liest gerade im Salon ein Buch, schaut auf, sieht zum ersten Male einen deutschen Soldaten vor sich. Ihr Staunen ist groß. „Entschuldigung, Madame, dürfen wir heut nacht in Ihrem Hause schlafen?“ Ohne sich zu besinnen, meint sie: „Aber natürlich, es ist Platz genug“, und gleich darauf: Ob wir zum Abendessen dem Rotwein Weißwein vorzögen. „Am besten beides, Madame, wenn's nichts ausmacht, wir wollen mit Andacht die Gewächse Ihres eignen Weingartens prüfen — wir sind nämlich Kenner.“ Der Sommersitz, der einer großen Importfirma in Bordeaux zugehört, umgibt uns mit den Finessen seiner Gastlichkeit. Nach dem Bade soupieren wir, zwei Mädchen in weißen Schürzen tragen auf. Bei Kerzenschimmer, ganz nah dem Strand des Atlantischen Ozeans, gar nicht mehr weit von Spanien, fließt der rubinrote und dann der goldgelbe Wein in drei durstige Kehlen.

„Was führen wir doch für ein Leben, Kinder, der Gott in Frankreich lebt nicht nur in der Fabel, wir leben jedenfalls im Augenblick wie die Götter. Manchmal freilich nur wie die Vaganten, löffeln, wie gestern mittag, aus dem verbeulten Napf Bohnensuppe und trinken aus Feldbechern sommerlauen edlen Sekt dazu. Wir schlafen heute im Daunenbett, zerlegen mit Silberbesteck die feinsten Fische und trinken aus Kristall, morgen nacht verkrümeln wir uns in eine Scheune und nagen die Hartwurst aus der Faust. Wie es eben kommt — göttlich ist dies Leben mit der rastlos wechselnden Szenerie jedenfalls. Oder seid ihr andrer Meinung? Ha —?“

„So ist es, herrlich das alles, wundervoll der weite Weg hierher, der Kampf, die Gefahr — die Enge unsres Daseins, die Schrebergartenideale haben wir für immer hinter uns gelassen, denk' ich. Versteht mich richtig: Nichts gegen die Kleintierzucht, das Kräutergärtlein und die selbstgezogene Frühkartoffel. Aber konnte je, verdammt nochmal, dieses resignierte Ersatzglück im Winkel deutsche Zukunft, Reich der Jugendwünsche und überhaupt Erfüllung heißen? Wo wir es doch in uns fühlen und in uns haben, dem Planeten eine neue Achse einzufädeln, der

Weltbahn eine andre Kurve vorzuschreiben —! Auf die neue Erdachse, auf die neue Weltbahn — unser Glas, Kameraden, Horrüdho!“

Die leichte Brandung harft ein bezauberndes Arpeggio, der Sternenreigen funkelt in diamantener Klarheit. Die Sterne, dünkt uns, lächeln zufrieden, daß wir nicht mehr unser Glück vergeblich bei ihnen oben suchen, sondern auf der wohlgegründeten Erde mit diesem Freiheitskampf eben das Recht zu leben angemeldet haben, das unsrem schöpferischen Auftrag zukommt und der deutschen Sendung entspricht.

Nach dem Waffenstillstand: Unsre Truppen haben in Südfrankreich die Demarkationslinie erreicht und sind zur Ruhe übergegangen



Um ein Pak-Geschütz drängt sich in echter Pimpfenneugier aus dem Elsaß evakuierte volksdeutsche Jugend
(Seite 298)



Nach dem Waffenstillstand: Die Müdigkeit ist riesengroß und …

… nicht minder der Sektdurst bei der Hundehitze

Männer der Heeresartillerie beim Hafenrundgang in La Rochelle. Trotzige Wehrtürme erinnern an einstige Kämpfe der Stadt gegen britische Räuberei



Stolz weht unsre Fahne über dem Rathaus der Hugenottenstadt La Rochelle *(Seite 309)*



Bordeaux: Die deutsche Wacht an der Gironde-Mündung

„La Depeche“ vom 28. Juni 1940 berichtet:
„Nousavons ete vaincus par une mystique...“

„Wir sind besiegt worden durch eine mystische Kraft...“

Bordeaux, 3. Juli.

Frankreich erwacht in diesen Tagen aus der Betäubung der Katastrophe, die es herbeigezogen mit allen seinen Kräften der politischen Hysterie, blindwütig wie ein Besessener in ein brennendes Haus ist das Land hineingerannt in das Schicksal, das nun der Patriot händeringend beklagt. In einem Staate, in dem bisher die Verantwortungslosigkeit der Führung Grundsatz war, beginnt man nun Männer zu suchen, die die Verantwortung für das alles tragen, man grübelt Fehlentschlüssen und falschen Schlüssen der Politiker und Heerführer Frankreichs nach, die Sucht, das Unfaßliche des Geschehens doch irgendwie zu fassen, wird zum Schrei nach der Verantwortung, nach den Schuldigen.

Ein Land beschwichtigt sein eigenes Schuldgefühl und die Reue über versäumte Gelegenheiten, indem es den perfiden Bundesgenossen jenseits des Kanals den großen Schuldner nennt, indem es nach Reformen ruft, Gewissenserforschung treibt bis zur Selbstpeinigung, indem es sich in den Fatalismus flüchtet, einem unabwendbaren Geschicke verfallen zu sein, das alle Kraft der Waffen Frankreichs zuschanden machte. Das Gefühl, der Übermacht eines elementarisch hereinbrechenden Ereignisses erlegen zu sein, beherrscht die Gemüter. Die Erkenntnis, daß eine Zeitenwende auch über die Betonburgen und Festungswälle Frankreichs hingeschritten ist, daß der Sturm einer neuen Epoche Europas die Fackel von 1789 verlöscht hat und alle die trügerischen Blinkfeuer der Westdemokratie, erfüllt in diesen späten Tagen den einsichtigen Franzosen. Für ihn war bislang die Maginotlinie mit den hochmechanisierten Verteidigungswaffen ihrer Bunker die vielfache Rückversicherung gegen die schlimmste aller Gefahren, die dem alten Frankreich zustoßen konnten: Die gültigen französischen Denkgesetze abwandeln zu müssen und sie im Hinblick auf das Leben neu zu formen, das die Gesetze des Werdens lenkt. Die Maginotlinie war doch so recht

der Ausdruck gallischen Weltgefühles: Erhaltung des Bestehenden als höchsten Lebensinhalt. „Verweile Augenblick“ — überragender staatspolitischer Grundsatz der III. Republik, Wahn des status quo als politisches Leitmotiv, die Gotterwähltheit des Volkes der Jungfrau von Domremy und das sich daraus ableitende Gefühl der Weltsendung: Alles Gute ist Frankreich, alles, was Frankreich tut, ist gut, schließlich jene „Civilisation“, der vermeintliche Gipfelpunkt der Menschheit und Menschlichkeit — dies alles gerät ins Wanken durch die Erdbebenstöße dieser Wochen.

Wir haben die Spuren dieser Angst, dieser tiefsten Bangnis der französischen Seele, zahllosen Gesichtern abgelesen in diesen Tagen, dieser Angst, umdenken, umlernen zu müssen. Die Korrektur eines Weltbildes — die Wehen eines sich neu gestaltenden Frankreichs, das von sich bisher meinte, daß es überall die Gipfelhöhen menschlicher Werte besetzt halte. Der kühle Genius Frankreichs, die Ratio, der rechnende Verstand, die klügelnde epikuräische Lebensweisheit des „savoir vivre“ sind entthront, die Altäre des Bloß-Vernünftigen umgestürzt, die Dämmerung der Abgötter Frankreichs ist eingebrochen.

Dem diplomatischen Schachmeister Frankreich geht es auf, trotz alledem einen Eröffnungsfehler begangen, ein leichtsinniges Figurenopfer gebracht zu haben, er gibt die Partie auf mit tiefem Erschrecken.

Dem Franzosen, dem geborenen Rationalisten, dämmert die Erkenntnis, daß Geschichte denn doch nicht mit Anleihepolitik, Transaktionen, Paktspinnen und parlamentarischen Mehrheitsbeschlüssen gemacht wird, sondern daß seelische, also überrationale, jenseits des bloß vernünftig Errechenbaren liegende Mächte eigentlich den Lauf der Welt bestimmen. Napoleon allerdings war kein Rationalist in diesem Sinne, er war als dämonische Natur sich des mystischen Quellgrundes jeder gewaltigen Formgebung bewußt, er sprach einmal von dem Atom, das ihn zerschmettern könnte, wenn er seine Aufgabe erfüllt hätte. Als Genius kosmischer Erfülltheit war er denn auch kein eigentlicher Franzose, der ja unmystisch, unkosmisch gestimmt ist. Die nationalsozialistischen Revolutionsarmeen Adolf Hitlers jedoch erscheinen dem Bürger Frankreichs, der sich nach „Sicherheit“ heiser schrie, um der Tiefe des Lebens und seinen schweren Pflichten im Sinne einer gerechten Weltordnung

auszuweichen, so eigentlich als die Träger einer Macht, für die er noch kein Begreifen und kaum ein anderes Wort hat als „une force religieuse“ oder „une mystique“.

Die Platzangst der französischen Seele und ihrer Ratio, die alles so unübertrefflich schön und wohlgeordnet fand, was je der Gott in Frankreich beschloß, stammelt: „Les allemands — Hitler — une mystique —“.

In einem Blatt — „La Depeche“ vom 28. Juni 1940 —, das uns heute in die Hand kam, wird von dem Gespräch eines Mitgliedes der Academie Francaise, M. L. Gillet, mit einem französischen Frontkämpfer berichtet. „Wir sind“, sagte dieser, „besiegt worden durch eine mystische Kraft... durch die unabschätzbare Gewalt eines religiösen Glaubens, der seit dem Islam und dem Koran ohne Beispiel ist in der Geschichte... Für die Deutschen ist Hitler ein Gott. Wer von uns hat nicht Beispiele dieser seltsamen Religion kennengelernt? Sie bezeugt jener sterbende Offizier, der priesterlichen Beistand ablehnte mit den Worten: ‚Ich habe meinen Führer!'... Das Geheimnis unsres Wiederaufbaues? Daß wir verstehen, in uns die geistigen Kräfte wiederzufinden, ohne die kein Volk groß sein kann...“

Einmal war Hitler für dasselbe Frankreich nur der geschickte Agitator, den es zu verkleinern beliebte, dann „l'enigme Hitler“, das „Rätsel Hitler“, zu dessen Wesen man jedoch keinen Zugang fand, weil man den Genuß als Weltanschauung nicht aufgeben wollte, schließlich der große Schrecken.

Einer ehrlichen, versöhnlichen Auseinandersetzung mit der seelenerobernden Macht Adolf Hitlers ist Frankreich stets ausgewichen. Wo Taten des Verständnisses fällig waren, hat es gehöhnt, verdächtigt und mit Vernichtung gedroht.

Als mystisches Ereignis ist nun, wie jenes Bekenntnis bezeugt, Adolf Hitler in Frankreich eingezogen, Vollstrecker eines Urteilsspruches der Weltgeschichte, von der es heißt, daß sie ein Weltgericht sei.

Die Ära der „Vernunft“, des gottleugnerischen Intellektualismus, woran Europa verdarb an Blut und Seele und wodurch der Menschenadel verkommen war, ist gestorben.

Ein magisches Zeitalter, ein heldisches Jahrtausend ist angebrochen, allerneuernd wird es das Gerechte und Gute, Stolze und Starke zum Siege führen auf den Wegen einer neuen sozialen Weltordnung.

„Nous avons ete vaincus par une mystique...“, „Wir sind besiegt worden durch eine mystische Kraft...“, ruft noch in der Hellsichtigkeit ihrer letzten Stunden eine müde versinkende Welt...

Inhaltsverzeichnis

Der Feldzug gegen Polen

Die Westwallzeit

Der Feldzug im Westen

Seite